Kursbuch 35

Verkehrsformen
1 Frauen Männer Linke
Über die Schwierigkeiten ihrer Emanzipation

Rudolf zur Lippe, Objektiver Faktor Subjektivität
Simone de Beauvoir / Jean-Paul Sartre, Unsere Beziehung
Anna, Laura, Louise, Mary, Wera, Die Sache der Frauen
Peter Schneider, Gibt es eine Emanzipation der Männer?
Til Schulz, Abenteuer des falschen Bewußtseins
Wolfgang Pohrt / Michael Schwarz, Wegwerfbeziehungen
Exkurse: Auf dem Weg zur Schwarzen Marktwirtschaft · Ein letzter Brief aus der Moneda · Wo ist Lin Piao geblieben?
Kursbogen: Linksverkehr

Kursbuch/Rotbuch Verlag 7 Mark

28336

Kursbuch
Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger, Karl Markus Michel und Harald Wieser

Kursbuch 35 April 1974

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am: .....
05
Kur

Verkehrsformen
I Frauen Männer Linke
Über die Schwierigkeiten ihrer Emanzipation

Rudolf zur Lippe, Objektiver Faktor Subjektivität 1
Von der Veränderung des Menschen durch den Kampf. Gespräche mit LIP-Arbeitern 37
Simone de Beauvoir / Jean-Paul Sartre, Über unsere Beziehung 49
Simone de Beauvoir, Über den Kampf für die Befreiung der Frau 58
Anna, Laura, Louise, Mary, Wera, Die Sache der Frauen 69
Peter Schneider, Die Sache mit der »Männlichkeit«. Gibt es eine Emanzipation der Männer? 103
Til Schulz, »Der Kampf als inneres Erlebnis«. Abenteuer des falschen Bewußtseins 135
Wolfgang Pohrt / Michael Schwarz, Wegwerfbeziehungen. Versuch über die Zerstörung der Gebrauchswerte 155
Exkurse: Auf dem Weg zur Schwarzen Marktwirtschaft / Ein letzter Brief aus der Moneda / Wo ist Lin Piao geblieben 183

Kursbogen: Linksverkehr

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 5, im Einzelverkauf DM 7. Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, 1 Berlin 31, Jenaer Straße 9, Telefon 8 54 16 06. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Hans Magnus Enzensberger und Karl Markus Michel. Redaktion: Ingrid Karsunke.
© 1974 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Diesem Heft liegen Prospekte der Firmen Diogenes, Informationszentrum Buch, Suhrkamp und Rotbuch bei.

Rudolf zur Lippe
Objektiver Faktor Subjektivität

> »Ich sagte mir: ›Ich kann nicht das ganze Unkraut auf dem Feld allein jäten. Das dauert zu lange. Zusammenarbeit ist besser. Zusammenarbeit macht uns stark.‹« (Kao Pin-ying aus Liu Ling – Jan Myrdal, *Bericht aus einem chinesischen Dorf*)

> »Freiheit, Güte, Gerechtigkeit, Geschmack und Großzügigkeit sind Produktionsfragen, sagte Me-ti zuversichtlich . . . Unter sittlichem Verhalten kann ich nur ein produktives Verhalten verstehen . . .« (Bertolt Brecht, *Me-ti*)

Der Begriff, den ich als Titel gewählt habe, enthält eine These zu der gesellschaftlichen Produktivkraft Subjektivität und der gegenwärtigen Phase ihrer Verwirklichung, die im dritten Teil dieses Aufsatzes entwickelt wird und seine Hauptstoßrichtung bezeichnet. Im ersten Teil sollen die gesellschaftstheoretischen Perspektiven ansatzweise aus den Erfahrungen entwickelt werden, die im Zuge der Politisierung uns allen als Individuen und kleinen Gruppen selber zugänglich werden. Der Mittelteil dient einem Rückblick auf die bürgerlich organisierte Geschichte, die negativ wie positiv die Voraussetzungen der gegenwärtigen Situation noch weitgehend bestimmt.

Die neuen Erfahrungen, die sich in Veränderungszusammenhängen vollziehen, lassen sich weder kategorial beschreiben noch szenisch schildern. Die Form der Darstellung ist zu distanziert, um das leisten zu können. Ein Aufsatzautor kann die Prozesse nur einerseits allgemein und andererseits an einzelnen individuellen Erfahrungen andeuten, die gerade dadurch politisch sind, daß sie das eine mit dem anderen in konkreten Situationen verbinden. Das heißt, die neuen Beziehungen in Wohnungen und Gruppen, die neuen Formen von Öffentlichkeit durch ein bestimmtes Verhalten im Ablauf von Betriebsversammlungen und Teach-ins können nur als Dokumentation von Selbstverständigungsprozessen einer Wohnung über ihre Geschichte, einer Stadtgruppe über ihre Geschichte und so weiter objektiviert werden. Gerade das scheitert aber gegenwärtig so vielfach, daß ein individueller Beitrag eine Funktion für solche Prozesse erfüllen kann, wenn er aktuell wenigstens einige Seiten des objektiven wie des subjektiven Problemstandes und Problembewußtseins diskutiert. Ohnehin bleibt vorläufig die Aufarbeitung von historischem Material noch weitgehend Aufgabe einzelner; die neuen Verkehrsformen als Arbeitszusammenhänge erlauben uns allerdings nicht mehr, solche Arbeitsteiligkeit ohne Rückbezug auf kollektive Diskussionen und objektive Entwicklungen durchzuführen.

Die Studentenbewegung hat nicht nur gegen den Vietnam-Krieg antiimperialistische Politik betrieben und mit antikapitalistischer Aufklärung die Arbeiterschaft zur Selbstbefreiung aufgerufen, sondern in großen Demonstrationen durch die Städte und mit Aktionen in Gerichtssälen, Rathäusern, Gefängnissen und Kaufhäusern eine neue Qualität von Öffentlichkeit beansprucht. Ihre Formen hielten sich dabei provokativ nahe an denen der bürgerlichen Öffentlichkeit. Sie waren eine Art Appell, die Formeln der traditionellen Gesellschaft wie »Freiheit der Meinungsbildung«, den »Gleichheitssatz« oder »Gerechtigkeit« radikal, inhaltlich zu verwirklichen. Dabei konnten die Studenten gerade auch Agitationsweisen und Strategien wiederbeleben, in denen sich schon der Kampf des Bürgertums gegen Absolutismus, Feudalherrschaft und Klerikalismus vollzogen hatte. Ein aufklärerischer Gestus verband sich mit dem Konzept, einzelne Aktionen würden allgemein zu beobachtende Zustände öffentlich kritisieren, die Handlungen der Studenten würden allgemein die Möglichkeit aktiver Kritik manifestieren und könnten deshalb exemplarisch wirken.
Nicht nur exemplarisch wurden die Veränderungen an der Hochschule selbst angegangen, wo grundsätzlich alle Studenten agitiert, alle Veranstaltungen kritisiert, alle Institutionen aufgebrochen und alle wissenschaftlichen und persönlichen Vorstellungen der einzelnen zum Gegenstand politischer Auseinandersetzung und zum Feld emanzipatorischer Arbeit erklärt wurden. Allerdings stellten sich auch diese Ansätze zur Selbstbefreiung überwiegend als eine Selbstaufklärung dar. Die Verbindung von allgemein politischen und individuell psychoanalytischen Forderungen wurde noch nicht eindeutig strukturiert: Parolen wie »Schlagt das Kapital international« und »Lest Wilhelm Reich und handelt danach« konnten in kein klares Verhältnis zueinander gebracht werden. Trotzdem waren Rektoratsbesetzungen und die Springeraktion, vor allem aber der aktive Streik für gesellschaftliche Prozesse ebenso wichtig wie für die Politisierung der einzelnen selbst. So wurde die eigene Diskriminierung in Universitätsakten verhindert (Hauptpunkt der Englischen Studentenrevolte); man begann nach sinnvollen Kriterien zur Strukturierung und Durchführung des Studiums zu suchen. Das heißt, man wollte die Ausbildung nicht länger als private, konkurrenzmechanisch organisierte Karrierevorbereitung betreiben, sondern versuchen, durch Bezug der Formen und Inhalte auf die gesamtgesellschaftliche Situation die spätere Berufssituation klar einzuschätzen, um sich nicht als »technische Intelligenz« zu Instrumenten einer ausbeuterisch organisierten Produktionsmaschinerie profilieren zu lassen.
Die Frage, was für eine Öffentlichkeit man damals meinte, wurde kaum

gestellt. In der deutschen Studenten- und Schülerbewegung identifizierte man sich mit dem französischen Mai und lehnte die eigenen Vorstellungen nur zu gern an die dort mit der Bevölkerung in den Straßen und durch die Arbeiter in den besetzten Fabriken verwirklichten neuen Formen revolutionärer Öffentlichkeit an. Es wurde eine neue Form der Aufklärung gefunden, nämlich Aufklärung durch exemplarisches Handeln statt durch theoretische Erklärung. Doch an der Basis konnten auch Projekt- und Basisgruppen nur flüchtig Sympathien gewinnen. Die Bevölkerung begründete ihre Ablehnung der »langhaarigen Radikalen« mit Klischees aus der reaktionären Zeitungspropaganda. Der wirkliche Grund für ihre Reserve liegt aber tiefer, nämlich in der richtigen Abwehr gegen den studentischen Substitutionalismus.

Wenn Studenten die Arbeiter dazu agitieren, sie müßten jetzt das und das Bewußtsein als ihr richtiges Interesse erkennen und bekennen, dann setzt das die alte Klassentrennung unter neuen Fahnen fort. Der Proletarier vermag das aus jahrhundertelangen Unterdrückungserfahrungen sehr genau zu fühlen – freilich ohne sich oder irgend jemandem in wohlreflektierten Begriffen darüber Rechenschaft zu geben. Er weiß zu genau, wie gefährlich es ist, sich aus dem allgemeinen Wohlverhalten hervorzuwagen, um seine Spielräume mit Verbalradikalismus zu vertun. Bevor man nicht weiß, daß wirklich etwas geändert werden kann, gefährdet man mit solchen Artikulationen nur die wenigen Möglichkeiten zum subversiven Widerstand, die man sich erprobt und erkämpft hat. Die Ideologiekritiker begegnen der Resignation, zu der sich viele kleine Anpassungsschritte verfestigt haben, einfach mit der Forderung, die Zwänge müßten offengelegt, die Anpassungen kritisiert werden, so könne man sich zum Kampf formieren. Den Arbeitern müßten sie aber erst einmal sagen, wie man dann bis zur Revolution überleben soll! Vernünftige Aufklärung besteht darin, daß irrationale Angst in Realangst gegenüber Gewalten umgeformt wird, die man mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen kann. Bis diese Aussicht wenigstens in Gestalt eines vernünftigen Risikos greifbar wird, ist es aber sehr schwierig zu entscheiden, ob die »realistische« Anpassung, mit der man die eigenen Ausbeutungserlebnisse vor sich selbst verschleiert und vor anderen tabuisiert, irrational ist oder rational im Interesse des realen Über ebens unter den gegebenen Verhältnissen. Diese Frage läßt sich nicht durch allzeit bereite dogmatische Verurteilungen des Revisionismus, des Syndikalismus, des Reformismus beiseite schieben. Solche Verurteilungen sind selber eine irrationale Verschleierung von Realangst, nämlich der Angst der politischen Strategen vor den konkreten, berechtigten Ansprüchen der Menschen, die im Betrieb und im Stadtteil politisiert werden sollen.

Auf die Angst einzugehen, auf die eigene und die der anderen, ist wesent-

lich für die Veränderung der Verkehrsformen. Ob das gelingt oder nicht, ist ein entscheidendes Kriterium für neue Formen von Öffentlichkeit; denn die meisten Erlebnisse im Beruf, im Bereich von Innen- und Außenpolitik und in der Familie, die täglich das Verhalten der Menschen bestimmen, sind mit Angst verbunden: vor Arbeitslosigkeit, Überarbeitung und Krankheit, vor Teuerung und weiterer Einengung der Spielräume, vor der zwanghaften Trennung der Geschlechterrollen, vor den Ansprüchen der Kinder auf wirkliche Orientierungshilfen in ihren Problemen mit sich selbst und in einer irrationalen Gesellschaft, vor dem Zwang zur Selbstdarstellung der Familie nach außen als harmonische und wohletablierte Einheit – und schließlich überall mit der Angst vor der Langeweile, wenn nichts mehr passiert, weil sich kaum jemand überhaupt noch zutrauen kann, als einzelner an diese Probleme heranzugehen, die ihm wie ein unerforschliches Schicksal von der gesellschaftlichen Realität präsentiert werden. In der Parole der Studentenbewegung »Diskutiert eure Ängste« steckte bereits ganz allgemein die Einsicht in die Notwendigkeit, das individuelle Erleben jener Zwänge öffentlich zu verarbeiten. Aber erst in den folgenden Jahren wurde versucht, das Programm der Revolte durch politische Erfahrungen innerhalb linker Gruppen und Wohngemeinschaften und gegenüber dem Proletariat im Betrieb und im Stadtteil einzulösen. Politisierung heißt, Verhältnisse und Beziehungen zu sich selbst, zu anderen, zu Gegenständen als Wirkung oder Bedingung öffentlicher Zusammenhänge zu begreifen. Statt privat etwas zu erleiden, muß man es mit anderen Betroffenen diskutieren und gemeinsam ein Verhalten erarbeiten. In einem Papier, das unsere »Stadtteilgruppe« 1972 zu ihrer Selbstverständigung schrieb, forderten wir, daß in kleineren Gruppen und langfristig mit einer bestimmten Zielgruppe an der Basis gearbeitet werden müsse, damit Diskussionen der Lebensverhältnisse von allen und entsprechende gemeinsame Veränderungen in den Gruppen und zwischen den Gruppen möglich würden. Entsprechend grenzten wir politische Arbeit gegen die »Bürgerinitiativen« ab, die zwar seit der Studentenrevolte ebenfalls bestimmte technische Probleme, das Anwachsen psychischer Belastungen und die Unfähigkeit der Behörden dem gegenüber sehen, aber wegen der Bürgerlichkeit ihrer Konzeption kaum über Symptomkurierung hinausgelangen:

> Kennzeichnend für die Bürgerinitiativen ist, daß es sich um Freizeitvereinigungen handelt, mit meist inhomogener Struktur, die nicht verarbeitet wird (sie werden meist nach kurzer Laufzeit von Angestellten, von den »Gebildeten«, übernommen), daß sie keine Perspektiven haben. Sie sind an Institutionen orientiert, die dann das Problem lösen sollen . . .
> Gemeinsam ist allen Bürgerinitiativen, daß es ihnen nicht um die Produktion von gemeinsamen Erfahrungen geht, daß es kaum Lernprozesse gibt, daß es entsprechend keine kontinuierliche Arbeit gibt, Bürgerinitiativen sind Reaktionen auf »Mißstände«, die »man beseitigen soll«, ohne daß der Lebenszusammenhang thematisiert würde, in dem die

Probleme auftauchen und in dem die Bürger jeder für sich ganz ähnliche Erfahrungen machen.

Konflikte mit den Institutionen werden grundsätzlich vermieden, so daß die Bürgerinitiativen die gesellschaftliche Organisation und ihre Behörden, die sie im konkreten Fall für unfähig erklären müssen, prinzipiell anerkennen und bestätigen. Dadurch wird eine folgerichtige Selbstorganisation unmöglich. Gerade der Ansatz zu einer Selbstorganisation ist aber die Basis der Politisierung, auch der neuen Öffentlichkeit von Beziehungen. Die Notwendigkeit, auch Konflikte mit den Institutionen auszutragen, stellt eine wichtige praktische Perspektive dar, auf die hin eine Gruppe die Beziehungen und Probleme der einzelnen diskutieren muß. Die Kollektivität, um die es dabei geht, darf nicht mit dem »Zusammenschluß gegen den äußeren Feind« und mit Kameraderie verwechselt werden; in solchen äußerlichen Formen, wie sie von der bürgerlichen Gesellschaft hervorgebracht werden – und die Bürger können sich unter den neuen politischen Gruppen auch gar nichts anderes vorstellen –, wird die Schlagkraft nach außen durch einen inneren Wettbewerb der Formation erreicht, welches ihrer Mitglieder am effektivsten den »inneren Schweinehund« bekämpfen kann. Die Stärke, die der einzelne dazu braucht, bezieht er entweder aus unmittelbarer Angst vor Bestrafung durch höhere Instanzen oder aus der Verinnerlichung der hierarchischen Ordnung. Sie wird dem Kind bereits durch die elterliche Autorität eingepflanzt, Lehrer und Vorgesetzte vertiefen sie und bauen sie aus, der Staat bedient sich ihrer – oder welche soziale Institution immer es vermag, sich als Über-Ich zu installieren.

Politisierung bedeutet also insofern, diese Strukturen in sich selbst zu erkennen und mit anderen zusammen zu verarbeiten, um die Fähigkeit zu Selbstbestimmung und Selbstorganisation wiederzugewinnen; das heißt, wir müssen uns gegenseitig helfen, unser subjektives Vermögen, Kontrolle über unser Handeln auszuüben, mit unserem subjektiven Vermögen, zu denken und zu urteilen, wieder rational zu vereinigen. Selbstorganisation und Politisierung sind die praktischen Wege, auf denen wir beginnen, uns unsere Subjektivität anzueignen. Wir wollen zunächst einmal unsere irrationale Angst vor Staatsapparat, Straffälligkeit und Polizei gegen die Realangst vor Schlägen und Bestrafungen abgrenzen. Wir wollen diejenigen, mit denen wir in Gefahrensituationen kommen – in physische Gefahr zum Beispiel bei Demonstrationen oder in allgemeine existentielle Gefahr zum Beispiel durch Berufsverbote –, kennen. Ich will, daß die anderen wissen, wovor ich Angst habe, und daß ich weiß, wovor sie Angst haben, damit wir uns gezielt helfen und stützen können und damit wir konkret handeln können. Kollektivität entsteht, wenn wir unser gemeinsames Handeln auf den präzisen Möglichkeiten und den spezifischen Unfähig-

keiten von uns allen aufbauen können. Der Maßstab dafür ist, ob es gelingt, kollektiv und individuell neue Möglichkeiten zu finden und alte Unfähigkeiten zu verarbeiten.

Als Bürger kann man das nicht verstehen. Die Organisation der bürgerlichen Gesellschaft beruht so wesentlich auf der Angst, beziehungsweise auf Systemen, in denen seit Thomas Hobbes die individuelle Angst das Unterpfand für ein allgemeines Gleichgewicht bildet, daß Angst kaum noch als solche wahrgenommen und begriffen wird. Seit der Zeit, in der die bürgerliche Rationalität Organisationsformen als pragmatisches Hilfsmittel gegen den »Kampf aller gegen alle« durchsetzte, sind diese Formen nicht wesentlich rationaler und menschlicher geworden, aber es ist in Vergessenheit geraten, daß sie nur schlechte Hilfsmittel sind. Allerdings wurde das nicht zufällig vergessen; denn es hat sich erwiesen, daß diese Mittel neben den verheerenden Folgen für alle den Bürgern außerordentliche Vorteile gegenüber denen garantieren, die nichts besitzen als ihre Arbeitskraft. – Am Markt muß jeder um seine Selbsterhaltung kämpfen. Die bürgerliche Öffentlichkeit ist die Plattform, auf der jeder sich das von ihm ersehnte *image* bestätigen lassen muß; wenn es anerkannt wird, schreibt man der Person bis auf weiteres ein entsprechendes Prestige gut. Der Kampf um eine starke Ausgangsposition in der Konkurrenz der Geschäftsleute, der Wissenschaftler, der Playboys, der Reisevertreter, der Theaterkünstler, der Bürgerrechtler usw. usw. liefert selbst die Maximen, die als rationale Prinzipien gelten: Man muß besser sein, egal wie und worin. Vor allem muß man besser sein wollen, egal wozu und gegen wen. In der bürgerlichen Gesellschaft wird darüber nur gelegentlich Klage geführt; so gerät etwa in einem Film oder Theaterstück der Held in den tragischen Konflikt, den eigenen Freund oder die eigene Karriere verraten zu müssen. Aber es bleibt alles beim Alten.
Die Motive der Individuen sind oft menschlicher als die Regeln, nach denen ihre Gesellschaft organisiert ist; deshalb halten sie es für möglich, daß diese Gesellschaft ohne eine »radikale« Veränderung ihrer Organisation menschlich wird. Hoffnungslos gutwillig glauben die einzelnen daran, wenn ihnen der abstrakte Kampf ums Bessersein als ein vernünftiger Wettstreit um sachliche Kompetenz dargestellt wird und wenn das Besserseinwollen aller gegen alle als Verdienst an der Allgemeinheit hingestellt wird. Das ist Ideologie, weil diese Regeln nur der Allgemeinheit der besitzenden Bürger nützen und der Ausbeutung der besitzlosen Arbeiter dienen. Der Kampf der Linken richtet sich aber nicht nur gegen die Ausbeutung und gegen die Ideologie, mit der sie gestützt und verschleiert wird, sondern auch gegen die Auswirkungen der Ideologie auf die Verkehrsformen der Bürger selber. Der Grund für diese Richtung des Kampfes ist zum einen,

daß die bürgerlichen Verkehrsformen die Institutionen der Gesellschaft überhaupt bestimmen und das Proletariat im Spätkapitalismus ihnen immer weniger seine eigenen Verkehrsformen entgegensetzen kann; zum anderen kommen die Mitglieder insbesondere der studentischen Gruppen weitgehend selber aus bürgerlichen Sozialisationen. Die Auseinandersetzung mit den bürgerlichen Verkehrsformen findet daher sowohl als gesamtgesellschaftliche Kritik wie auch innerhalb der politischen Gruppen statt, in denen sie sich verschoben und oft verzerrt wiederholen.

Das bürgerliche »Publikum« sanktioniert bestimmte Kriterien, denen der einzelne entsprechen muß, wenn er anerkannt werden will. Die notwendigen Qualifikationen muß sich jeder privat anschaffen, doch keiner hat ausreichende Möglichkeiten, selber und an der Sache auszuprobieren, ob er genügend gelernt hat, sondern er muß sich den theoretischen Beurteilungskriterien der hierarchischen Instanzen unterwerfen, die oft ihre Autorität gerade dadurch unangreifbar machen, daß sie sich gegenüber der Praxis und praktischen Kontrollerfahrungen möglichst weit verselbständigen. Diesem irrationalen Druck von oben kann man nur Selbstsicherheit entgegensetzen, die aber nicht aus Sacherfahrungen, nur aus einer abstrakten Ichstärke kommen kann. (Bluff erzeugt Gegenbluff.) Sowohl den Autoritäten wie den Konkurrenten gegenüber nimmt die Fähigkeit, mit sachlichen und psychischen Unsicherheiten fertig zu werden, ohne daß jemand etwas merkt, eine Schlüsselstellung ein. Angst davor, schlechter zu sein, isoliert zu werden, darf man nicht zeigen. Man hat sie nur umso mehr und kann sie praktisch, im Umgang mit den Aufgaben, die einem gestellt werden, nicht genügend verarbeiten. Man muß sie ohne solche realen Prüfungen beseitigen. Allerdings bleiben dabei Aggressionen übrig. Am besten dreht man überhaupt den Spieß um und benutzt gerade seine Aggressionen, um besser zu sein; dann hat man auch weniger Schwierigkeiten, auf Kosten der anderen besser sein zu wollen. Statt gegen sich selbst kann man die Aggressionen dann gegen die Konkurrenten richten. Auch das ist eine Umformung von irrationaler Angst aus ungeklärten Beziehungen in reales Handeln. Aber sie klärt nicht den Ursprung der irrationalen Angst, so daß diese verborgen weiterbesteht; und was handelnd bewältigt wird, hängt nicht ersichtlich mit den ungeklärten Ungewißheiten zusammen. Deshalb kommt die neue Angst davor hinzu, den notwendigen eigenen Selbstbetrug zu entdecken und damit die Basis seines Erfolgs als ein Besserer zu gefährden. Außerdem hat selbstverständlich jeder die Angst, daß die anderen es doch merken ...

Wie könnte man angesichts von soviel Angst und Unsicherheit in den Fundamenten unserer freiheitlichen Grundordnung die rigiden, formalistischen, moralisch strengen, hierarchisch bürokratischen Organisationen der bürgerlichen Gesellschaft kritisieren? Ohne sie könnten doch weder

Recht noch Ordnung herrschen! An eine freie Entfaltung der Persönlichkeit in dem Chaos der Aggressionen und Ängste wäre gar nicht zu denken, wenn nicht Bewährung im Wettbewerb, juristisch kodifiziertes Mißtrauen gegen jedermann und kommerzielle Verwaltung des Guten, Wahren und Schönen die Kontrolle über das feindselige Chaos aufrecht erhalten würden!
Wie schwierig es ist, wirklich an die gemeinsame Aufarbeitung der irrationalen Ängste zu gehen, wenn man aus einer derartigen Formation kommt, zeigt sich in allen Versuchen, die dazu von den Gruppen der neuen Linken, aber auch im sogenannten Underground gemacht werden. Neue Modelle, wie man sich anders auf einander und auf objektive Zusammenhänge beziehen könnte, sind umso schwerer zu entwickeln, als das nur aus Erfahrungen möglich ist, die faktisch doch nach wie vor sowohl durch unsere Sozialisation in uns wie durch die gesellschaftlichen Verhältnisse um uns nach den Mustern der bürgerlich-kapitalistischen Organisation deformiert sind. Mit neuen Verkehrsformen an sich verändert man nicht die Verhältnisse, und ohne objektive Veränderungen fehlen die notwendigen Perspektiven für neue Verkehrsformen.

Wenn schon nicht die gesamte gesellschaftliche Praxis spektakulär verändert werden kann, braucht man wenigstens einen Bereich, in dem Probehandeln möglich ist. Man muß an eigenen Erfahrungen anknüpfen. Den programmhaften Brückenschlag von der Studentenbewegung zum Proletariat versuchten zunächst die Betriebsgruppen praktisch-politisch einzuholen. Während der ersten Welle von Betriebsarbeit habe ich mich aber noch in den Kreisen der Ideologiekritiker mit dem Totalitätsanspruch in der Westentasche herumgedrückt. Als auch uns klar wurde, daß wir die umwälzende Gesellschaftstheorie nicht bringen würden, schon gar nicht durch das Wechselgeschäft von Denken, Lesen und Reden, entschlossen sich einige von uns, wenigstens über etwas Konkretes zu reden, nämlich Stadtteilarbeit; und da wir das in der angeblich dezisionistischen Absicht taten, uns auf eine praktische Arbeit vorzubereiten, nannten uns die anderen etwas hämisch die »Stadtteilgruppe«. Wir waren nur der Zahl nach ein Grüppchen. Erst bei den ersten gemeinsamen kleinen Aktionen und als wir zum ersten Mal einen Termin als gemeinsames Frühstück bei einem von uns machten und dabei eine viel wichtigere Diskussion als zuvor hatten, entdeckten wir, was eine Gruppe vielleicht werden könnte. Als wir je zu zweit in Abrißhäuser gingen und mit den Mietern diskutierten, stellten wir fest, daß wir uns gegenseitig nicht besser kannten als die Mieter und daß deshalb unsere Fragen und Antworten wie aus stümperhaften Fragebögen ausgeschnitten wirkten. Unsere Hemmungen voreinander waren zwar nicht so groß wie die vor den Leuten, aber so groß, daß

wir am liebsten einen Agitationstext aufgesagt und uns gegenseitig dabei angefeuert hätten, bis alles klar geworden wäre: Die Leute hätten erfahren, was sie für ein Bewußtsein haben müssen, und wir hätten ihnen auch noch geholfen, die richtigen Taten folgen zu lassen. Uns anders zu verhalten, war ein schwieriger Schritt vor allem in unserer eigenen Politisierung und wurde von den meisten professionellen Genossen nicht gerade honoriert. Aber das, was wir so über uns und von den Erfordernissen der politischen Arbeit lernten, ist bestimmt die Grundlage, auf der wir auch später immer wieder uns aufeinander bezogen und einigermaßen gemeinsame Motivationen einbringen konnten, selbst bei theoretischer Arbeit an der Hochschule.

Im größeren Gruppenzusammenhang war es sehr schwer, die Gemeinsamkeit von politischer Arbeit an etwas anderem festzumachen als an der physischen Anwesenheit von allen an einem Ort der Diskussion oder Aktion Versammelten. Wir konnten die Ergebnisse der Diskussion nicht festhalten, keine Strategien mit längerfristigen Konsequenzen daraus entwickeln, wichtigere Arbeiten nicht aufteilen und gemeinsam auswerten. Es gelang uns kaum, Ansätze zu kollektiver Verarbeitung der Schwierigkeiten mit einzelnen und von einzelnen durchzuhalten, weil sie zu punktuell blieben. Lange wurde das Problem, über unsere Berufs- und Uni-Perspektiven zu sprechen, als unwichtig verdrängt. Dann stand eine Diskussion mit Bauarbeitern bevor, die sich aus einer Vietnam-Agitation von uns ergeben hatte. Als wir zu dritt zu der Baustelle unterwegs waren, wurde uns klar, daß wir bestimmen mußten, mit welcher Identität wir die Diskussion eigentlich führen wollten. Bei dieser Vorbereitung auf eine bestimmte politische Arbeit erfuhren wir zum ersten Mal voneinander, welche Examensängste und Berufsvorstellungen zwei von uns neben der aktuellen Arbeit der Gruppe beschäftigten und wie der dritte seine Ablehnung solcher Vorstellungen begründete. Aber der gute Anfang unter uns riß genauso wieder ab wie der Kontakt zu den Arbeitern, den wir schon beim nächsten Schritt unserer Arbeit, einer Preissteigerungskampagne, nicht mehr einbeziehen konnten.

Die Erfahrungen von konsequenter arbeitenden »Sponti«-Gruppen dürften weniger sporadisch sein. Dennoch sind die Schwierigkeiten mit der Kontinuität, die sich aus dem Anspruch auf konkrete Beziehungen zu der jeweiligen Aktionssituation ergeben, unvermeidlich für alle, die nicht an der Kadermanie erkrankt sind und an parteiamtlich verordnetem guten Gewissen und der Besserwisserei des sozialistischen Weltgeistes leiden. Bei einem Teach-in zum Streik an einem Fachbereich kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen den beiden Richtungen, in der sich das unterschiedliche Verhalten derart sinnfällig darstellte, daß viele den Vorgang nur langsam verarbeiten konnten – viele auch gar nicht. Zwischen Partei-

strategen, denen ihre männlichen und weiblichen Genossen den gewohnten Beifall spendeten für ihre globalen Einschätzungen zu Kapital und Wissenschaft, und denen, die nach einer intensiven Wissenschaftskritik und nach den konkreten Interessen der betroffenen Studenten fragten, tobte die Redeschlacht. Da bemächtigte sich plötzlich eine große Gruppe von Frauen der Rednerbühne und der Parteistrategen. Im ersten Augenblick reagierte ich aggressiv, weil ich mechanisch an blinde Gewalt glaubte. Dann machten Flugblätter und ein riesiges Transparent die Aktion klar: die Superkader, die in ihren Organisationen für die Unterdrückung der Frauen aus denselben Gründen sorgen, aus denen sie sich nicht um die konkreten Interessen von Studenten oder sonst jemand kümmern, wurden einfach einmal an ihren sterilen Polit-Ergüssen gehindert. Sie wurden mit Waldmeisterparfum bespritzt und bekamen einen »Orden für das Wichsen im Dienst des Volkes«. Ihre Reaktion war wirklich Gewalt. Sie schlugen um sich, rissen das Mikrophon weg und verließen schließlich den Saal. Was die Bürger Humorlosigkeit nennen, weil es bei ihnen mehr um gute Haltung als um neue Arbeitsperspektiven geht, war hier unpolitische Begriffsstutzigkeit gegenüber einer neuen Qualität von Öffentlichkeit.
Diese neue Qualität von kollektiver und situativer Verarbeitung, der spontanen Produktion immer neuer Verhaltensformen läßt sich in den herkömmlichen Organisationen nicht feststellen. Neue Organisationsformen, die für eine Kontinuität unerläßlich sind, haben wir aber noch nicht gefunden, und es ist noch ungeklärt, wie sich entsprechende italienische Ansätze etwa in der »Autonomie«-Vorstellung (lotta continua) übertragen lassen. Eigentlich brauchte jede Veranstaltung wieder eine solche Frauenaktion. Selbstverständlich sind es die Frauengruppen, die am ehesten die Reproduktion von Verkehrsformen der männlich beherrschten bürgerlichen Gesellschaft zu durchbrechen und allgemeine Lernprozesse praktisch einzuleiten vermögen; denn das Problem der geschlechtsspezifischen Unterdrückung dauert fort und ist zugleich exemplarisch für alle herrschaftlichen und rigiden Verkehrsformen. An der Aktion auf jenem Teach-in vor zwei Jahren hat bei ziemlich vielen eine Bewußtseinsveränderung angesetzt, die in ähnliche Richtung ging wie meine eigene.

Auch die Wohngemeinschaften sind Erfahrungszusammenhänge, in denen von neuen Ansätzen her die Auseinandersetzung mit den herrschenden Traditionen geführt wird. Sie haben den Vorteil, kleiner zu sein als die Gruppen. Trotzdem sind auch ihre Voraussetzungen sehr problematisch. Gemeinsames Einkaufen und Essen (»Reproduktion«), zumal arbeitsteilig und nach desolaten Terminkalendern betrieben, ersetzt noch nicht eine gemeinsame Arbeit (»Produktion«). Zusammen Wände anzustreichen, zu

kochen und zu essen ist besser als nur zu reden; aber diese Kollektivität ist nur ein schwacher Ausgleich für die Isolation am Arbeitsplatz in einer völlig irrationalen und dichotomischen Organisation der Ökonomie. Im Freiraum der Reproduktionssphäre kann keine Wohngemeinschaft die subjektive Unproduktivität der Erfahrungen in der Produktion wiedergutmachen, ebensowenig wie einem Jürgen Habermas in der Verteilungssphäre allein die Entzerrung des herrschaftlich verzerrten Diskurses gelingen wird. Praktische Perspektiven haben die Wohngemeinschaften deshalb vor allem in gemeinsamer politischer Arbeit oder im Austausch von verschiedenen Erfahrungen, die aber vergleichbar und eine für die andere wichtig sind. Erst wo die Beziehungen sich an einer solchen als gemeinsam begriffenen Praxis außerhalb der Wohnung objektivieren können, gehen sie über Lebenshilfe hinaus, weil dann auch Wohnungsdiskussionen private Beziehungen als öffentliche, eben im radikalen Sinne politische Probleme verarbeiten können. Ohne eine solche praktische Reflexion reproduziert sich notwendig der ganze alte Terror. Die Haushaltstechnik ist wegen einer etwas höheren Schmutztoleranz nicht weniger Stein des Anstoßes. Freiere Ansprüche an Entfaltung und Zusammenhang von Liebesbeziehungen oder Freundschaften verhindern nicht die Konflikte um Kontinuität und Intensität. Zweifellos hat sich außerordentlich Wichtiges verändert: In viel weniger Situationen kommt es darauf an, den Stärkeren zu spielen, wenigstens grundsätzlich werden mehr Bedürfnisse als sinnvoll verstanden und man darf öfter von ihnen sprechen; solidarische Kritik ist möglich geworden, und manche ihrer Bedingungen werden besser gekannt und ins Spiel gebracht. Aber quantitativ reicht es eigentlich nicht aus, um durchzuhalten.

Obwohl man weiß, daß die Ausschließlichkeit von Zweiersituationen äußerst gefährlich ist und in ihr kaum Chancen bestehen, die im politischen Zusammenhang erworbenen Ansprüche einzulösen, wird in den Wohnungen über wichtige Fragen am ehesten noch zu zweit gesprochen. Damit wiederholt sich aber der Clinch, in den bürgerlich sozialisierte Menschen geraten müssen, sobald sie die Distanzierung voneinander aufgeben. Distanzierung ist das Hauptkriterium für bürgerliche Öffentlichkeit, so daß für Bürger nur die Alternativen von intim oder öffentlich, persönlich oder politisch gegeben sind und sie sich unter einer politischen Diskussion von Beziehungen, zum Beispiel, nur eine totalitäre Ausdehnung der formalen bürgerlichen Öffentlichkeit und ein Erdrücken des hilflos Privaten vorzustellen vermögen. Soweit wir alle in diesen Prinzipien aufgewachsen sind, kennen auch wir andere Modelle für Beziehungen vorerst nur aus den wenigen Grenzsituationen, die gelegentlich diese Prinzipien durchbrechen, etwa in besonders intensiven Freundschaften. Innerhalb solcher ausschließlicher Zweiersituationen können die »Politisierten«

genauso wie die Bürger nur einfach das Durcheinander ihrer privaten Wünsche, Vorstellungen, Ängste und Meinungen ineinanderschütten. Das löst notwendig Angst vor Identitätsverlust aus; man muß sich wieder abgrenzen, um noch zu wissen, daß man jemand ist und wer man ist. Wegen der Undurchsichtigkeit der eigenen inneren Verhältnisse und ihrer Zusammenhänge mit Beziehungen zu anderen grenzt man sich zuverlässiger *gegen* den anderen als *in* der Sache ab. Wieder triumphieren die alten Regeln: sich keine Blöße durch inhaltliche Vorstellungen oder konkrete Ansprüche geben. Die formale Anordnung des Verfahrens ist genauso alt: Gegen den anderen grenzt man sich am besten formal ab, indem man ihm Kompetenzen abspricht, Beweislast auferlegt und ihn überhaupt von sich ausschließt, ihn seiner Privatverantwortung überläßt und auf die simpelsten Resultate seiner Äußerungen festnagelt (»Korinthenkackerei« bis »Ideologiekritik«).

In solchen Situationen ist es so schwer, »vernünftig und sachlich miteinander zu reden«, weil man erstens nur redet und nicht in einem gemeinsamen Handeln objektivere Kriterien als moralisches Falsch und Richtig erproben kann. Zweitens wird Emotionalität in der ausschließlichen Zweiersituation, in der es nicht durch gemeinsame Praxisbezüge nach außen eine Verarbeitungsebene außerhalb der beiden Individuen gibt, gerade nicht zum Motor produktiver Entfaltungen. Jede Zuwendung ist automatisch eine direkte Anforderung an den anderen, jedes sachlich begründete Engagement verkehrt sich ungewollt in einen Angriff, jeder wird für seine Argumente auch emotional verantwortlich. Solche Mechanismen verwirren selbst diejenigen, die sich eigentlich der Gefahren bewußt sind, und lösen bei jedem aus, daß er nicht nur automatisch die sich einstellenden Muster reproduziert, sondern sie sich auch noch scheinbar willkürlich und mit »spontanem« Engagement zu eigen macht. Gemeinsam verarbeiten kann man diese gemeinsame, aber antagonistisch erlebte Situation nicht mehr. Man kann nur übelnehmen, verzeihen oder sich versöhnen. Watzlawick hat diese Mechanismen hervorragend genau beschrieben. Da er aber behauptet, so sei der Mensch, ist sein System keine wirkliche Analyse »menschlicher Kommunikation«, sondern eine versteckte und deshalb besonders gefährliche reaktionäre Gesellschaftstheorie. Das wird sich an den therapeutischen Empfehlungen wie an den gesellschaftspolitischen Strategien zeigen, die aus seiner Theorie resultieren und die, vom *Scientific Management* angewandt, die Verelendung der Menschen durch Verbot von Geschichte, Entwicklung und Beziehungen verwaltungsfähig machen werden.[1]

Aus dem Bisherigen soll vor allem klar werden, daß Politik und Revolutionstheorie nicht auf Ideologiekritik gegründet werden können. Gegenerfahrungen sind notwendig, und zwar Erfahrungen, über die jeder auch für

sich selbst einen Zusammenhang zwischen »seiner Politisierung« und der »Politik der Bewegung« in konkreten Situationen vollziehen kann. Statt eine Schmährede auf die isolierte Ideologiekritik zu halten, soll hier nur die Gegenparole stehen: *Produktion von Beziehungen.*[2]

II. Einige Strukturen der bürgerlichen Gesellschaft und Gegenmodelle

Wahrscheinlich klingt für viele der Begriff »Produktion von Beziehungen« so, als ob nun auch noch die Verkehrsformen, die die bürgerliche Gesellschaft wenigstens ein wenig aus dem allgemeinen Syndrom von Konkurrenzmechanismen herauszuhalten versucht hat, unter die ökonomischen Vorstellungen von Zweck-Mittel-Relationen, Knappheit der Ressourcen und Objektivierung in Form von Waren gebracht werden sollten. Der Nachdruck liegt aber darauf, daß Beziehungen zum Gegenstand ernsthafter und konsequenter Abarbeitung gemacht werden sollen, statt daß Freundschaften als mehr oder weniger wie Wunder vom Himmel fallend und Beziehungsprobleme als unbegreifbares Schicksal verstanden werden. Auch Beziehungen müssen als ein bewußter Prozeß realisiert werden, in dem Hemmungen überwunden, Möglichkeiten differenziert und Potentiale angeeiegnet werden. Der Begriff Produktion ist diesem Prozeß auch deshalb angemessen, weil diese Aneignung ebenso ein gesellschaftlicher Prozeß ist wie die Produktion von Gütern durch Aneignung von Natur. Die Verkehrsformen werden von den einzelnen Individuen realisiert, aber sie sind eine gesellschaftliche Objektivation.
Ebenso wie Marx den Begriff Genuß so interpretiert hat, daß er als Ausbildung der Sinnesvermögen eine Art von Arbeit darstellt, und damit den Begriff Arbeit potentiell von der Koppelung mit Entfremdung befreit hat, so hat er auch dem Begriff Produktion eine emphatische Bedeutung eröffnet. Beide Bedeutungsveränderungen fallen zusammen mit dem Entwurf einer Wiedervereinigung von körperlicher und geistiger Arbeit. Deren klassenspezifische herrschaftliche Trennung durch die kapitalistische Form von ausbeuterischer Arbeitsteilung liegt dem Begriff von Produktion als bloße Erstellung von Waren zugrunde, der das bürgerliche Denken in dem Maße beherrscht, wie die kapitalistische Praxis sich auf die Geschichte der Steigerung des volkswirtschaftlichen Outputs reduzieren läßt. Die bürgerliche Gesellschaft, für die Produktion nur insofern wichtig ist, als sie ein Interesse an den Resultaten hat – und zwar ein Verwertungsinteresse: sie kann keine irgendwie konkrete Gebrauchswertvorstellung objektivieren –, hat eine theoretische Intelligenz entwickelt, die der bloß formalen Organisationsfunktion der Kapitalisten entspricht. Sie wird von einem Kausalitätsprinzip bezeichnet, das an der mittelsparenden Erstel-

lung von gegenständlichen Resultaten orientiert ist und Prozesse nur an den meßbaren Unterschieden zwischen zwei in sich statischen Beobachtungsstadien ablesen kann. Das bürgerliche Denken hat zwar darüber weit hinausgehende Vorstellungen von Veränderungen und Bildungsgängen entwickelt; den elementaren Mangel an Erfahrungen im Prozeß der Produktion selbst aber hat es nicht überwinden können. Die Formen der Verarbeitung von Situationen und Gegenständen, die an den konkreten Umgang mit Gegenständen, also an sinnliche Tätigkeit, an körperliche Arbeit gebunden sind (praktische Intelligenz), wurden durch die klassenspezifische Arbeitsteilung von den theoretisch-intellektuellen Verarbeitungsformen getrennt, mit denen vom unmittelbaren Handlungszwang in konkreten Situationen abgehobene Strategien entwickelt werden. Diese tendenziell sich durchsetzende Polarisierung hat Alfred Lorenzer aus psychoanalytischer Sicht als »Aufspaltung« in die Extreme »Klischee-« und »Zeichenbildung« beschrieben. Seine Termini will ich hier nur in der gesellschaftstheoretischen Sicht aufgreifen, die allein ihnen ihren vollen Sinn geben kann, eben weil es sich hier nicht um irgendeine Phänomenologie klinisch unterscheidbarer Fälle von Devianz handelt, sondern um individuell sich manifestierende Auswirkungen der gattungsgeschichtlichen Teilung von körperlicher und geistiger Arbeit. Während alle freie Intelligenz auf die Ausbildung abgehobener Strategien gewandt wird, bleibt das Gegenstandsbewußtsein begriffslos (»klischeehaft«) in unmittelbarer existentieller Einheit mit den Umständen liegen, durch die es entsteht.

Auch bei den Modellen der bürgerlichen Gesellschaft für die Verkehrsformen handelt es sich um eine Art von »Zeichenbildung«, die an die Gegenstände und Prozesse selbst immer nur über Gedankenrekonstruktionen wieder herankommen kann. Das gelingt sogar in den philosophischen oder künstlerischen Entwürfen, die besonders weit gelangen, immer nur bis zu einer gewissen Grenze.

Diese Borniertheit und ihre Gründe sind Gegenstand der Ideologiekritik. Die in den Grenzen eingeschlossenen Potentiale dagegen müssen positiv zu neuen, zu Gegenmodellen aus den Ansätzen der neuen politischen Erfahrungen entfaltet werden. Beides will ich an einigen Punkten versuchen.

Ich will kurz in Erinnerung rufen, was die bürgerliche Gesellschaft über sich selbst weiß und worauf sie als auf ihre Bauprinzipien stolz ist. Die offiziellen Strukturen sind allesamt dichotomisch; die Volkswirtschaft teilt die empirischen Individuen idealtypisch in Produzenten und in Konsumenten auf, Staatslehre und Recht unterscheiden Öffentliches vom Privaten, der *common sense* sondert vom allgemein Anerkannten das nicht Einzuordnende ab, Genesis und Geltung, Erfahrung und Gesetzmäßigkeit

können nur unter äußerlichen logischen Regeln, nicht konstitutionslogisch aufeinander bezogen werden. Unter diesen Voraussetzungen streben die einzelnen Individuen nach persönlicher Selbstverwirklichung, die sie offensichtlich weder in der Gesellschaft als solcher noch durch sie verwirklichen können, weil die Selbstverwirklichung als Prozeß in den Bezirk des Privaten gehört und erst die Resultate durch offizielle Anerkennung wieder öffentliche Geltung erhalten können. So wird zum Beispiel im Fernsehen von einer hervorragenden Bürgerinitiative berichtet, indem die zeremonielle Szene einer Preisverleihung durch den Bundespräsidenten gezeigt, der zugrunde liegende Arbeitszusammenhang aber höchstens mit ein paar Stichworten erwähnt wird. Die Überwindung der Dichotomien im tatsächlichen Handeln bleibt also Privatsache des einzelnen, wird vor allem als ein Akt persönlicher Selbstverwirklichung registriert. Den Akt der Synthesis, wie Kant sagt, müssen die Individuen einzeln leisten. Die Gesellschaft stellt als Plattform für die notwendige Koordination lediglich einige formale Regelsysteme zur Verfügung, die alle auf dem kleinsten gemeinsamen Vielfachen aufgebaut sind, nämlich den Kalkülen, die sich notwendig aus dem Profitmaximierungsinteresse von Privateigentümern ergeben. Jean Bodin hat das im 16. Jahrhundert mit größter Offenheit so dargestellt; sein Modell, wie Gesellschaft funktioniere, hat bei Hobbes, bei Locke, bei Kant, bei Hegel oder bei Luhmann oder bei Watzlawick immer neue, außerordentlich verschiedene Entwürfe und Systeme hervorgebracht, aber das Kernmotiv hat sich in allen bürgerlichen Konzeptionen von Gesellschaft durchgehend erhalten. Dieses Kernmotiv, die dichotomische Organisation der Gesellschaft, ist ein Widersinn: *Was alle Individuen zu Einem zusammenschließen soll, zur Gesellschaft oder zur Menschheit, ist das Prinzip der Trennung in Form von Konkurrenz.* Die einzelnen wuchern mit ihrem Privateigentum – wenn sie außer ihrem eigenen Körper eins haben. Dieser Wucher verhilft ihnen zu einer Autonomie, die ihnen einen Freiraum gegenüber den Ängsten verspricht, die sich aus Konkurrenz und Isolation ergeben – aus den notwendigen Modalitäten des auf dem Privateigentum beruhenden Organisationsmodells. »In der bürgerlichen Ökonomie und der Produktionsepoche, der sie entspricht, erscheint diese völlige Herausarbeitung des menschlichen Innern als völlige Entleerung« (Marx, *Grundrisse*, S. 387). Die Aufgabe der »Synthesis« muß von den einzelnen »Monaden« geleistet werden. Die gesellschaftliche Produktivkraft Subjektivität – so kann man die historische Leistung, um die es geht, auch nennen – ist den vielfältigen, bruchstückhaften Formationen der einzelnen Persönlichkeiten überantwortet.

Die bürgerliche Gesellschaft ist das System, das gewisse Erfahrungen mit den Eigentümerkalkülen und der Konkurrenzpraxis zu allgemeinen Regeln erklärt und an diesen Regeln orientierte Minimalvoraussetzungen

garantiert. Das »Wuchern mit dem Pfunde« wird so weit eingegrenzt, daß alle zusammen nicht mehr Zeit, Geld und Energie verlieren können, als die Sieger der Konkurrenzsituation gewinnen können. Einige Voraussetzungen, deren Verlust die Teilnehmerzahl in ersichtlich unverhältnismäßigem Umfang reduzieren würde, zum Beispiel Leib und Leben, werden allen garantiert. Der »Kampf aller gegen alle« um die Akkumulation von Kapital bringt genügend vielen Eigentümern einen Gewinn, den sie behalten wollen. So tritt eine zweite Funktion der Gesellschaft in Kraft, nämlich das Erreichte zu sichern. Da die einzelnen nicht nur aus materieller Besitzgier akkumulieren, sondern mit größerem Besitz mehr Autonomie und mit größerer Autonomie mehr Persönlichkeit aus sich selbst hervorbringen können, da eben an der Selbstverwirklichung einzelner das Gattungsvermögen der Leistungen der Subjektivität hängt, dient der partielle individuelle Reichtum dem allgemeinen Besten. Man muß das Erreichte für die Privateigentümer sichern, um dem Gattungsfortschritt auf solidem Fundament eine Chance zu geben. Die Kapitalisten haben zwei Instrumente zur Systematisierung gefunden; sie haben den Markt, auf dem schon die einfachen Warenproduzenten ihre Produkte tauschten, zu einem allgemeinen Organisationsmodell für Vermittlungsprobleme weiterentwickelt, und sie haben den Gewinn juristisch als Eigentum an Produktionsmitteln institutionalisiert und damit ein Organisationsmodell für die Produktion gesetzt: Verfügungsmacht im Dienste privateigentümerischer Profitmaximierung.

Das Marktmodell wurde so abstrakt gefaßt, daß in abgehobenen Bereichen eine analoge Organisation von Vermittlung vieler aufeinandertreffender Einzelpositionen entwickelt werden konnte: Meinungen, Strategien und Normen wurden im Verfahren des »Diskurses« gebildet und zu Geltung erhoben. Die individuellen Erfahrungen der einzelnen werden miteinander verglichen und können miteinander verglichen werden, weil sie als die Erfahrungen von Privateigentümern – andere können deshalb nicht berücksichtigt werden – in einer Dimension grundsätzlich gleichartig strukturiert sind. Allerdings ist diese Dimension der Gemeinsamkeit eindeutig nur in dem Interesse an Modalitäten und Regeln der Konkurrenz gegeben; das heißt, sie ist rein formaler Art. Die bürgerliche Gesellschaft kann auch auf dem Gebiet der Religion oder dem der Wissenschaft oder dem der Kunst prinzipiell verbindlich nur die Möglichkeit zur Ansammlung von individuellem Reichtum institutionalisieren und formale Kriterien aufstellen, nach denen die Resultate privater Tätigkeit allgemeine Geltung beanspruchen können oder nicht. Aber sie kann den individuellen Erfahrungen keine gesellschaftliche Verarbeitungsperspektive inhaltlich anbieten. Dieser Mangel an Fähigkeit zu inhaltlicher Verbindlichkeit – zum Beispiel: »Über Geschmack läßt sich nicht streiten« – ist eines der

Phänomene, in denen sich zeigt, daß der abgetrennten theoretischen Intelligenz der Zusammenhang mit der praktischen Intelligenz fehlt. Denn über Inhalte kann man sich nicht einigen, indem man lediglich über sie redet; es müssen in die Rede gemeinsame praktische Erfahrungen aus der Aneignung in sinnlicher Tätigkeit eingehen. Die sinnliche Tätigkeit aber, insbesondere in der Form von körperlicher Arbeit zur Produktion von Waren, ist in der bürgerlichen Gesellschaft entweder begriffslos in die Basisprozesse gefesselt, von denen die Bürger nur als Organisatoren oder als kühle Nutznießer Kenntnis nehmen, oder sie ist als Sport, Liebhaberei und Hobby in den Privatbereich verbannt.

Daraus resultiert das Grundproblem der Entscheidbarkeit in seiner spezifisch bürgerlichen Form. In den privaten »Meinungsverschiedenheiten« wird ein »neutraler Dritter« angerufen; der »Fachmann« muß entscheiden, ob »das Kind begabt genug ist«; nur die Behörde kann beurteilen, ob jemand ein »Härtefall« ist; wenn der Medizinerkongreß beschließt, daß es den neu entdeckten Virus doch nicht gebe, dann gibt es ihn eben nicht. Entscheidungen, die nicht aus der Sache heraus legitimiert werden können, müssen durch die Autorität der Entscheidungsinstanz legalisiert werden. Demnach gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder wird die Entscheidungsfunktion von den an ihr Interessierten an einen Dritten abgetreten; das Modell dafür liefert der Hobbes'sche Gesellschaftsvertrag, durch den die Bürger ihre politischen Rechte dem dadurch absoluten Souverän übertragen. Oder die Betroffenen versuchen eine Selbstorganisation durchzuführen; dann können sie sich nur parlamentarisch organisieren, das heißt, die Autorität wird nicht einem Dritten übertragen, sondern bleibt in dem Kreise der Betroffenen und muß dem formalen Kriterium der Quantität (der Mehrheit) zugesprochen werden. Nach diesem Modell finden politische Parlamente und das »räsonnierende Publikum« die »Wahrheit«. Aber auch die demokratische Form der Beteiligung vieler an der Entscheidung ändert nichts an deren formal autoritativem Charakter. Indem der »Wille der Mehrheit« als »Wille aller« *gilt*, wird die Mehrheit aus ihrem Zusammenhang mit der Minderheit herausgehoben und mit der Autorität eines Dritten ausgestattet; insofern unterscheidet sie sich nicht von dem Souverän zum Beispiel, an den die Entscheidungsgewalt delegiert wird.

Ich möchte der spezifisch bürgerlichen Form des Entscheidungsproblems an einer privaten Situation nachgehen, weil sie besonders deutlich die Folgen für die Konstitution der individualistischen Persönlichkeit und ihr Verhältnis zur Sache und zu den Konkurrenten zeigt. In einem Seminar erwies sich eine Stelle aus Goethes *Dichtung und Wahrheit* als ein sehr geeigneter »Fall«:

»Wir Knaben hatten eine sonntägliche Zusammenkunft, wo jeder von ihm selbst verfertigte Verse produzieren sollte. Und hier begegnete mir etwas Wunderbares, was mich sehr

lang in Unruh setzte. Meine Gedichte, wie sie auch sein mochten, mußte ich immer für die bessern halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitbewerber, welche sehr lahme Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und sich nicht weniger dünkten; ja was mir noch bedenklicher schien, ein guter, obgleich zu solchen Arbeiten völlig unfähiger Knabe, dem ich übrigens gewogen war, der aber seine Reime sich vom Hofmeister machen ließ, hielt diese nicht allein für die allerbesten, sondern war völlig überzeugt, er habe sie selbst gemacht, wie er mir, in dem vertrauten Verhältnis, worin ich mit ihm stand, jederzeit aufrichtig behauptete. Da ich nun solchen Irrtum und Wahnsinn offenbar vor mir sah, fiel mir eines Tages aufs Herz, ob ich mich vielleicht selbst in dem Falle befände, und ob ich nicht mit Recht jenen Knaben ebenso toll als sie mir vorkommen möchte? Dieses beunruhigte mich sehr und lange Zeit: denn es war mir durchaus unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden; ja ich stockte sogar in meinen Hervorbringungen, bis mich endlich Leichtsinn und Selbstgefühl und zuletzt eine Probearbeit beruhigten, die uns Lehrer und Eltern, welche auf unsere Scherze aufmerksam geworden, aus dem Stegreif aufgaben, wobei ich gut bestand und allgemeines Lob davontrug.« (Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, dtv-Gesamtausgabe Bd. 22, S. 30.)

Ich möchte hier nicht auf die gesamtgesellschaftliche Ebene zurückgehen und nach den massenhaften Formen bürgerlichen Verkehrs fragen, weil sie unter dem Begriff Öffentlichkeit erörtert werden müßten. Für den Bereich der Verkehrsformen in der bürgerlichen Gesellschaft, die eben keine Verbindung von Öffentlichkeit und konkreten Beziehungen zwischen den empirischen Individuen hat hervorbringen können, ist die Konstitution innerhalb der privaten Sphäre entscheidend: die Zweierbeziehung als Liebe oder Freundschaft und die Familie als die Lebenseinheit, die von der bürgerlichen Gesellschaft aus der feudalen Zeit übernommen und zu einem Träger ihrer formalen Organisation umstilisiert worden ist. Ich will drei Modelle angeben, in denen die bürgerlichen Strukturen systematisch und nahe an der historischen Realität gedacht sind, aber auch die Möglichkeiten, die aufgrund der bürgerlichen Organisation vorbürgerlicher Beziehungsstrukturen vorgestellt werden können – und die praktisch bisher kaum realisiert, sondern eher verhindert worden sind. Wir haben sie in den Diskussionen eines Seminars aus einer bestimmten Interpretation von Hegels *Jenenser Realphilosophie* I und II erarbeitet. Sie scheinen mir durchaus geeignet, zum Ausgangspunkt für eine kritische und materialistische Konstitutionslogik zu werden.

Aufgrund des Begriffes von Arbeit in diesen Texten, der sich mit dem zu Beginn dieses Abschnitts entwickelten deckt, nannten wir ein Modell »Liebe als Produktion«. Das menschliche Selbstbewußtsein, das sich noch einmal ausdrücklich seine eigene Bewußtheit aneignen kann, entsteht danach, indem zwei Liebende, also zwei mit Selbstbewußtsein ausgestattete Menschen, einer im anderen beobachten, was eigentlich Selbstbewußtsein bedeutet. Dadurch wird die Verarbeitung der eigenen Probleme im Zusammenhang mit denen des anderen möglich; seine Reaktionen erweisen, ob man bewußt genug mit den eigenen Schwierigkeiten umgeht; an

den eigenen Initiativen merkt man, wie konkret man die eigenen Wünsche auf die Möglichkeiten und Ansprüche des anderen beziehen kann.
Zu einer Produktion von Beziehungen im Sinne dieser »Liebe« steht das Modell vom »Familiengut« fast im Gegensatz, weil es im wesentlichen reduziert ist auf die Reproduktion der Möglichkeit der Existenz, die jeder Beziehung zugrunde liegen muß. Hegel überträgt hier den agrarischen Lebenszusammenhang eines Bauernhofes auf die bürgerliche Großfamilie von Handwerkern und Kaufleuten:

Jeder braucht nicht unmittelbar für seine Bedürfnisse zu produzieren. »Die Arbeit geschieht nicht für die Begierde als einzelne, sondern allgemein. Der dies bearbeitet, verzehrt nicht gerade dieses, sondern es kommt in den gemeinsamen Schatz, aus diesem werden alle erhalten.« Produziert wird so weder für meine Bedürfnisse noch für die eines bestimmten anderen, dessen Ansprüche ich mir vorstellen und mit dessen Bedürfnissen ich mich identifizieren kann, sondern »für die allgemeine Möglichkeit des Genusses«. Bedürfnisse werden nicht wieder konkreter Bezug in der gemeinschaftlichen Arbeit. So bedingt das Steckenbleiben in der Allgemeinheit der Zwecke zugleich eine gewisse Strategielosigkeit, was die Inhalte betrifft; deshalb bleiben die Familienmitglieder auf die bloße gemeinsame Sicherung ihrer Reproduktion zurückgeworfen – auch in ihren Beziehungen zueinander. Sie reproduzieren ihre Bedürfnisse, wissen aber nicht, für wessen Bedürfnisse. Sie opfern sich einer Allgemeinheit und wissen weder, wie ihre eigenen in der »Liebe« produzierten Bedürfnisse und Fähigkeiten durch die Familie eingelöst werden können, noch ist für die Familie als ganze eine entsprechende Entfaltung praktisch vorstellbar. (Seminar »Interaktion und Kommunikation«, Nov. 1972)

Bei Hegel brechen die in der »Liebe« produzierten Beziehungen zusammen, sobald sie nicht bloß kommunikativ sein sollen. Interaktion ist abstrahiert von der eigentlichen Interaktion in gemeinsamer Arbeit und auf die Zirkulationssphäre beschränkt. Die unmittelbare Produktion von Gütern bleibt das notwendige Fundament, aber sie ist auch völlig primitiv, ohne Anschluß an die sogenannten höheren Bedürfnisse. Solche körperlich sinnliche Tätigkeit hat nichts mit Abarbeitung, Entfaltung von Sinnesvermögen, Aneignung von Inhalten aus dem konkreten »Formieren« zu tun. All das wird aufgespart für den »Überbau« des »Schönen« und der »Freizeit«.
Infolgedessen stellt sich in diesem Modell der Übergang zu dem nächsten, dem Modell »Kind«, biologistisch dar, indem die Eltern das ihnen Gemeinsame nur noch im gegenständlichen Sinne produzieren; zum anderen wird die Dimension von Produktion, die in den Beziehungen zwischen den Eltern nicht realisiert wird, an das Kind als die nächste Stufe des Prozesses, als einen Dritten, delegiert: »Diese befriedigte Liebe ... ist das *Dritte*, das Erzeugte«. Das ist die einzige gemeinsame Produktion. Deshalb erlischt auch die schöne Wechselbeziehung der Liebe in ihrem Resultat Kind. Die andere Dimension wird von den Eltern noch realisiert, aber nur als ein Gefühl des Mangels. Was ihnen fehlt, fehlt ihnen in Wirklichkeit, weil sie faktisch nur noch die Reproduktionsnot gemeinsam

bekämpfen und Kommunikation nicht *in*, sondern nur *über* Sachen fortgesetzh wird. Es werden nicht wechselseitig Fähigkeiten entwickelt, und für Entscheidungen, zum Beispiel in Erziehungsfragen, ist man auf die Autorität eines Dritten, auf allgemeine Geltung und auf »man« angewiesen.
Die bürgerliche Gesellschaft kann ihre Individuen für das, was ihnen an Selbstverwirklichung in der Produktion von Beziehungen entgeht, nur in dem formalen Bereich der Anerkennung entschädigen, durch Lob und Belohnung oder indem ihnen Tadel und Strafe erspart bleiben. Dergleichen können die einzelnen zwar schwarz auf weiß nach Hause tragen; aber statt davon inhaltliche Orientierungshilfen für weitere Arbeit zu erhalten, können sie auf Titel und Ehren, zum Beispiel, nur gegenüber den anderen als Zeichen ihrer Übereinstimmung mit den geltenden Normen hinweisen. »Die Arbeit an sich selbst« trägt eher asketische Züge, als daß sie im vollen Sinn produktiv für den einzelnen und für seine Beziehungszusammenhänge würde, weil man das Verbotene in sich unterdrückt und sich zu unbequemen Leistungen zwingt. Die Unterdrückung, dazu unfreiwillige, erzeugt heimliche Aggressionen, und entsprechend sind weniger positive Potentiale subjektiver Entfaltung möglich. Bei großen Anlässen kasteit man sich für König, Volk und Vaterland oder für Recht, Sitte und Anstand; im täglichen Privaten kasteit man sich wegen Prestige und Ansehen, vor allem aber wegen der Kinder. Sofern die heimlichen Aggressionen nicht in Kampfestüchtigkeit umgemünzt werden können, braucht man Trost und Schuldige für die eigene Unzufriedenheit. Beides findet man wieder in den Kindern. Hegel sagt, die Eltern »entleeren sich« in das Kind und müssen selber daran sterben. Damit sichern sie die Selbsterhaltung der Gattung. Aber sie selber kommen nicht weiter, weil sie im gemeinsamen Erziehen und Ernähren des Nachwuchses der autoritäre Dritte sein müssen, also selber nichts wesentliches lernen dürfen, weder vor dem Kind noch voreinander Schwächen zeigen dürfen, also sich nicht gemeinsam verändern können. Sie können allenfalls darüber reden und »einander zur Seite stehen«. Der Verlust an eigener Entfaltung kann nicht allein durch den Hinweis auf die Kinder ausgeglichen werden; dieser Hinweis muß irgendwie gegenständlich da sein, als Foto, als »Dankbarkeit« und »Karriere« des Kindes oder auch als Mutterkreuz. Denn sie haben keinen lebendigen Anteil an dem dritten Leben.
Trotzdem fällt den Eltern das Bewußtsein von ihrer Beziehung zueinander und von dem, was sie in ihr selbst sein könnten, in das »Äußere«, ins Kind. Sie haben durch ihr Opfer einen Anspruch darauf, daß das Kind verwirklicht, was sie ihm geopfert haben; und sie wollen für ihr Sterben wenigstens dadurch entschädigt werden, daß das Kind das, was es aufgrund des Opfers werden kann, ihnen zu verdanken hat. Darum kann das Kind sein eigenes Bewußtsein nicht in einem eigenen Erfahrungsprozeß hervorbrin-

gen: »Die Welt kommt nicht (an das Kind), an dies Bewußtsein als ein Werdendes, wie bisher in der absoluten Form eines Äußeren, sondern durchgegangen durch die Form des Bewußtseins.« »Die Bildung ist, das zu finden, was als Existenz der Welt für die Eltern war.« (*Jenenser Realphilosophie* I)
Das bedeutet, daß man sich als Kind das Bewußtsein der Eltern eigentlich gar nicht mehr aneignen kann, sondern es übernehmen muß, bis man es vielleicht ablehnen kann; denn die Eltern eignen es sich selbst nicht länger an. Sie übereignen es dem Kind mit dem Auftrag, damit zu wuchern. Aber fertige Resultate kann man nur wahren und mehren, wie man Kapitalien wahrt und vermehrt. Das »Dritte« steht mit den Eltern nicht in einem gemeinsamen Vorgang, weil Gemeinsames überhaupt auf »Fürsorge« und auf »Sprache«, wie es bei Hegel heißt, tendenziell reduziert ist. Die Kinder werden mit der Projektion dessen, was die Eltern nicht zustande bringen können, bereits erschlagen, bevor sie sich selbst kennenlernen können. Sie sind zur Wiedergutmachung verurteilt, ehe sie überhaupt etwas machen können. Und schon deshalb sind auch ihre Versuche, es um ihrer selbst willen oder wegen des fluchartig lastenden Gelübdes der Eltern besser zu machen, zum Scheitern bestimmt. Der Gattungsfortschritt, dem alle einzeln sich voll Hingebung oder egoistisch aufopfern, wird zum Fluch der bösen Tat, den man als »Generationenproblem« verharmlost. Das ist eine genauso sinnwidrige Antwort wie die Erklärung unserer Aggressionen mit dem ewig menschlichen Erbe der Graugänse. Wir werden nur darüber getäuscht, was Verarbeitung sein und leisten könnte.

Wenn in der Geschichte der letzten vier oder fünf Jahrhunderte, seit die kapitalistische Organisation der Produktion und die bürgerliche Organisation der Gesellschaft sich durchzusetzen begannen, nur deren Prinzipien realisiert worden wären, würden längst schon die Quellen eines irgendwie menschlichen Lebens versiegt sein. Die Prinzipien waren, wie schon gesagt, zunächst einmal Notlösungen in historischen Situationen von außerordentlichem Mangel an gesellschaftlicher Ordnung. Sie wurden als eine Art von Minimalstrategie entwickelt, und es vergingen Jahrhunderte über den Auseinandersetzungen mit den antagonistischen Mächten, insbesondere den Resten der alten Feudalgewalten, ihrer neuzeitlichen Umorganisation in der Form des Absolutismus und dem Klerikalismus. Noch im Spätkapitalismus überleben letzte Elemente eines vorkapitalistischen Lebenszusammenhanges. In dem Maße, in dem die bürgerlich-kapitalistischen Organisationsformen sich durchsetzen, verlieren diese Elemente allerdings an Lebensfähigkeit, und es wird offenbar, daß diese Organisation nur deshalb vernünftig und sinnvoll erscheinen konnte, weil die fortbestehenden älteren Elemente der Gesellschaftsordnung ergänzende Funk-

tionen erfüllen konnten. Tatsächlich hat die antagonistische Kombination von rein formalen neuen Prinzipien und alten Strukturen und Inhalten an den letzteren manche Seite überhaupt erst hervortreten lassen. Doch dieses Aufblühen konnte nicht dauern, und heute existieren wir in einem immer katastrophaleren Ausverkauf der historischen Substanz. Paradigmatisch dafür ist die Rolle der Familie, die zunächst von der Großfamilie auf die Kleinfamilie zusammengeschrumpft ist und inzwischen den isolierten einzelnen nicht mehr das Minimum an Rückhalt und Kommunikation gewähren kann, erst recht immer seltener den aufwachsenden Kindern eine Sozialisation geben kann, aufgrund derer wenigstens Selbsterhaltung der Individuen möglich ist, wenn schon keine Selbstverwirklichung.
Konservative und liberale Gesellschaftskritiker sprechen daraufhin klagend oder anklagend von dem Zerfall der bürgerlichen Kultur und machen die verschiedensten Kräfte, Mächte und Umtriebe dafür verantwortlich, nur nicht die dargelegten Ausweglosigkeiten der bürgerlichen Gesellschaft selbst. Der Hinweis auf die hochdifferenzierten bürgerlichen Lebensformen und die Objektivationen auf vielen Gebieten der »Kultur« zwingt zu der Frage, wie solche Manifestationen trotz der kritisierten Grundstrukturen dieser Gesellschaftsorganisation möglich gewesen sind. Die Antwort kann hier nicht ausgeführt werden, weil der Vermittlungszusammenhang zu den Verkehrsformen zu weitläufig ist. Sie wurde allerdings schon angedeutet mit dem Hinweis darauf, daß dem isolierten Einzelnen in seiner individuellen Ausbildung zu einer autonomen Persönlichkeit die Synthesisleistung aufgebürdet worden ist, die die Dichotomie in den Strukturen der Gesellschaft zu überwinden hat. Exemplarisch wurde diese Leistung von dem Bürger als Privateigentümer auf dem ökonomischen Bereich erbracht, insofern er die mittelsparende Produktion von ganz bestimmten Gütern auf seine Chancen abstimmte, diese Güter gewinnbringend zu verkaufen. In seinem Kalkül wurden Marktbeobachtung und Produktionsmöglichkeiten, Resultate des Produktionsprozesses und Reaktion auf den Markt zusammengefaßt. Mit diesen wenigen Sätzen ist der Typus des Unternehmers umrissen, und nach den klassischen Vorstellungen des Bürgertums ist der Bürger immer Unternehmer. Gerade den Unternehmer gibt es aber im Spätkapitalismus typischerweise nicht mehr; denn konstitutiv für den Unternehmer war der Umstand, daß Risiko, Erfolg und Zusammenbruch seiner ökonomischen Unternehmungen mit seiner Existenz als Individuum identisch waren. Wie formal die Verfügungsmacht über Geld und Produktionsmittel und über fremde Arbeitskraft, die dem Kapitalisten aus seinem Gewinn zufloß, auch immer bleiben mußte, er konnte sie doch als eine bestimmte Form seiner individuellen Selbstverwirklichung erleben und entsprechend sein Auftreten, seine Verhandlungsweise, sein Dispositionsvermögen, sein Wohnen und seine

Umgangsformen als Selbstdarstellung stilisieren. Nach beiden Seiten, der Selbstverwirklichung durch die Produktion anderer, die er organisierte – »ein Geist und tausend Hände« ist die Devise von »Faust« –, und nach der Seite der Selbstdarstellung hatte der Unternehmer mit der Gestaltung konkreter Situationen und Gegenstände von mannigfaltiger Art zu tun. Er brachte nicht selber die Inhalte hervor, wenn ein neues technisches Verfahren eingeführt, wenn aus flüssigem Stahl ein Block gegossen oder wenn für seinen Salon eine Landschaft gemalt wurde. Aber er hatte doch zu den materiellen Vorgängen ein Verhältnis, das noch intensiv genug war, um sein Vorstellungsvermögen zu beschäftigen, und erlebte in dem gesellschaftlich anerkannten Bewußtsein, daß durch sein Gutdünken das emsige Schaffen der Arbeitenden zum geschichtsträchtigen Tun erhoben werden konnte. Als Bauherr, Kunstkenner, Naturparkschöpfer oder Büchersammler fand er hauptsächlich eine allgemeine Selbstbestätigung vor den Leuten. Er konnte nämlich kaum innere Veränderungen und Entfaltungen aus diesen Verhältnissen gewinnen, mit denen er sich eher schmückte. Trotzdem konnte er die Resultate fremder Arbeit doch auch affektiv besetzen – »wie wenn er sie selbst gemacht hätte« – und dilettierend selber Ähnliches versuchen. (Den Übertragungen des Unternehmertypus auf den des Bildungsbürgers oder des bürgerlichen Künstlers kann ich hier nicht nachgehen.)
Der Typus des Unternehmers ist generell ausgestorben. Seine ökonomischen Funktionen sind auf eine Vielzahl von Managern, sein Privateigentum auf eine Vielzahl von Aktionären verteilt. Die heutigen Kapitalagenten können keine eigenen Lebensformen mehr ausbilden, sondern geben nur unsinnige Summen für eine stumpfsinnig aufgeblähte Kleinbürgerlichkeit aus. Auch in ihrem Reproduktionsbereich betreiben sie nur Kapitalvernichtung. Sie leiden zwar unendlich viel bequemer, aber ihr sogenanntes Leben ist mindestens genauso verödet wie das aller anderen. Das hindert nicht, daß sie als herrschende Klasse, die über das technische Instrumentarium der Unterdrückung verfügt, für beides die Verantwortung tragen.

Was soll die Rede von der bürgerlichen Individualität, wenn in den klassischen Zeiten des Kapitalismus den Unternehmern zwar eine bestimmte Art von Selbstverwirklichung möglich war, die eigentlichen Inhalte aber in der uneigentlichen Sphäre der Selbstdarstellung verbleiben mußten, und wenn in der Folge auch noch diese Sphäre zusammen mit der Zirkulationssphäre insgesamt verschwindet? Tatsächlich ist es die vornehmlichste »Antinomie des bürgerlichen Subjekts«, daß es zu seiner eigenen Entfaltung eigentlich nicht kommen kann. Dennoch hat es sich auf sehr eindrucksvolle Weise manifestiert, und zwar gerade in der Zwischenphase

zwischen der Ära des Unternehmers in der klassischen Zeit des Kapitalismus und dem Zerfall des Großbürgertums und des Bürgertums unter dem Monopolkapitalismus. Erst als das Großbürgertum und das Bürgertum aus ihrer selbstgesetzten Aufgabe der Organisation des Produktionsprozesses historisch entlassen wurden, konnten sie die Entfaltung des Individuums in allen seinen Vermögen zu dem eigentlichen Sinn menschlicher Existenz ernennen. Der alte Widerspruch von Arbeit und Genuß wurde nun umgekehrt; im ausgehenden 19. Jahrhundert konnte die »Lebensphilosophie« sich auf Genuß statt Produktion ausrichten. Die Dichotomie von Arbeit und Genuß wirkte aber fort, indem der Genuß von den Bürgern nicht als Abarbeitung, als Aneignung von Potentialen begriffen wurde, sondern nur als ein unsystematisches, grundloses Ausleben längst zu Sentimentalitäten verkommener Wünsche. So konnte die bürgerliche Kultur nur noch Fluchtdimensionen entwickeln – zur Flucht aus der Wirklichkeit, die durch die Einseitigkeit der kapitalistischen Produktionsgeschichte unbewohnbar zu werden begann.

Da diese Art von Wirklichkeit sich bis heute fortgesetzt hat und die Ansätze zu neuen Verkehrsformen aus politischen Veränderungserfahrungen nicht ausreichen, um zu leben und für eine andere Organisation der Gesellschaft zu kämpfen, sind die Fluchtdimensionen der Jahrhundertwende gerade wieder für die junge Linke aktuell. Die Jugendstilobjekte sind so beliebt, weil sie offenbar vor allem als Ausdruck der Wünsche empfunden werden, die durch die Politisierung noch nicht eingelöst werden können. Und ich meine, es ist gut, sich an irgend etwas zu vergegenwärtigen, daß es noch andere Bedürfnisse gibt als die gegenwärtig möglichen und denkbaren. Die Melancholie ist allerdings eine schlechte Sache, weil sie verhindert, daß man nach neuen Objektivationen statt der bisherigen sucht, die schließlich nur ein Behelf sind. Man muß bewußt das, was einem an den alten Gegenständen und an vergangenen Verkehrsformen gefällt, als Aufforderung verstehen und diskutieren, obwohl gegenwärtig kaum der Zeitpunkt ist, sich eine neue Kultur einzurichten. Wie die Nostalgie, die sich an den Kleidern oder Möbeln und Kunstgegenständen des Jugendstils festmacht, geht auch die Landkommunenbewegung auf Vorbilder der Jahrhundertwende zurück. Schon bei Emile Zola äußerte sich die Angst vor der Zivilisation in Phantasien vom richtigen ländlichen Leben mit Gebrauchswertproduktion und sauberen Beziehungen von Mensch zu Mensch. Die Wandervogelbewegung suchte auf ähnlich verkürzte Weise den Beziehungen der Menschen über eine unmittelbare Beziehung zur Natur eine volle Bedeutung zu geben. Aber die gattungsgeschichtlich mögliche Subjektivität können wir uns nicht durch Anlehnung an irgendein Objektives sichern, weder an die Natur als solche noch an vergangene Kultur.

Auch die ausschließliche Zweiersituation kann nicht länger Modell der Aneignung sein. Ihre reflektierteste Form in der psychoanalytischen Therapie, für die es als Prozeß von »Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten« noch keinen Ersatz gibt, reicht als Verarbeitungsform nicht aus. Diese Form »intimer Verarbeitung« mag entscheidende Unfähigkeiten auflösen. Um aber neu entstehende Fähigkeiten handelnd zu erproben, bewußt zu machen, also real zu produzieren, ist gleichzeitig eine Gruppe mit öffentlicher Diskussion von Beziehungen und Verhalten notwendig. Dann brauchen die Analytiker nicht »links« zu sein; viel wichtiger ist, daß sie gut sind. Die individuellen Probleme müssen weitgehend auch individuell verarbeitet werden, aber sie können nur im öffentlichen Sinnzusammenhang produktiv umgewandt werden. Dies ist der »innere Kampf als politische Erfahrung«.

III. Die Kämpfe im Spätkapitalismus

Verkehrsformen sind eine gesellschaftliche Objektivation, und die Produktion von Beziehungen ist deshalb eine politische Strategie. Das Problem der Linken, in ihrer ganz partiellen Praxis neue Verkehrsformen zu entwickeln, ist selbstverständlich auch ein objektives. Aber nicht darum, weil doch ohnehin Überbauveränderungen nur induktiv aus Basisveränderungen hervorgehen dürfen. Diese weitverbreitete These beruht auf einer schwerwiegenden Verwirrung, zu der insbesondere die Abbildtheorien ihr Teil beigetragen haben. Die rigide Teilung von Basis und Überbau ist in System und Strategie der kapitalistischen Organisation der Produktion begründet und verdoppelt sich als die Dichotomie zwischen objektiv notwendiger Arbeit und subjektiver Entwicklung in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Ideologiekritik des Marxismus ist notwendig auf diese Struktur ausgerichtet und reproduziert sie deshalb, wenn auch kritisch zurückgewandt. Versuche zu einer Gegengesellschaft haben es ebenfalls mit dem Antagonismus der Klassengesellschaft, gegen den ihre Verwirklichung erkämpft werden muß, zu tun; aber wir sind von keinem materialistischen Prinzip dazu verpflichtet, so lange auf die Veränderung von Verkehrsformen zu warten, bis nach dem Abbildprinzip eine neue Produktionsorganisation auch neue Formen der Beziehungen ganz von selbst hervorgebracht haben wird. Eine solche These ist objektivistisch und führt zum übelsten Revisionismus. Außerdem könnten wir dann lange warten ...

Die objektivistische Theorie hat nur einen Vorteil, nämlich brutal unkompliziert zu sein. Es hapert schon mit ihr, wo es um die Erklärung vergangener Praxis geht; für die Konzeption der gegenwärtigen und zukünftigen

ist sie ausschließlich schädlich. Wir müssen uns dagegen auf eine »materialistische Konstitutionslogik« beziehen, wie sie Marx mit der Dialektik von Produktion und Konsumtion angedeutet hat:

»Die Produktion vermittelt die Konsumtion, deren Material sie schafft, der ohne sie der Gegenstand fehlte. Aber die Konsumtion vermittelt auch die Produktion, indem sie den Produkten erst das Subjekt schafft, für das sie die Produkte sind . . .
Ebenso wie die Konsumtion dem Produkt seinen finish als Produkt gab, gibt die Produktion den finish der Konsumtion. Einmal ist der Gegenstand kein Gegenstand überhaupt, sondern ein bestimmter Gegenstand, der in einer bestimmten, durch die Produktion selbst wieder (zu) vermittelnden Art konsumiert werden muß. Hunger ist Hunger, aber Hunger, der sich durch gekochtes, mit Gabel und Messer gegeßnes Fleisch befriedigt, ist ein andrer Hunger als der rohes Fleisch mit Hilfe von Hand, Nagel und Zahn verschlingt. Nicht nur der Gegenstand der Konsumtion, sondern auch die Weise der Konsumtion wird daher durch die Produktion produziert, nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv . . . Wenn die Konsumtion aus ihrer ersten Naturrohheit und Unmittelbarkeit heraustritt – und das Verweilen in derselben wäre selbst das Resultat einer in der Naturrohheit steckenden Produktion – so ist sie selbst als Trieb vermittelt durch den Gegenstand. Das Bedürfnis, das sie nach ihm fühlt, ist durch die Wahrnehmung desselben geschaffen. Der Kunstgegenstand – ebenso jedes andere Produkt – schafft ein kunstsinniges und schönheitsgenußfähiges Publikum . . .« (Marx, *Grundrisse*, Berlin 1953, S. 12-14)

Grob gesagt, zielt die materialistische Kritik am Idealismus darauf, daß nicht etwas aus dem Kopf herauskommen kann, was nicht über die Arbeit der Hände hineingekommen ist. Der Objektivismus unterschlägt in diesem Zusammenhang zwei – allerdings noch nicht ausdrücklich formulierte – Perspektiven. Erstens ist nichts darüber gesagt, daß alle gerade entstehenden Möglichkeiten in einem auch zeitlich unmittelbaren Verhältnis zu der Wirklichkeit der körperlichen Arbeit und ihren gerade geltenden Organisationsmodellen stehen müssen. Und zweitens können Modelle, deren Möglichkeit in der Basis wohl schon aufgetaucht, aber noch nicht faktisch realisiert worden ist, dennoch im Überbau realisiert werden. Anders würde es keine materialistische Erklärung zum Beispiel für die bürgerliche Kunst geben, wo sie über die schlechten bestehenden Verhältnisse hinausweist. Beides zusammen heißt, daß die Menschheit in Form der Tradierung von Wissen und von Gegenständen, die solches Wissen speichern, von frühester Entwicklung an von den Basisprozessen abgehobene geistige Möglichkeiten und Produktionen auch hat verselbständigen können. Nur bürgerliche Individuen können die gattungsgeschichtliche Ausbildung von Subjektivität mit Individualismus verwechseln und übersehen, daß ihre einseitige Zuordnung zur Zirkulationssphäre bloß eine spezielle Antinomie der bürgerlichen Gesellschaft ist.
Selbstverständlich können diese abgehobenen, verselbständigten Ergebnisse des historischen Prozesses nicht als solche aufbewahrt werden; dazu tendieren allein die Museen des bürgerlichen Historismus. Um überhaupt tradiert werden zu können, müssen die an sich toten Resultate lebendig

gemacht werden, indem sie als Teile immer neuer historischer Situationen und Problemlösungen in die gesellschaftliche Praxis einbezogen werden. Dadurch sind sie freilich ganz abhängig von den Strukturen dieser Praxis, aber nicht als solche, sondern auf der zweiten Stufe der Wiederbelebung. Diese vollzieht sich in und mit Hilfe von lebenden Individuen; keine gegenständliche Speicherung nützt irgend etwas, wenn die entsprechenden Fähigkeiten, mit ihnen umzugehen, nicht von den empirischen Individuen realisiert werden. Die Rede vom »subjektiven Faktor« hat Verwirrung angerichtet; es klang so, als ob damit den Individuen nur als solchen »ihr Recht« zugesprochen werden sollte, und entsprechend haben sich Vorstellungen von irgend welchen »unmittelbaren Bedürfnissen« der einzelnen durchgesetzt und manche hilflose Politik ausgelöst oder legitimiert. Ich möchte daher von dem *»objektiven Faktor Subjektivität«* sprechen, der sich in gesellschaftlichen Strukturen, in gegenständlichen Einrichtungen und anderen Mitteln, besonders allerdings in dem Bewußtsein der empirischen Individuen niederschlägt, das heißt in ihren Fähigkeiten, Wünschen, Ängsten, Unfähigkeiten.

In Verbindung mit dem aktuellen Probehandeln kann Ideologiekritik ein Instrument werden, mit dem man auch die unterdrückten und heimlichen Niederschläge aufdeckt, die trotz der offiziellen Geschichte kleine Potentiale zu Gegenerfahrungen bilden. Sie werden bei uns nur nicht bewußt entfaltet und tradiert; manchmal bestehen sie auch nur in dem Gefühl eines Mangels. Über dieses Gefühl des Mangels können wir uns aber mit ausgebildeten Beziehungsformen in anderen Gesellschaften identifizieren: mit denen der Dogon zum Beispiel, die sich durch Geschenke oder gemeinsames Essen, also durch hochentwickelte Formen analer Verarbeitung von Problemsituationen, so präzis aufeinander beziehen können wie wir im allgemeinen nur durch sprachliche Äußerungen. Das zu verstehen, ist auch wichtig für Überlegungen zu den Bedingungen und Perspektiven gesellschaftlicher Veränderungen in der Dritten Welt. Aber noch wichtiger ist zunächst, daß wir unsere eigenen Potentiale über die Vorstellung von der fremden Wirklichkeit aktivieren und dadurch Orientierungshilfen gewinnen. Produktiv an den Verhaltensmöglichkeiten der Dogon ist, daß sie die Kommunikation als Teil der Interaktion leisten können, nicht nur in der Reproduktion, sondern auch durch gemeinsame Landarbeit, die in einem komplizierten System, wer wem bei welchen Arbeiten hilft, strukturiert ist. Gleichzeitig haben diese Verhaltensmöglichkeiten aber den Nachteil, daß sie wohl zu einseitig in solche Basisprozesse eingebunden sind, um noch weiter, bewußter entfaltet und in neuen Lebensformen entsprechend ausgebildet werden zu können. Dieses positive Gegenbild zu unserem Mangel und die Einsicht in seine Begrenztheit führen uns zu einer Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse, die es bei uns dem Proletariat unmög-

lich machen, seine Formen sprachloser Kommunikation, zum Beispiel den Brauch, einfach zusammen einen trinken zu gehen, zu freien und gegenstandsbezogenen Verkehrsformen zu entwickeln. Denn das sind sie positiv noch nicht. Der linke »Proletkult«, der sie dazu machen will, verdinglicht sie nur und erfindet eine neue Ausrede, damit weder die Proletarier noch die Studenten und Intellektuellen ihre spezifischen Borniertheiten zu reflektieren brauchen. Gerade darüber kommen wir aber erst zu einer konkreten Analyse der herrschenden Produktionsweisen und Produktionsverhältnisse, die zeigt, warum und wie diese verändert werden müssen.

Selbstverständlich ist diese Rückkoppelung in Strategien zur Veränderung der Basisprozesse notwendig. Das objektivistische Argument jedoch, daß Veränderungen dort *beginnen* müßten, ist falsch. Es können und müssen Zielvorstellungen und Erfahrungsansätze entwickelt werden, die alternativ zu den herrschenden Verhältnissen stehen und über deren bloße Zerschlagung hinausgehen. Die Gegendimension wird in dem Bereich von Subjektivität entwickelt, der auf den inoffiziellen und unerwünschten Niederschlägen unserer Konstitutionsgeschichte beruht und notwendigerweise abgehoben von den herrschenden Verhältnissen sich realisieren muß, wo verändernde Ansätze entworfen werden. Gerade weil diese Subjektivität in Erfahrungen auch aus den Basisprozessen konstituiert ist, nur eben in jenen, die *neben* der Geschichte der Warenproduktion liegen und über sie hinausweisen, muß man von einem objektiven Faktor Subjektivität sprechen. Ihm kommt im Spätkapitalismus, seitdem unsere technologischen Kapazitäten unendlich viel Arbeitskraft freisetzen, die bis dahin zur Deckung der Reproduktionsbedürfnisse durch Güterherstellung absorbiert wurde, ein eigener Stellenwert zu, durch den sich unsere Gegenwart von allen früheren Phasen der Geschichte unterscheidet. Die Vergesellschaftung ist, wenn auch auf dem gleichzeitig verhängnisvollen Wege des Kapitalismus, so weit vorangeschritten, daß eine gesellschaftliche Aneignung des Faktors Subjektivität als Gattungsentfaltung und Produktivkraft ansteht. Die Strategen des Kapitals haben das, begriffslos, aber clever, bereits im Griff.

In der gesamten Produktionsgeschichte unter der Organisation des Kapitals ist im wesentlichen immer nur *eine* Entwicklungsrichtung perfektioniert worden, in der die Kombination von lebendiger Arbeit (»Subjekt«) mit toter Arbeit (»Objektivität«) konzipiert wurde. Die Chinesen nennen sie die »bürgerliche Arbeitsteilung«, um sie von der »technologischen Arbeitsteilung« unterscheiden zu können, die eben nicht notwendig mit der kapitalistischen Form ihrer Realisierung identisch ist. Zwei Grundordnungsprinzipien, Nebeneinander und Nacheinander, wurden in Europa

absolut gesetzt und in immer rigideren Aufteilungen der Arbeitsprozesse verwirklicht. Werkstätten wurden im Nebeneinander der Manufakturabteilungen zusammengefaßt, Produktionsgänge in das Nacheinander von Teilvollzügen zerlegt, die arbeitsteilig realisierten Teilresultate wieder zusammengesetzt. »Hat er die Teile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band...« – in der »großen Maschinerie« wurde dieses Stadium erreicht, seitdem offensichtlich und manifest der Objektivität, den Produktionsmitteln, der Primat bei der Organisation der Arbeitsprozesse zufällt. Die planmäßige Ausnutzung der physischen Verausgabung durch das »Scientific Management« (Taylorismus) war eine logisch konsequente Phase der Intensivierung. Die Einführung des Fließbandes und die weiteren Steigerungen der Produktivität durch technologische Neuerungen sind jeweils totalitäre Ausbaustufen desselben Systems. Die letzten Formen der analytischen Arbeitsplatzbewertung haben die repetitive Teilarbeit zur extremen und absurden Zerlegung der Verrichtungen vorangetrieben. Die ultima ratio der betriebswissenschaftlichen Rationalisierung bedient sich physiologischer Experimente, die jede Reaktion des menschlichen Körpers erfassen, und zieht aus ihnen rücksichtslos Schlüsse, welche Verrichtungswege dem Arbeitenden für die Ausführung der Produktionsanweisung vorgeschrieben werden. Kein Situationswechsel soll vom Arbeiter verarbeitet werden müssen, kein Quentchen Energie für einen Umweg des Armes verausgabt werden, das durch erhöhte Akkordanforderungen in noch höheren Output verwandelt werden könnte.
Marx hat sehr genau nachgewiesen, daß die kapitalistische Organisation unerkannt auf etwas beruht, das sie weder zu begreifen noch zu organisieren vermochte: auf der »gesellschaftlichen Produktivkraft Kooperation«. Streiks in Form von »Dienst nach Vorschrift« geben eine gute Anschauung dafür. Die ganze Produktionsweise funktioniert nur dadurch, daß die Arbeiter neben ihrer kapitalamtlich geplanten und entlohnten Arbeitskraft noch die Koordination zwischen den zerlegten Arbeitsgängen und den auseinanderdividierten Individuen leisten. Aber die bürgerliche »Kultur« kann körperliche Arbeit nicht als geistige begreifen und will es nicht. So mußte ihr verborgen bleiben, warum sie scheinbar mit rein naturwissenschaftlichen Ansätzen eine Produktion planen konnte, die doch auch der individuellen psychisch-geistigen Leistungen der Arbeiter bedarf. Der »Faktor Subjektivität« durfte eben nur im Überbau vorkommen, »produktiv« in der Geistesleistung von Forschern, Ingenieuren oder Maklern.

Seit der letzten Rezessionsphase in den westlichen Industrieländern denkt das Management um. Die koordinierenden Leistungen der Arbeitenden werden zu einem zentralen Gegenstand der Aufmerksamkeit gemacht,

sowohl nach der Seite isoliert individueller wie nach der Seite kooperativ intersubjektiver Leistungen. Diese moderne »Betriebspsychologie« ist noch nicht fertig vorhanden, aber es ist klar, daß sie sich mit ihrem lebendigen Gegenstand in prinzipiell gleicher Weise beschäftigt wie die traditionellen Produktionswissenschaften mit ihrem toten Gegenstand. Die Methoden werden aus der bisherigen kapitalistischen Praxis extrapoliert, sie dienen auch demselben Zweck wie jene, nur wird ihnen inzwischen eine ganz neue Dimension unterworfen: Der Kapitalismus hat in seiner Spätphase doch noch systematisch den objektiven Faktor Subjektivität entdeckt. Er wird die bislang nur naturwüchsig angeeignete gesellschaftliche Produktivkraft Kooperation planmäßig in seine organisierenden Ausbeutungsstrategien einbeziehen. Die Gewerkschaften, die schon bei der Einführung der analytischen Arbeitsplatzbewertung behilflich waren, spielen wieder mit; sie artikulieren als eine Forderung für die Arbeiter, was längst als eine neue Anforderung an die Arbeiter geplant ist. So bekommt der schöne Ausdruck »Humanisierung der Arbeit« den notwendigen reformerischen Anstrich. Allerdings ist dieser Schritt ambivalent: Die offizielle Organisation der subjektiven Funktionen kann nicht soviel Potentiale absorbieren, wie sie hervorbringt. Sie wird deshalb auch zur Plattform bewußterer Kämpfe werden.

Das Kapital ist ein Organisationsprinzip und kein lebendiges historisches Subjekt, so daß die Kapitalstrategien konsequent, unerbittlich und effektiv sein können, aber niemals rational. Die Synthese der Produktivkräfte hat es nur mit der heimlichen Ergänzungshilfe durch die Menschen bewältigen können. Leider halten diese Menschen das System für soviel menschlicher, als es sein kann, wie sie selber stillschweigend an Subjektivität hineingesteckt haben. Dieser Zusammenhang kann desto besser verschwiegen werden, je abhängiger die Individuen von dem System sind. Die traditionelle Abhängigkeit des Proletariats ist in erster Linie seine besondere Reproduktionsnot in der Situation allgemeiner »Knappheit der Güter«. Im Zuge der »Überflußproduktion«, auch im Sinne der an »Bedürfnisse« wie falsch immer appellierenden Werbung, wird inzwischen prinzipiell klar, daß diese Abhängigkeit irrational ist und daß für die empirischen Individuen der Gegenwart eine differenziertere Existenz allgemein möglich wäre. Parallel dazu verlaufen die, freilich keineswegs eindeutigen, Tendenzen, daß höhere Stufen der Automatisierung mehr erfordern als einseitigen *skill*, nämlich geistige Arbeit, und daß die entsprechende Ausbildung selbst bei raffiniertesten Verblödungsmethoden auch unerwünschte Überschüsse von selbständigem Denken mitproduziert. Alle neuen Theorien, die auf der Verhaltensforschung und der Systemtheorie aufbauen, liefern Schemata, nach denen diese Überschüsse kanalisiert werden können. Trotzdem wird es nicht gelingen, alle Potentiale umzufunktionieren; schon deshalb,

weil kein schematisches Denken sich träumen lassen kann, wo und wie Subjektivität sich äußern wird, mag sie auch noch so tief durch Anpassungszwänge deformiert sein.
Die Agenten des Kapitals müssen immer warten, bis sich ein neues Problem manifestiert; da sie den Grundwiderspruch weder verstehen können noch zugeben dürfen, sind sie gezwungen zu reagieren. Weil die Prinzipien der bürgerlichen Gesellschaft von Hause aus nur formale Vernunft sein können, müssen die Bürger warten, bis ein Phänomen sich zu erkennen gibt, um es dann nach ihren Kalkulationen zurechtschnippeln zu können. Die »Humanisierung der Arbeit« ist die Reaktion des Kapitals auf die Reaktion der Arbeiter auf die in den letzten etwa sieben Jahren ungeheuer intensivierte Arbeitshetze am Band. Es wird immer mehr Ausschuß produziert, weil die Akkordvorgaben nicht ausreichen und die physischen und psychischen Belastungen durch Hitze, Stumpfsinnigkeit der trotzdem große Aufmerksamkeit erfordernden Arbeitsverrichtungen usw. ein »produktives Optimum« überschritten haben. Die »furchtbare Hetze«, in der »keiner mehr zu irgend etwas Zeit hat« und die überall beklagt wird, im Industriebetrieb und im Großraumbüro werden sie physisch greifbar wie nirgends sonst. »Kommunikation« ist auf den notwendigen Austausch von Informationen reduziert; das heißt aber zugleich, daß in der Familie, unter Freunden und Nachbarn zunehmend auch nur noch Informationen, oder was dafür gilt, ausgetauscht werden. Der horrende Mangel an Möglichkeiten zur Verarbeitung der Arbeitsplatzsituationen im Hinblick auch auf die Entwicklung eigener Fähigkeiten und Bedürfnisse hat ein Ausmaß erreicht, in dem er für die Produktion selbst schädlich zu werden beginnt. Die Arbeiter erkranken immer mehr. Immer häufiger sind die Erkrankungen nun auch bei ihnen eindeutig psychischer Natur. Deshalb werden die menschlicheren Produktionsformen der *teams* bei Volvo, bei Ford oder Fiat eingeführt, in denen jeder zu allen anderen und zum Produkt ein überschaubares und greifbares Verhältnis hat.

Diese Veränderung der Produktionsweise im Kapitalismus bedeutet bereits eine Wende. In Umkehrung des klassischen Verhältnisses von Basis und Überbau in der bürgerlichen Gesellschaft werden hier Modelle der Zirkulationssphäre in die Organisation der Arbeit zurückprojiziert, wenn die bürgerlichen, also von konkreten Erfahrungen der gemeinsamen Abarbeitung absehenden Muster der Kommunikation und der Interaktion zugrunde gelegt werden. Praktisch heißt das zunächst nur, daß die Vergesellschaftung der Menschen zum Zwecke der Ausbeutung noch der letzten Reserven wirklich total wird. Der Inflation der Begriffe »Kontakte«, »Kommunikation«, »Interaktion«, sogar schon »Empathie« entspricht die

Strategie, daß auch »Kollegialität« und »Zwischenmenschliches« ihren festen Rang in den Kalkulationen der intensivierten und extensiv ausgedehnten Arbeit erhalten. Die »informelle Gruppe« der herkömmlichen Industriesoziologie wird von oben als »Demokratisierung« geplant. Liberalere Umgangsformen in den Büros täuschen darüber hinweg, daß die allzu leicht angreifbaren Autoritätsformen durch kühlere und unauffälligere ersetzt werden. Auch die »leitenden Angestellten« geraten unter einen verschärften Druck, den sie sich als Sachzwang und mit »Arbeitsidentifikation« plausibel machen. So kann er umso wirksamer nach unten weitergegeben werden, auch unauffälliger für das doch schlagende schlechte Gewissen. Adornos These vom Wegfall der Zirkulationssphäre war zu phänomenologisch gefaßt. Sie ist umzuformulieren, indem man etwa von der Subsumtion der Verkehrsformen unter das Verwertungskapital spricht.

In diesem Zusammenhang muß auch gesehen werden, wie die emanzipatorischen Ansätze der Studentenbewegung und des unpolitischen Underground umfunktioniert und verwertet werden. Die linke Terminologie läßt sich in der neuesten Phase bestens gebrauchen, weil sie eine Dimension bezeichnet und sogar theoretisch erfaßt, die sich inhaltlich der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Verkehrsformen entzieht, die aber aus den genannten objektiven Gründen große Mode ist: Die »Arbeitgeberverbände« sprechen von ihrer Solidarität gegenüber den Streikenden, weil das nach demokratischem Recht und Anstand klingt, und die eigentlichen Arbeiter, die unbemerkt längst zu »Mitarbeitern« degradiert worden sind, dürfen nunmehr mit Meistern, Werksleitung und sogar der ganzen »konzertierten Aktion« kooperieren. Auch deshalb müssen wir jedesmal neu und genau überlegen, was wir mit den Begriffen meinen, die wir gebrauchen. Die Kapitalisten können sich nämlich dogmatische Parolen, aber keine revolutionären Inhalte und Situationen aneignen. Außerdem müssen wir in unserer Praxis und durch Kritik an der kapitalistischen immer wieder klarstellen, welches die Unterschiede sind zwischen Teamwork und Kollektiv, zwischen kreativer Entfaltung und der »Selbständigkeit«, von der in Arbeitsplatzbewertungstabellen und Schulrichtlinien gesprochen wird. Das Kriterium heißt einfach: In der reflektierten verändernden Praxis werden durch jede Tätigkeit neue Beziehungen und Beziehungsmöglichkeiten produziert – als Bedürfnisse, als Interaktionen, als Kommunikationen, überhaupt als Subjektivität in der Abarbeitung an äußerer und innerer Natur.

Streiksituationen, vor allem in den spontanen Streiks 1973, sind die objektive Form, in der inzwischen auch das Proletariat sich seine Subjektivität aneignet. In den Betrieben selbst sind die Ansätze zu neuen Verkehrsformen der Arbeiter entstanden, die mehr als bisher kollektiv diskutieren

und handeln. Abteilungen entwickeln die Forderungen selbst und verhandeln massenhaft mit den Werksleitungen. Eine Schicht hält ihre Werkshalle besetzt, sie verwendet die Produktionsmittel gegen die Privateigentümer als das Unterpfand ihrer Forderungen. Und damit sie diese Position über den Schichtwechsel hinaus halten kann, bringen die Familien den Arbeitern das Essen in die Fabrik. Diese Frauen haben wahrscheinlich zum erstenmal den Arbeitsplatz ihres Mannes gesehen, von dem die Kollegen zu Hause, wenn sich tatsächlich einmal zwei oder drei auch außerhalb der Schicht sehen, nur distanziert und privat reden können. Bei Streiks von Frauen haben schon die Männer die Versorgung der Kinder übernommen. Hier bekommt die »Rollendistanz« – als solche nur ein formaler Ausweg, bei dem alles skeptisch betrachtet, nichts positiv angeeignet wird – als Aufhebung der Arbeitsteilung der Geschlechter mit einer konkreten Aktionsperspektive auch ihre politische Dimension. Es werden nämlich nicht bloß scheindemokratisch oder unter dem blöden Druck der Verhältnisse die Nachteile der geschlechtsspezifischen Rollen ausgetauscht. Diese Streikformen sind aufgekommen zusammen mit veränderten Forderungen. Nicht mehr bloß abstrakte Lohnforderungen werden aufgestellt, sondern Ansprüche formuliert, die die stumpfe und gehetzte Arbeitsweise selbst verändern sollen. Mit diesen Ansprüchen und mit den Forderungen, die sich auf Entschädigungen für die in der Reproduktion erlittenen Preissteigerungen richten, können sich auch andere als die Arbeiter selbst identifizieren. Deshalb können ihre Umzüge innerhalb der Betriebe jetzt in Demonstrationen durch die Städte übergehen.

Ganz gleich, in welchen Zusammenhängen man steht, gerade über die Veränderung der Verkehrsformen durch die Arbeitskämpfe (und auch über die Veränderungen, die sich durch die neue Zusammensetzung des Proletariats mit den ausländischen Arbeitern ergeben) kann niemand individuell schreiben. Überhaupt ist es ein schwer erträglicher Widerspruch, daß so wenig Kollektivbeiträge zustande kommen und weiterhin das Schreiben überwiegend einzelnen überlassen wird, während doch die neue Subjektivität gerade nicht individualistisch sein kann und darf. Aber die Ansätze zu Gegenöffentlichkeit selbst innerhalb der Linken sind viel zu sehr verzettelt und unter dem Druck der allgemeinen Verhältnisse zerrissen. Dieses Heft kommt fast so zustande wie einst die Zeitschriften eines bürgerlichen Publikums; fast, denn jene Zeitschriften beruhten auf der Gesprächskontinuität von Zirkeln, die wir als privat kritisieren und doch um ihre Intensität noch beneiden müssen. Die Autoren dieses Heftes kennen sich, soweit überhaupt, nur aus Zusammenhängen, die für das Thema recht zufällig sind. Die Zeitschrift soll erst die Plattform von Veröffentlichung sein; wir können uns in unserer Arbeit nicht auf die

Beiträge der anderen beziehen, weil ein Arbeitszusammenhang bestenfalls durch das Heft angebahnt wird, statt Grundlage zu sein. Darin wiederholt sich auch die Lage an den Universitäten. Im dort immer akademischer werdenden Marxismus setzen sich dieselben Konkurrenzmechanismen durch wie bei den rechten und liberalen Technokraten, weil weder die Praxis in der Universität noch die außerhalb zum Arbeitszusammenhang gemacht wird.

Von manchen Individuen aus der aussterbenden Form bürgerlicher Sozialisation kann man sehr viel mehr Rationalität und Emotionalität der Beziehungen lernen als von der »linken scene« als solcher. Aber wie soll man das so Gelernte wieder in die politische Existenz einbringen? In der ganzen bürgerlichen Gesellschaft haben solche Qualitäten nicht eingebracht werden können; sie blieben isoliert und darum von der Resignation bürgerlicher Weisheit gezeichnet. Bestenfalls fing jeder von uns vorn an, und allerbestenfalls halfen ihm ein oder zwei Menschen dabei. Dann war es wieder aus. Der katastrophale Mangel an Anschauungen von Beziehungen zu Menschen, Tieren, Gegenständen, Landschaft und brauchbarer Kunst führt dazu, daß die immer stärkeren Potentiale zu Subjektivität mit immer weniger verarbeiteten Inhalten erfüllt werden können. Die kollektiven Erfahrungen sind notwendig, um die Verhältnisse der Individuen, die Watzlawick nur einstufen kann, zu Beziehungen zu verarbeiten und wieder Inhalte zu produzieren, aber auch, um das individuell sich Ausbildende mit anderen gesellschaftlich festhalten zu können. Das sind Formen von Veröffentlichung, neue Formen der Aneignung; sie gegen die bestehenden Verhältnisse durchzusetzen, heißt auch kämpfen. Dazu muß nicht nur der Kampf gegen die Voraussetzungen der Realität geführt werden, die all das im militanten und im schleichenden Klassenkampf von oben verhindern. Sondern um sie überhaupt aufnehmen und aushalten zu können, müssen wir etwas von den Verkehrsformen, die uns die Objektivisten für nach dem Stichtag »Revolution« wie nach einem Jüngsten Gericht in Aussicht stellen, schon heute für uns verwirklichen. Wir müssen versuchen, in allen Situationen wenigstens einen geringen perspektivischen Überschuß einzubringen. Auch diese Forderung beinhaltet der Begriff »Avantgarde«. Die Objektivisten interpretieren ihn abstrakt als Allwissenheit der Partei und fordern vom einzelnen Disziplin. Selbstdisziplin wäre tatsächlich keine schlechte Parole; aber der »Überschuß« über die bloße Reproduktion der schlechten gesellschaftlichen Verhältnisse durch linke Gegenorganisationen muß für jeden erfahrbar und deshalb konkret motivierend durch die kollektiven Prozesse seiner politischen Gruppe hergestellt werden. Dann kann Subjektivität nicht wieder mystifiziert werden – zur Organisationsleistung des Kapitals oder auch der »Partei«; und Selbstdisziplin heißt dann rationale Beziehung auf die Bedürfnisse der

anderen, auf sinnvollere eigene Bedürfnisse und auf die Erfordernisse der politischen Arbeit. Wir müssen uns die Produktivkraft mühsam befreiender, wenn schon nicht befreiter Beziehungen aneignen.

> »Dass der wirkliche geistige Reichtum des Individuums ganz von dem Reichtum seiner wirklichen Beziehungen abhängt, ist nach dem obigen klar.«
>
> Karl Marx, *Deutsche Ideologie*, MEW Bd. 3, S. 37

Anmerkungen

1 Siehe P. Watzlawick / J. H. Beavin / D. D. Jackson, *Menschliche Kommunikation*, Bern 1969. Ausführlicher behandle ich Watzlawicks auch bei so vielen Linken äußerst populäre »Kommunikationstheorie« in meinem Band *Bürgerliche Autonomie des Individuums als Selbstmord des Subjekts*, edition suhrkamp, Herbst 1974.

2 Einen Begriff von »Produktion als lebendige Mitte« habe ich zusammen mit einem Begriff von »Praxis als Reflexionsebene« in der Einleitung zu meiner *Naturbeherrschung am Menschen*, Suhrkamp Verlag, Sommer 1974, entwickelt.

Horst Eberhard Richter
★ Lernziel Solidarität

320 Seiten. Brosch. DM 18,50
Wie können wir mehr Solidarität verwirklichen? Nach dem großen Erfolg der „Gruppe" das neue Konzept des Gießener Psychoanalytikers für mehr Gemeinsamkeit in unserer Konkurrenzgesellschaft, die nach einer Neuorientierung der Grundwerte verlangt.

Morton Schatzman
★ Die Angst vor dem Vater

Langzeitwirkung einer Erziehungsmethode. Eine Analyse am Fall Schreber. 240 Seiten. Brosch. DM 19,80
Ein klassischer Fall der Psychiatrie: eine bestürzend aktuelle Deutung. Die individuellen und kollektiven Auswirkungen eines repressiven Erziehungssystems.

Franz Renggli
★ Angst und Geborgenheit

Soziokulturelle Folgen der Mutter-Kind-Beziehung im ersten Lebensjahr. Ergebnisse aus Verhaltensforschung, Psychoanalyse und Ethnologie.
290 Seiten und 4 Tafeln. Geb. DM 28,00
Neuartige und eigenwillige Thesen über den Zusammenhang von Kindheit und Kultur.

Colin Murray Parkes
★ Vereinsamung

Die Lebenskrise bei Partnerverlust. Psychologisch-soziologische Untersuchung des Trauerverhaltens. Mit einem Vorwort von John Bowlby.
Ein Schlüssel zum besseren Verständnis menschlichen Verhaltens in allgemeinen Streß- und Krisensituationen.
256 Seiten. Geb. DM 30,00

Neu bei Rowohlt

Von der Veränderung des Menschen durch den Kampf

Gespräche mit LIP-Arbeitern

.... Für uns stand nicht ein Streik im herkömmlichen Sinn am Anfang des Kampfes, sondern wir begannen damit, die Geschwindigkeit des Fließbandes zu verringern, den Arbeitsrhythmus zu verlangsamen, Plakate zu kleben und Flugblätter zu verteilen, d. h. unseren Kampf maximal zu popularisieren, unter die Bevölkerung zu bringen. Wir verließen den Betrieb oft für ein oder zwei Stunden, um auf der Straße Flugblätter zu verteilen, und wir zogen zum Schweizer Konsulat, um dort zu demonstrieren.

F.: Waren es vor allem die jüngeren Arbeiter, die sich für solche Aktionen begeisterten, oder machten auch die älteren mit?

G. P.: Ich glaube nicht, daß das Alter dabei eine entscheidende Rolle spielte. Sowohl sehr junge als auch ältere Arbeiter haben bei diesen Aktionen gleichermaßen mitgemacht. Ich z. B. bin 55 Jahre alt. Es gibt Leute, die mit 61 Jahren noch jung und andere, die mit 25 Jahren schon alt sind.

F.: Glaubst du, daß durch den Kampf eine wesentliche Veränderung des Bewußtseins der meisten LIP-Arbeiter eingetreten ist?

G. P.: Es ist interessant, diesen Kampf auch unter psychologischem Gesichtswinkel zu analysieren. In der Tat ist unter der LIP-Belegschaft ein tiefer Bewußtseinswandel eingetreten. Die zwischenmenschlichen Beziehungen haben sich radikal verändert; sie sind jetzt viel kameradschaftlicher. Die Frauen sind jetzt viel emanzipierter als vorher – und auch die Männer.

F.: Hat der Kampf auch zu einer Veränderung der Lebensqualität unter der LIP-Belegschaft geführt?

G. P.: Ja, durchaus. Wir haben erst durch ihn entdeckt, *was das Leben ist*, ein Leben in kollektiver Verantwortung und im demokratisch organisierten Kampf. Für viele war dies eine völlig neue, außerordentlich wichtige Erfahrung.

F.: War es nicht schwierig, den kollektiven Geist zu entwickeln? War er zu Beginn des Kampfes bereits allgemein vorhanden oder mußte er von einer kleinen Gruppe, die die Funktion des Motors übernahm, erst allmählich entfaltet werden?

G. P.: Nein, dieser kollektive Geist entstand nicht ganz spontan. Eine wichtige Vermittlungsstufe war die Kommissionsarbeit, die auf der Gene-

ralversammlung beschlossen wurde, wo auch die einzelnen Kollegen für diese Kommissionen nominiert wurden; d. h. für die Kommission »Uhrenfabrikation«, die Verkaufskommission, die Betriebsverwaltungskommission etc. Als wir Anfang August aus den Ferien zurückkamen, wurde beschlossen, daß jeder in einer dieser Kommissionen arbeiten soll. Auf der Generalversammlung meldeten sich die Leute ganz spontan für diese Kommissionsarbeit. Natürlich gab es ab und an Probleme, z. B. über die Rolle der Frauen in der Kommissionsarbeit etc. Schließlich aber sahen alle ein, daß es hier um ein spezifisch menschliches Problem ging. Die Leute wählten sich zunächst je nach Neigung ein Tätigkeitsfeld in den Kommissionen; viele aber entdeckten dabei neue Qualitäten und spezifische Fähigkeiten für eine neue Art der Betätigung. Ich, der ich von Beruf Uhrenmacher bin, wandte mich z. B. ganz der journalistischen Informationsarbeit zu. Ich kümmerte mich um den Empfang der Journalisten und diskutierte mit ihnen. Ferner arbeitete ich eine Zeitlang in der Redaktion von *LIP-Unité* mit. Danach habe ich mich ganz dem Kampf gewidmet und mich aktiv an den Diskussionen beteiligt ...

F.: Vereinzelt wurde Kritik laut, daß die Emanzipation nicht bei allen im Kollektiv gleich groß sei, daß auf den Versammlungen immer wieder dieselben das Wort ergreifen etc. Was ist deine Meinung zu diesem Vorwurf?

G. P.: Diese Kritik ist z. T. berechtigt; aber in der Praxis ist es kaum vermeidbar, daß solche Unterschiede auftreten. Nicht alle Arbeiterinnen und Arbeiter sind in der Lage, sofort an großen öffentlichen Diskussionen teilzunehmen. Dazu gehört etwas Gewohnheit und Erfahrung. Manche verfügen eben über mehr Schlagfertigkeit und Geschicklichkeit als andere. Bei Versammlungen vor einer so großen Menschenmenge haben viele Arbeiter eben einfach Lampenfieber und wagen es nicht, öffentlich das Wort zu ergreifen. Bevor ich mich z. B. an solchen öffentlichen Diskussionen beteiligte, habe ich erst längere Zeit zugehört und andere Diskussionen verfolgt. Dann erst hatte ich den Mut, mich selbst aktiv daran zu beteiligen ...

F.: Am widerlichsten empfinde ich an der Arbeit, die ich mache, daß einem jede Kontrolle über das Produkt der Arbeit entgleitet.

B.: Gut, einverstanden.

F.: Wir arbeiten für die anderen, nicht für uns selbst.

B.: Gut, einverstanden.

C.: Es gibt viele entfremdete Arbeiten, die einem mißfallen. Und man steht staubbedeckt und schweißverklebt hilflos an seinem Arbeitsplatz.

B.: Um zu erklären, was entfremdende Arbeit ist: Früher war es durchaus

möglich, daß ein Uhrmacher sein Handwerk liebte, als die Uhrmacherei noch ein wirkliches Handwerk war.
Warum ist es jetzt zu einer entfremdeten Arbeit geworden? Weil wir unter der Aufsicht eines Unternehmers arbeiten mußten, der, um den größtmöglichen Profit aus der Arbeit der Belegschaft herauszuholen, den Arbeitsprozeß in skandalöser Weise atomisiert und parzellisiert. Das geht so weit, daß man jedes Interesse an der Arbeit verliert. Ich glaube jedoch, daß ein Mechaniker bzw. ein Uhrmacher seine Arbeit nur gut verrichten kann, wenn er das Bewußtsein hat, daß seine Arbeit einen gewissen Wert darstellt, und wenn sie ihm erlaubt, gut zu leben. Ich glaube, nur dann ist es ihm möglich, seine Arbeit zu lieben.
X.: Glaubst du, daß das jetzt noch möglich ist, jetzt, wo die Spezialisierung der Arbeit so stark zugenommen hat? Die alte Form der Arbeit ist heute nicht mehr interessant. Selbst in einer sozialistischen Gesellschaft kann man, glaube ich, nicht mehr darauf zurückkommen. Da die Serienproduktion in effektiver Hinsicht einfach wichtiger ist.
B.: Sie ist wichtiger, weil sie dem Unternehmer mehr Profit einbringt. Wenn durch die strikte Arbeitsteiligkeit eine starke Vergrößerung der Produktion ermöglicht wird und wenn dadurch die Leute in den Gewinn von mehr Freizeit kommen, werden vermutlich viel mehr Arbeiter mit der Parzellisierung der Arbeit einverstanden sein; einfach deswegen, weil dann ihr Leben aus mehr bestehen würde als aus der ewigen Arbeit, um sich das tägliche Brot zu verdienen. Sie hätten dann endlich genügend Freizeit, um wie Menschen leben zu können. Unter solchen Umständen wäre wohl kaum jemand gegen die Arbeitsteilung.
X.: Ja, aber in beruflicher Hinsicht...
C.: Laßt uns doch Charles Piaget fragen, was er davon hält! Charles, was hältst du von der Organisierung der Arbeit in der Zukunft, unter dem Blickwinkel deines politischen Engagements in deiner Partei [P.S.U.]?
Piaget: Der Aspekt, den du gerade erwähnt hast, scheint mir der wesentliche zu sein. Wichtig ist, eine Motivation für die Arbeit zu haben. Man begreift schließlich, daß ein Genosse oder ein Kollege, der mit bestimmten verantwortlichen Aufgaben in seinem Stadtteil bzw. anderen außerhalb seines Berufs liegenden Funktionen betraut ist, es leichter erträgt, eine monotone, streng arbeitsteilige Tätigkeit auszuüben, – einfach deshalb, weil er noch einen anderen Tätigkeitsbereich hat. Der einzuschlagende Weg wäre in etwa der folgende:
Eine erhebliche Verstärkung der Interessiertheit der Arbeiter; d. h. die Abschaffung der Zustände, die bewirken, daß 9 Stunden ohne Unterbrechung gearbeitet wird, ohne daß die Leute die Möglichkeit haben, sich kennenzulernen, ohne daß der einzelne Arbeiter, die einzelne Arbeiterin die Möglichkeit hat, die globale Situation der Fabrik zu überblicken und

zu begreifen, was da geschieht, warum in dieser Form gearbeitet wird, welches der gesellschaftliche Effekt dieser Arbeit ist. Es ist nicht mehr möglich, zu den Methoden der Vergangenheit zurückzukehren. Es ist jedoch möglich, die Arbeit nützlicher, interessanter zu machen und dabei gleichzeitig das bestehende Produktionsniveau zu halten. Das ist notwendig, weil die meisten mit einer Verringerung ihrer Kaufkraft nicht einverstanden wären, wenn ein genügend großer Widerstand gegen die kapitalistische parzellisierte, streng arbeitsteilige Produktionsweise ausgeübt wird. Gleichzeitig müßte die Produktion jedoch in einem bestimmten Umfang aufrecht erhalten werden. Unter diesen Bedingungen könnte, wenn die Arbeiter damit einverstanden sind, eine Rotation am Arbeitsplatz eingeführt werden. Es muß doch, verdammt nochmal, möglich sein, etwas zu verändern! Denn sobald die Kollegen eine bestimmte Form der Verantwortung übernehmen, sobald in diesem Bereich eine Rotation eingeführt wird, stellt sich automatisch eine viel größere Offenheit bei allen ein, die dazu führt, daß dann viele Neuerungen und Veränderungen akzeptiert werden, die vorher unvorstellbar waren.

B.: In dem Moment, wo du Verantwortung trägst, erweitern sich automatisch deine Kenntnisse über die Arbeitsorganisation, über die Rentabilität deines Arbeitszweiges. Und solltest du schon etwas aufgeklärt sein, dann erweitert sich dein Bewußtsein noch mehr. Es ergibt sich folgende Situation: Entweder du beginnst aufgrund der Übernahme von Verantwortungsfunktionen einen großen Ehrgeiz zu entwickeln, um in der Hierarchie aufzusteigen, oder aber dich beginnt der Umstand, daß du für einen Unternehmer arbeitest und daß dieser 30 Leute allein für seinen privaten Profit arbeiten läßt, immer mehr anzuwidern ...

F.: Was über die Arbeitsorganisation gesagt wurde, müßte eigentlich auch für die Organisation der Arbeitskämpfe gelten!

Piaget: Ja, das wird oft behauptet. Man vergißt jedoch hinzuzufügen, daß dies permanent geschieht. In diesem Zusammenhang ist festzustellen: 1. Daß wir in allen unseren Kämpfen ausnahmslos als konditionierte Arbeiter erscheinen. Die These, daß eine totale Entkonditionierung sofort möglich ist, stimmt nicht. Wir nähern uns diesem Zustand mehr oder weniger; eine vollständige Entkonditionierung tritt jeoch nicht ein ...

X.: Doch, nach 6 Monaten Kampf ...

Piaget: Nein, selbst nach 6-monatigem Kampf muß man feststellen, daß eine totale Entkonditionierung nicht erfolgt ist ...

C.: Was mich betrifft, so habe ich mich, glaube ich, in diesen 6 Monaten sehr verändert.

X.: Auch ich kann von mir behaupten, daß ich jetzt ein vollständig anderer Mensch bin als noch vor 6 Monaten.

C.: Glaubst du nicht, daß der Bewußtwerdungsprozeß bei den Leuten stark zugenommen hat?
Piaget: Ich möchte dir ein Beispiel dafür nennen, warum man aufgrund des anerzogenen Zwanges, dem Unternehmer zu gehorchen, nicht völlig entkonditioniert ist. Die Leute haben sich an die parzellisierte Arbeit gewöhnt. Der Umstand, daß sie gewohnt waren, stets relativ wenig Verantwortung zu tragen, wirkt sich heute noch bei dem Kampf, den wir führen, aus. Es gibt immer noch viele unter uns, die nicht so gerne Verantwortungsfunktionen übernehmen wollen. Aber dies liegt vielleicht auch an unserer eigenen Unfähigkeit, uns gut zu organisieren.
X.: Dennoch gibt es Leute, die solche Aufgaben bereitwillig übernehmen.
Piaget: Ein konkretes Beispiel. Es kam vor, daß mehrere Arbeiter stundenlang über das Problem diskutierten, wie man sich 500 kg Kohle beschaffen könne, über die Probleme der Bestellung, des Transports etc. Wenn es nötig ist, daß fünf Arbeiter darüber diskutieren, wenn keiner von ihnen in der Lage ist, die Verantwortung dafür zu übernehmen, dann zeigt sich, wie sehr viele Arbeiter eben noch gewohnt sind, stets dem Chef zu gehorchen. Dies überträgt sich auf die heutige Situation z. B. in der Form, daß man mit jedem Problem dieser Art zum Gewerkschaftsvertreter läuft, ihn fragt . . ., daß er es ist, der unterschreiben muß, etc.
C.: Ja, aber glaubst du nicht, daß das auch ein wenig die Schuld der Gewerkschaften ist, daß der Gewerkschaftsapparat dafür verantwortlich zu machen ist, daß sie sich so verhalten, weil ihr sie ja stets daran gewöhnt habt, daß ihr die Entscheidungen für sie trefft?
X.: Das stimmt.
Piaget: Das gleiche System, die gleichen Mechanismen werden nun in mehr oder weniger veränderter Gestalt übernommen; man versucht lediglich, die Wiederholung der alten Fehler, so gut es geht, zu vermeiden.
X.: Du führst zwei bis drei Fälle an. Aber insgesamt muß man doch feststellen, daß die Arbeiter sehr wohl eine Reihe von Entscheidungsfunktionen übernommen haben. Nun noch zu etwas anderem: Ich möchte an das eben Gesagte anknüpfen, an das Bild von einer neuen möglichen Gesellschaft. Vielleicht ist dies nur eine Idee. Sie würde es aber, meine ich, verdienen, einmal näher betrachtet zu werden. Von besonderer Wichtigkeit in dieser Gesellschaft ist es, für etwas nütze zu sein, sich verschiedener Vorgänge und Dinge bewußt zu werden. Wenn die Leute sich aber – wie so oft – sagen: »Ich weiß eigentlich nicht, welche Funktion ich hier habe, aber zu irgend etwas werde ich schon nützlich sein!« –, dann ist daran etwas faul. Und wenn ich mich in der LIP-Affäre als Mitglied des Aktionskomitees so leidenschaftlich engagiert habe, so deswegen, weil mir bewußt wurde, daß unsere Tätigkeit sehr sinnvoll war, daß unser Kampf eine Hoffnung für die gesamte künftige Gesellschaft darstellt. Deswegen

würde ich, wenn es nötig sein sollte, selbst mein Leben aufs Spiel setzen. Denn an dieser Geschichte ist etwas dran. ... Man wird sich bewußt, daß dieser Kampf nicht nur nützlich ist, sondern von geradezu fundamentaler Bedeutung. Wenn es möglich wäre, eine neue Gesellschaft zu gründen, in der die Leute sich sagen: »Dort gibt es einen Platz für mich, dort werde ich ernst genommen!«, weil man ihnen ihre Funktionen und Verantwortlichkeiten genau gezeigt und erklärt hat und weil sie die Möglichkeit haben, darüber zu diskutieren, dann ist diese neue Gesellschaftsordnung gut und nützlich, mag es auch sehr schwierig sein, sie zu schaffen. Wir hatten noch keine Zeit, ein klares Bild der Gesellschaft der Zukunft zu entwerfen. Das wäre aber unbedingt nötig ...

B.: Ich bin nicht ganz mit dem einverstanden, was Piaget gesagt hat. Wenn da gesagt wird: »Es gibt immer noch viele, die keine Initiative ergreifen wollen, dann stimmt das zwar; man darf dabei aber nicht außer acht lassen, daß, sobald die Leute bestimmte Initiativen ergreifen und sobald diese Initiative zu einem konkreten, unbestreitbar guten Resultat geführt hat, die Gewerkschaft mit ihrem Organisationsapparat diese Initiativen zu integrieren versucht. Aber sobald der Kollege, der eine solche Initiative ergriffen hat, irgendeinen Fehler begeht, was durchaus in der Natur der Sache liegt, wird er gleich scharf kritisiert. In diesem Moment behandelt man ihn nicht mehr wie einen Verantwortungsträger, sondern als Abweichler, der mit allen Mitteln etwas bewerkstelligen wollte und der sich dabei geirrt hat. Man fällt dann unbarmherzig über ihn her. Deshalb ...

B.: Dies ist ein Grund dafür, warum die Leute so ungern Initiativen ergreifen wollen. Sie haben eine gewisse Angst; sie sind nicht daran gewöhnt. Sie fürchten sich immer etwas vor den Konsequenzen, weil sie sich sagen: »Gut, aber wenn ich versage, was wird mir dann passieren?« Von wem? Von Kollegen, die keineswegs mehr Rechte haben als er ...

F.: Du sagtest gerade, daß der Kampf dich vollständig verändert habe. Inwieweit?

C.: Diese Behauptung erscheint vielleicht etwas übertrieben, aber ich war von Anfang an etwas weiter fortgeschritten, da ich schon vorher Kontakte zu Leuten außerhalb des Arbeitermilieus hatte, vor allem zu Intellektuellen, die es mir ermöglicht haben, verschiedene Dinge zu begreifen, die mir vorher nicht klar waren. Dadurch hielt ich mich auf dem Laufenden und wartete ständig darauf, daß etwas passierte. Ich sagte mir: Unser ganzes Leben auf diese Art und Weise zugrunde zu richten, das ist unmöglich. Es muß etwas passieren! Und schließlich entstand eine solche Kampfsituation. Während dieses Kampfes habe ich mich stark verändert, vor allem

aufgrund des Zusammentreffens und der Kontakte mit anderen Menschen, die mich stark bereichert haben. Ganz entscheidend war dabei die Möglichkeit, zu diskutieren, was uns während der Arbeit in der Fabrik verboten war. Dort herrschte nur das Gesetz: arbeiten, arbeiten, nochmals arbeiten. Jetzt hingegen beschäftigen wir uns mit ganz konkreten Dingen. Wir übernehmen Verantwortungsaufgaben und man ermunterte uns geradezu dazu, Verantwortungsfunktionen zu übernehmen. Auf diese Art und Weise wurden wir uns überhaupt erst unserer eigenen Existenz bewußt. Zum ersten Mal wurde mir persönlich bewußt, welches Leben ich führe, daß ich existiere, während ich mir vorher immer sagte: »Nein! Du existierst nicht. Du bist nur ein Parasit, der auf Kosten der Gesellschaft lebt. Du verdienst deine paar Kröten – das ist alles! Du bist zu nichts nütze. Du bist überflüssig.« Während des Kampfes hatte ich stattdessen zum ersten Mal mehrmals das Gefühl, zu etwas zu taugen, nicht mehr überflüssig zu sein – so wie jetzt, während der Diskussion mit dir . . .
Auch wenn es mir nicht immer gelingt, mich klar auszudrücken, empfinde ich diese Veränderung doch sehr stark. Ich hatte auch zahlreiche Kontakte zu anderen Arbeitskollegen, die ich vorher noch nicht kannnte, und mit Leuten, mit denen ich seit 16 Jahren schon nicht mehr gesprochen hatte. Jetzt kenne ich diese Leute gut. Während man früher auf dem Heimweg von der Fabrik nur stumm aneinander vorbeilief, grüßen wir uns jetzt. All dies ist für uns von großer Bedeutung. All dies hat stark zu meiner Veränderung und auch zur Veränderung vieler anderer Frauen beigetragen. Die Herstellung der Kontakte zu den Kollegen ist für diesen Veränderungsprozeß ja noch viel wichtiger als die Erhaltung des Arbeitsplatzes, die ja noch nicht endgültig gesichert ist. Endlich fühlte man sich zu etwas nütze. Neulich hielt mich ein Kollege an, um mir zu berichten, wie sich die Beziehungen unter den Leuten verändert haben, wie sehr sich das Verhältnis der Belegschaft zu den Chefs gewandelt hat. Das ist eine fundamentale Erfahrung von großer Bedeutung. Für mich geht es um Alles oder Nichts. Ich fürchte allerdings, daß am Ende eventuell das Nichts steht.
X.: Ich glaube, daß jetzt niemand mehr einen Chef akzeptieren würde, der auf einer Inspektionsrunde zu einem Arbeiter sagt: »He da, Sie haben noch ihre Schuhe an. Ziehen Sie gefälligst die Pantoffeln an!« Niemand von uns würde noch einen dieser Aufpassertypen dulden, die 4000 bis 5000 Francs im Monat verdienen und deren einzige Arbeit darin besteht, Bemerkungen zu machen wie: »Hör auf, dich zu unterhalten! Iß jetzt nicht! Essenspause ist erst 10 Minuten vor 9 und nicht 12 Minuten vor 9!« Niemand mehr würde ertragen, daß dieser Aufpasser z. B. um 12 Uhr 18 aufsteht, um uns zu kontrollieren, ob ja keiner der Arbeiter schon eine Minute früher seinen Arbeitsplatz verläßt, um, wie vorgesehen, um 12 Uhr 30 zum Mittagessen in die Kantine zu gehen. Ich glaube, die Leute

würden das jetzt nicht mehr hinnehmen. Ich habe mich früher schon dagegen aufgelehnt. Jetzt aber wäre es absolut unerträglich. Ich kann das nicht mehr ertragen, die ewigen Kommandos ...

F.: Sagtest du nicht, daß du überhaupt keine Lust mehr hast, in die Fabrik zurückzukehren?

X.: Ja, in dem Film [über LIP, Juli 1973] habe ich das wohl gesagt ... Ich sagte u. a.: Früher habe ich gedöst, jetzt aber bin ich erwacht zum Leben. Das stimmt in gewisser Weise. Deshalb habe ich so unterstrichen, wie sehr sich mein Leben gewandelt hat. Ich muß hinzufügen, daß mir die Gesellschaft in ihrem früheren Zustand schon lange mißfallen hat. Ich hatte unglaublich große Schwierigkeiten mit der Familie, im Berufsleben, überall. Ich habe mein Leben mit großen Illusionen begonnen, die schließlich alle zerplatzten. So begann ich, einen großen Widerwillen gegen die Konsumgesellschaft zu entwickeln. Aber ich begnügte mich zunächst damit, mich so zu verhalten wie die anderen. Ich sah von Zeit zu Zeit auf die Uhr, rauchte eine Zigarette auf dem WC; schließlich versuchte ich, so oft wie möglich abwesend zu sein. Meine Arbeit interessierte mich absolut nicht. Man hatte allerdings auch wirklich alles darangesetzt, um zu erreichen, daß einen die Arbeit nicht mehr interessiert ... Ich konnte diese Gesellschaft nicht verstehen, aber ich ertrug sie eben, weil ich nicht anders konnte. Bis ich schließlich eines Tages etwas völlig Neues entdeckte: einen kameradschaftlichen Geist, der vorher noch nicht da war. Neu war dabei auch die außergewöhnliche Teilnahme der Frauen, die sich wirklich als ausgezeichnete Kampfgefährten der Männer bewährten. Außer diesem neuen kameradschaftlichen Geist entdeckte ich noch etwas Neues, ein Ideal, das ich vorher niemals zu finden gehofft hatte.

C.: Es galt, etwas Neues zu gewinnen!

X.: Zu gewinnen, nein! Aber es ging um eine neue sinnvolle Zielsetzung. Schon früher, schon vor langer Zeit, hatte ich Diskussionen mit Gewerkschaftlern, auch ausgesprochen politische Diskussionen. Ich habe mich jedoch stets geweigert, einer politischen Partei beizutreten, da keine einzige genau meinen politischen Wunschvorstellungen entsprach. Ich diskutierte auch mit den Genossen der Kommunistischen Partei, u. a. mit einem Parteimitglied, das mir schwere Vorwürfe machte, weil ich mich geweigert hatte, an einem halbstündigen Streik teilzunehmen, aus der Überzeugung, daß ein halbstündiger Streik überhaupt nichts verändern würde. Wir hatten einen ziemlich scharfen Streit miteinander. Schließlich habe ich ihm gesagt: »Wenn es eines Tages soweit ist, dann werde ich auf der Straße sein, aber nicht du!« So ist es. Ich habe im Kampf der LIP-Arbeiter etwas Neues entdeckt, etwas, von dem ich schon lange träumte. Das ist der Grund warum ich mich diesem Kampf so leidenschaftlich widme. Man hat mir sogar schon vorgeworfen, daß ich in Marseille,

glaube ich, gesagt habe: Selbst wenn ich in diesem Kampf unterliegen sollte, werde ich es nicht bereuen, da ich dabei vermutlich mehr gewonnen als verloren habe.

F.: Welcher Unterschied besteht eigentlich zwischen eurem Verhalten während der Mai-Revolte 1968 und jetzt?

X.: Ich habe mich stets gegen jegliche Form autoritärer Bevormundung aufgelehnt, einfach aus einem instinktiven Unabhängigkeitsgefühl. Vorher war ich Gewerkschaftsmitglied. Ich verließ die Gewerkschaft jedoch aus tiefer Enttäuschung über die Art und Weise des gewerkschaftlichen Kampfes, in dem ich nichts Positives erblicken konnte. Meiner Ansicht nach ist gewerkschaftlicher Kampf zur Zeit des »sozialen Friedens« sinnvoll, nicht jedoch zur Zeit des »sozialen Krieges«. Diese unzureichende Form des Kampfes muß unbedingt durch andere Formen von außen verschärft werden. Das bedeutet: Die Avantgarde des Kampfes können niemals die Gewerkschaften stellen, sondern nur andere Kräfte. Ich bin absolut unfähig, im harten Arbeitskampf ihren Ordern zu folgen. Was mich begeistert, das ist der Kampf, ganz gleich in welcher Form er sich abspielt... Ich entscheide mich grundsätzlich für den schwierigeren Weg, aber im vollen Bewußtsein der Lage und in gut organisierter Form. Ich weigere mich absolut, Befehle strikt auszuführen, wenn ich nicht genau weiß, worum es geht und was genau gemacht werden soll. In der Regel aber herrscht in allen politischen und gewerkschaftlichen Organisationen der gleiche Stil. Immer ist jemand da, der dir sagt: »Tu dies! Tu das!« Ohne dich zu fragen, ob du damit einverstanden bist oder nicht. Erst im Aktionskomitee habe ich etwas völlig Neues kennengelernt: Das Aktionskomitee hat nur eine sehr lockere Struktur, es ist nicht versteinert. Es existiert nicht als rigide Organisation. Es wurde zwar des öfteren darüber diskutiert, wenigstens ansatzweise eine Organisationsstruktur zu schaffen; diese Idee wurde jedoch ganz schnell wieder fallen gelassen, weil niemand so recht begeistert davon war. Dies hat u. a. auch dazu geführt, daß man jetzt, wo die Forderung nach Auflösung des Aktionskomitees laut wurde, feststellen mußte, daß das Aktionskomitee keine feste Struktur hat, daß es also nicht klar lokalisierbar und somit nicht zerstörbar ist. Das Aktionskomitee, das sind wir, das sind alle. Das sind Leute, die zu kämpfen verstehen und die wissen, warum. Diese Art des Kampfes sagt mir ausgesprochen zu. Im Mai 1968 hingegen waren wir noch nicht so weit. Da waren es nicht wir, die die Aktionen bestimmten, sondern die Gewerkschaftsvertreter; sie diskutierten und entschieden für uns, an unserer Stelle. Das war eine grundverschiedene Situation; wir brauchten dabei nur Ja und Amen zu sagen.

C.: Du hast die damalige Situation nicht richtig begriffen!

X.: Nein, ich hatte nichts begriffen. Man sagte zu allem Ja und Amen – und das war alles.

F.: Ich glaube, ihr übertreibt. Während des Mai 1968 ging es doch schon etwas anders zu. Es gab schon Kommissionen, z. B. eine Lohnkommission. Auch die Frauen haben damals, meiner Ansicht nach, schon angefangen, zu reagieren. Sie hatten nämlich begriffen, daß das Entlohnungssystem unbedingt geändert werden muß. Sie diskutierten auch unter sich darüber...

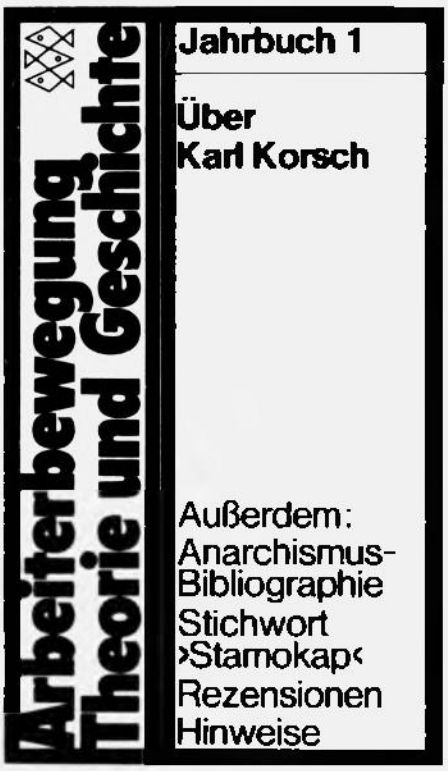
X.: Ja, aber schließlich wurde die Höhe der Löhne dann doch von den Gewerkschaften festgelegt.

B.: In der Tat war unser Bewußtseinsstand im Mai 1968 viel niedriger. Wir hatten keine klare Vorstellung über das Ziel, das wir ansteuerten. In diesem Jahr aber spielte das Ziel, das wir unserem Kampf gesetzt hatten, eine sehr wichtige Rolle. Das hat sich schließlich dann auch in der Praxis ausgewirkt...

C.: Aber auch im Mai 1968 kam es schon zu einer Lockerung vieler hemmender Widerstände. Es war nicht alles negativ.

X.: Nein. Ich habe nicht behauptet, daß alles negativ war. Ich sagte nur, daß man nicht sehr weit gegangen war. Jetzt hingegen hat sich alles geändert. Allein schon durch die Tatsache, daß man es gewagt hat, ein Unternehmen wie dieses anzugreifen...

Arbeiterbewegung
Theorie und Geschichte



Jahrbuch 1: Über Karl Korsch

Hg.: Claudio Pozzoli
Bd. 6600/DM 9,80

Das Jahrbuch bringt Beiträge zur aktuellen Diskussion über Geschichte und Theorie der Arbeiterbewegung, Bibliographien, Rezensionen, Hinweise. Zentrales Thema des 1. Bandes: Karl Korsch und seine Bedeutung für die gegenwärtige Marx-Rezeption.

»'Marxismus als Realität', so stellt sich nicht nur das Leben von Korsch dar, sondern auch die Arbeit an diesem Jahrbuch. Den Prämissen entsprechend ist sie den Autoren vorzüglich gelungen.«

Münchner Merkur

Leo Trotzki

Geschichte der russischen Revolution

Die Februarrevolution
Die Oktoberrevolution (1)
Die Oktoberrevolution (2)

Bd. 6603/DM 8,80 · Bd. 6604/1/DM 7,80
Bd. 6604/2/DM 7,80

Leo Trotzki ist für die russische Revolution ein Kronzeuge von einzigartigem geschichtlichen, politischen und literarischen Rang – Hauptakteur und Chronist zugleich. Dieses Werk, 1931 zum erstenmal bei S. Fischer erschienen, liegt nun nach 40 Jahren wieder ungekürzt vor.

Paul Mattick

Kritik der Neomarxisten

Bd. 6601/DM 6,80

Paul Matticks über Jahrzehnte geführte kritische Auseinandersetzung mit Baran, Gillman, Hook, Mandel, Sweezy gehört zu den wichtigsten Beiträgen zur Weiterführung der Marxschen Theorie und Methode im 20. Jahrhundert.

In Vorbereitung:

Jeremy Brecher

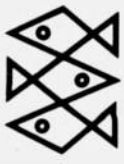
Streiks und Arbeiterrevolten

Amerikanische Arbeiterbewegung 1877-1970

Bd. 6605/ca. DM 5,80

»Das Standardwerk über die Geschichte der amerikanischen Gewerkschaften« (Professor Staughton Lynd): die plastisch geschriebene Darstellung einer Arbeiterbewegung, die zwar die härtesten Lohnkämpfe der Welt führt, aber nie eine politische Organisationsform finden konnte.

FISCHER
TASCHENBÜCHER



allRaith

Antje Kunstmann

Frauen emanzipation und Erziehung

192 Seiten, Pb., DM 10,80

Antje Kunstmann

Mädchen

Sexualität bestimmt dein ganzes Leben, in der Schule, im Beruf, in der Öffentlichkeit: überall wirkt sich die Tatsache, daß du eine Frau bist, wertmindernd aus, werden dir die für Männer und Jungens selbstverständlichen Freiheiten verwehrt, gilt eine andere, strengere Moral für dich als für den Mann.
Dies Buch ist deshalb nicht nur Aufklärung über sexuelle Vorgänge. Wort und Bild informieren dich vielmehr über alles, was mit deiner Stellung als Frau zusammenhängt und geben dir Wege an, wie du dich aus den Benachteiligungen lösen und ein befreites Verhältnis zu deiner Sexualität finden kannst.

emanzipatorisch

Sexualaufklärung

92 S., 30 Abb. und Fotos, Pb., DM 7,80

Ursula Erler

Mütter in der BRD

Ideologie und Wirklichkeit

228 Seiten, Pb., DM 12,80

Werner Raith Verlag
Starnberg

b:e ist das erfolgreichste Magazin für Erziehung und Bildungspolitik in der BRD. b:e setzt die Ergebnisse der Wissenschaft um in lesbare Informationen.

b:e-Themen

Arbeitslehre – Lohnarbeitslehre?
Disziplin und/oder Motivation
Schulkonflikt – Schulreform und Schulalltag
Lerne und arbeite – OECD-Report
Unterrichtsmedien

b:e erscheint jeden Monat. Einzelheft DM 4,–/Jahresabonnement DM 40,–/Studenten DM 29,–.

Vorzugsangebot zum Kennenlernen
(3 Hefte) zum Sonderpreis von DM 6,–.
Beltz Verlag, 6940 Weinheim, Postfach 1120

Bitte beachten: Wir liefern nach Ablauf des Probeabonnements zum regulären Bezugspreis weiter, falls nach Auslieferung der drei Hefte keine Abbestellung bei uns erfolgt.

Vorzugsangebot zum Kennenlernen

Ich bestelle zum Sonderpreis von DM 6,– ein Probeabonnement (3 Hefte) der Zeitschrift b:e

Name Vorname
PLZ/Ort Straße
Beruf

163

Simone de Beauvoir – Jean-Paul Sartre
Über unsere Beziehung

INTERVIEW: ALICE SCHWARZER

AS: Zunächst zwei Zitate von Ihnen, Simone. Sie haben geschrieben: »Mein wichtigstes Werk ist mein Leben« und »Das hervorragendste Erlebnis meines Lebens ist die Begegnung mit Sartre«. Sie sind nun schon 40 Jahre ein Paar, aber Sie haben dabei versucht, den Begriff des Paars in Frage zu stellen, nicht so zu leben wie die andren, Dinge wie Besitz, Eifersucht, Treue, Monogamie zu überwinden. Von vielen sind Sie wegen Ihrer Lebensweise kritisiert worden, aber viele haben versucht, Ihnen nachzueifern. Bewußt oder nicht sind Sie so etwas wie ein Ideal geworden, ein Vorbild für viele Paare, vor allem für Frauen; sie haben sich nach Ihrer Theorie, Ihrer Praxis, nach Ihrem Leben orientiert. In dieser Perspektive möchte ich Ihnen nun einige Fragen über Ihre persönlichen Beziehungen zueinander stellen. Vor allem möchte ich Sie, Jean-Paul Sartre, und Sie, Simone, fragen, ob die Tatsache, daß Sie nie zusammen gewohnt haben, für Ihre Beziehung nicht wichtiger war als die Tatsache, daß Sie nie geheiratet haben?

SdB: Unbedingt! Denn wenn das, was man eine freie Verbindung nennt, unter den gleichen Bedingungen abläuft wie eine Ehe – wenn man also einen gemeinsamen Haushalt hat, wo regelmäßig gegessen wird –, wird die Frau trotz allem die Frauenrolle spielen. Da gibts zu einer Ehe kaum einen Unterschied. Wir hingegen haben eine sehr flexible Lebensweise, die uns manchmal erlaubt hat, unter demselben Dach zu leben, ohne ganz zusammen zu sein. Zum Beispiel als wir sehr jung waren, da lebten wir im Hotelzimmer, aßen im Restaurant, manchmal zusammen, manchmal mit Freunden; wir verbrachten auch die Ferien oft zusammen, aber eben nicht immer: Ich mache zum Beispiel gern Fußwanderungen, Sartre nicht; also ging ich allein los, und er war in der Zeit mit Freunden zusammen. Diese Art von Freiheit, die wir im Alltag aufrecht erhalten haben, ist entscheidend und hat verhindert, daß sich zwischen uns die lähmende Seite der Ehe breit machte. Ich glaube, daß das wichtiger war als die Tatsache, daß wir nicht verheiratet sind.

AS: Nach der Lektüre Ihrer Memoiren frage ich mich, ob Sie die Monogamie wirklich infrage stellen wollten oder ob Sie nicht vielmehr beide Ihrer gegenseitigen Beziehung eine absolute Priorität eingeräumt haben, die alle dritten Personen auf eine sekundäre Rolle reduzierte?

SdB: Ja, das stimmt wohl.
JPS: Ja, da ist was dran. Das ist es, was mich in Widersprüche zu anderen Frauen brachte. Denn sie wollten die Hauptrolle.
SdB: Das heißt, dritte Personen, in Sartres Leben wie in meinem, wußten von Anfang an, daß es da eine Beziehung gab, welche diejenige, die man mit ihnen hatte, erdrücken würde. Das war oft nicht sehr angenehm für sie. Unsere Beziehung ging wirklich ein wenig auf Kosten dieser Dritten. Also ist diese Beziehung durchaus zu kritisieren, denn sie schloß ja manchmal ein, daß man sich den Leuten gegenüber nicht sehr korrekt benahm.
AS: Es geschah also auf dem Rücken der anderen?
SdB: Ja, genau.
AS: Und die Entscheidung – wenn es eine gab –, kein Kind zu haben? Oder war das ganz selbstverständlich für Sie beide?
SdB: Für mich war das ganz selbstverständlich. Nicht etwa, weil ich Kinder verabscheut hätte ... Als ich noch sehr jung war und daran dachte, eine bürgerliche Ehe mit meinem Cousin Jacques einzugehen, hätte das auch Kinder bedeutet. Aber meine Beziehung zu Sartre war solcher Art – auf einer intellektuellen Basis und nicht auf einer institutionellen, familiären oder was auch immer –, daß ich nie den Wunsch nach einem Kind hatte. Ich hatte keine große Lust, eine Reproduktion von Sartre zu haben – mir genügt er selbst! –, und auch keine Lust, eine Reproduktion von mir zu haben: ich genügte mir. Ich weiß nicht – hat die Frage sich für Sie gestellt?
JPS: Ich dachte nicht daran, ein Kind zu haben, als ich jung war.
AS: Es heißt oft, daß man einen solchen Entschluß später, zu spät, bereut. Vor allem von Frauen sagt man das. Gab es in Ihrem Leben solche Momente, Simone?
SdB: Überhaupt nicht! Niemals habe ich es bereut, kein Kind zu haben. Denn ich hatte sehr viel Glück, nicht nur in meiner Beziehung mit Sartre, sondern auch in meinen Freundschaften. Ganz im Gegenteil, wenn ich die Beziehung der Frauen, die ich kenne, mit ihren Kindern sehe, vor allem mit den Mädchen, wirklich, das erscheint mir gräßlich, und ich bin glücklich, dem entkommen zu sein.
AS: Ich bin ein wenig erstaunt, daß Sie sich siezen. Sie gehören beide – fünf Jahre nach dem Mai 68 – mehr oder weniger zu revolutionären Bewegungen, wo es üblich ist, daß man sich duzt. Warum siezen Sie sich und welche Bedeutung hat es heute für Sie, Jean-Paul Sartre?
JPS: Also, damit habe ich nicht angefangen: es ist Simone de Beauvoir, die mich siezt. Ich habe es mir gefallen lassen und mich heute ganz gut daran gewöhnt. Ich könnte gar nicht mehr Du zu ihr sagen – sie hat das geschafft.

SdB: Ja, mir ist es immer sehr schwer gefallen, ich weiß nicht warum, Leute zu duzen. Dabei duzte ich meine Eltern, und das hätte mir eigentlich die Möglichkeit zum Du geben müssen. Meine beste Freundin Zaza duzte alle Freundinnen, aber mich siezte sie, weil *ich* sie siezte. Heute sieze ich meine beste Freundin Sylvie, ich sage fast zu allen Leuten Sie, außer zu ein, zwei Personen, die mir das Du aufgezwungen haben. Und ich sage Sie zu Sartre. Es ist klar, daß wir nicht seit 68, nach so vielen Jahren der Gewohnheit, plötzlich Revolutionäre spielen werden, indem wir uns duzen...

AS: Wie sind Ihre Spielregeln? Sagen Sie sich zum Beispiel immer die Wahrheit?

JPS: Ich habe das Gefühl, daß ich immer die Wahrheit sagte, aber ich habe es spontan getan. Es war nicht nötig, mir Fragen zu stellen. Man sagt sie nicht immer gleich, vielleicht 8, 14 Tage später, aber man sagt sie, immer, alles. Ich zumindest! Und Sie...

SdB: Ich auch. Ich auch. Aber ich denke, daraus kann man keine Regel machen. Für uns war diese Klarheit praktisch, wir sind Intellektuelle und wissen sehr genau – wie Sartre gesagt hat –, ob man es heute sagen muß oder acht Tage später, ob man taktieren muß und so weiter... Aber man kann nicht allen Paaren raten, sich immer brutal die Wahrheit zu sagen. Manchmal gibt es sogar eine Art, mit der Wahrheit umzugehen, die zur aggressiven Waffe wird – Männer machen das oft. Sie betrügen nicht nur ihre Frau, es macht ihnen auch noch Spaß, es ihr zu sagen, mehr, um sich selbst zu gefallen, als wegen der klaren Beziehung mit dem anderen. Ich würde aus der Wahrheit nicht einen Wert an sich machen. Es ist ein Glück, wenn man sich alles sagen kann, aber es ist kein Wert an sich.

AS: Ich möchte Ihnen eine banale Frage stellen, die mir jedoch wichtig erscheint, nämlich über die praktische Seite ihrer Beziehung. Zwischen Paaren spielt oft das Geld eine große Rolle, materielle Fragen haben sehr viel Gewicht. Hat zwischen Ihnen Geld eine Rolle gespielt?

JPS: Zwischen uns nicht. Das heißt, das Geld war für jeden von uns wichtig, für uns beide, manchmal auch für uns beide zusammen, denn man muß leben. Aber das war für uns nie ein Problem, es hat unsere Beziehung nicht beeinflußt. Wir hatten Geld, oder derjenige, der welches hatte, teilte es. Entweder man teilte es oder man lebte getrennt, je nachdem.

SdB: Als wir jung waren, hatte Sartre eine winzige Erbschaft von seiner Großmutter, und ich hatte überhaupt keine Skrupel, daß er sie verwendete, damit wir zusammen verreisen konnten. Wir hatten nie besonders strenge Regeln. Es gab Zeiten, wo ich Sartre buchstäblich auf der Tasche lag, zwei oder drei Jahre lang, nach dem Krieg, denn ich wollte schreiben – ich glaube *Das andere Geschlecht*. Wenn ich einen Beruf ergriffen hätte – denn aus dem Schuldienst war ich ausgetreten –, hätte ich das nicht tun

können, und damals hatte er viel Geld. Das hat mich nicht bedrückt. Und vor ein paar Jahren war er einmal schlecht dran, und da habe ich ihm ausgeholfen. Da gibt es keine Probleme, das Geld des einen gehört auch dem anderen, auch wenn wir getrennte Kassen haben, über die wir keine Rechenschaft ablegen. Ich mache mit meinem Geld, was ich will, und er mit seinem, aber in gewissem Sinn ist es dasselbe Geld.

AS: Ich möchte noch einmal kurz auf das Zusammenwohnen zurückkommen. Sie haben sich dafür entschieden, nicht zusammenzuwohnen. Ist es nicht so, daß ein solches Modell nur von Leuten praktiziert werden kann, die materiell privilegiert sind?

JPS: Ich glaube ja.

SdB: Wir waren zwar nicht sehr reich, aber jeder von uns bekam ein Lehrergehalt und konnte sich also ein kleines Hotelzimmer leisten. Aber wenn man nicht viel verdient, ist es sehr schwierig, solche Kosten aufzubringen. Die Idee, nicht zusammenzuwohnen, kam daher, daß wir beide uns nicht mit einem Haus belasten wollten, wir lebten im Hotel. Ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, eine Wohnung zu haben. Damals wollten wir nicht nur nicht zusammenwohnen, sondern sozusagen überhaupt nicht wohnen.

AS: Aber es gab doch eine Zeit, wo Sie zusammen im selben Hotel gewohnt haben?

SdB: O ja.

JPS: O ja.

SdB: Sogar sehr oft, fast immer haben wir im selben Hotel gewohnt, manchmal auf verschiedenen Stockwerken, manchmal an verschiedenen Enden des Flurs, im selben Hotel; aber trotzdem bedeutete das eine große Unabhängigkeit.

AS: Wenn man so enge Beziehungen hat wie Sie, beeinflußt man einander. Können Sie, Jean-Paul Sartre, oder Sie, Simone, sagen, in welchen Punkten Sie einander beeinflußt haben?

JPS: Ich würde sagen, wir haben uns total beeinflußt.

SdB: Im Gegenteil, ich meine, das ist kein Einfluß, sondern eine Art Osmose.

JPS: Wenn Sie so wollen. Bei besonderen Fragen, das heißt nicht nur literarisch, sondern auch in Lebensfragen, ist es immer eine Entscheidung, die wir gemeinsam treffen, und jeder beeinflußt den andern.

SdB: Ja, genau das nenne ich eine Osmose. Die Entscheidungen werden gemeinsam getroffen, die Gedanken fast gemeinsam entwickelt. So gibt es Punkte, bei denen Sartre mich beeinflußt hat. Zum Beispiel hat er vor allem Philosophie gemacht, und seine philosophischen Gedanken habe ich übernommen, sie sind von ihm gekommen. Andere Dinge sind von mir gekommen, bestimmte Lebensweisen zum Beispiel, die Art, wie wir reisen.

Die habe vor allem ich durchgesetzt. Zum Beispiel als wir kein Geld hatten und das Reisen ein bißchen beschwerlich war unter diesen Umständen: Sartre reiste gern, aber er hätte nicht all die Opfer gebracht, die ich von ihm verlangte – draußen schlafen, zu Fuß gehen ...

AS: Wie haben Sie im allgemeinen darauf reagiert? Haben Sie sich dagegen gewehrt?

JPS: Nein, ich tat, was getan werden mußte.

SdB: O, er hatte eine ganz besondere Art, sich zu wehren. Er hatte Fläschchen und Pillen, oder er wurde unpäßlich ... Aber im allgemeinen hat er getan, was zu tun war.

Und dann gab es noch etwas, nicht eigentlich ein Einfluß: ich meine unsere Gewohnheit, uns alles vorzulegen, was wir schreiben. Alles, was ich geschrieben habe, hat Sartre kritisiert, und fast alles, was er geschrieben hat, habe ich kritisiert. Und manchmal sind wir nicht ganz derselben Meinung. Bei manchen Büchern hat er mir gesagt: Ich glaube, das werden Sie nicht schaffen, lassen Sie es sein ... Aber ich habe weitergemacht. Und manchmal sagte ich ihm: Ich glaube, Sie sollten sich besser mit Literatur als mit Philosophie befassen – als ich sehr jung war; da hat er aber weitergemacht. Gottseidank! Jeder von uns ist unabhängig, trotz diesem Zusammenschluß.

AS: Glauben Sie heute, nach Ihrer langen Erfahrung, daß Sie so weit irgend möglich – ich sage nicht gänzlich – der herkömmlichen Beziehung zwischen Mann und Frau und dem entsprechenden Rollenverhalten entronnen sind?

SdB: Ich glaube, bei der Lebensform, die wir gewählt haben, brauchte ich nicht oft die weibliche Rolle zu spielen. Nur einmal, erinnere ich mich; es war im Krieg, als sich jemand um die Lebensmittel, um Fahrkarten usw. kümmern, ein bißchen kochen mußte. Und das habe natürlich ich getan, nicht Sartre. Denn er war völlig unfähig dazu, weil er ein Mann war. Aber ich habe noch sehr oft mit anderen Männern zu tun gehabt, besonders mit einem sehr guten Freund. Da hat häufig er das übernommen, denn er war ganz anders erzogen worden, er war mehr oder weniger Pfadfinder und hat oft die materiellen Dinge in die Hand genommen, er hat seinen Haushalt häufig selbst gemacht, und mit ihm habe ich oft Bohnen geschält, eingekauft usw. Ich glaube also nicht, daß das an meiner Beziehung zu Sartre lag – weil er es war –, sondern viel mehr wegen Sartres Unfähigkeit. Aber die kommt natürlich von seiner männlichen Erziehung, die ihn von sämtlichen Hausarbeiten ferngehalten hat. Ich glaube, er kann nur Spiegeleier kochen.

JPS: Ja, irgend so was.

AS: Die Frauen, die es gerne sehen würden, daß es wenigstens *eine* emanzipierte Frau gibt, haben in Ihren Memoiren manchmal Sätze gefunden,

die sie enttäuscht haben ... Als Sie z. B. über ihre Beziehung mit Olga sprachen, haben Sie gesagt: »Ich war verärgert« oder »gereizt« oder so ähnlich, »aber Sartre mochte sie sehr, und so habe ich mich bemüht, die Dinge auf seine Weise zu sehen, denn es war mir sehr wichtig, mich in allem mit Sartre zu vertragen.« Und ich erinnere mich an eine andere Episode, als Sie, Jean-Paul Sartre, aus dem Krieg zurückkamen und sagten: Simone, jetzt machen wir Politik! Und Sie schreiben: »Also machten wir Politik.«

SdB: Ich glaube nicht, daß ich das gesagt habe, weil ich eine Frau bin. Denn viele meiner Freunde, die sehr verwirrt waren und nicht wußten, was tun, hatten dieselbe Reaktion wie ich und ließen sich überzeugen. Das ist gerade einer seiner Vorzüge. Er sieht immer Möglichkeiten – die dann manchmal unmöglich werden, aber er eröffnet immer Möglichkeiten. Und nicht nur ich, sondern fast alle unsere jüngeren oder auch gleichaltrigen Freunde sind ihm damals gefolgt. Und er hatte auch die Autorität von jemand, der im Gefangenenlager war. Es war also nicht sosehr eine Beziehung zwischen Mann und Frau. Und zum ersten Satz: Ich hatte immer das Bedürfnis, mich in allen Punkten mit Sartre zu verstehen, ja, bei wichtigen Dingen, das war für mich immer notwendig. Ich weiß nicht, ob für Sie ...

JPS: Für mich auch, unbedingt.

SdB: Ich glaube nicht, daß Sie eine große Distanz zwischen uns hingenommen hätten.

AS: Hätten Sie denselben Satz sagen können?

JPS: Ja, bestimmt.

AS: Seit zwei Jahren, Simone, sind Sie mehr oder weniger mit der Frauenbewegung verbunden. Wir werden später darauf zurückkommen. Jetzt möchte ich die Gelegenheit benutzen und Jean-Paul Sartre die Frage stellen: Was halten Sie heute vom autonomen Befreiungskampf der Frauen?

JPS: Was verstehen Sie unter »autonom«?

AS: Den Kampf von Frauenorganisationen oder -gruppen ohne Männer.

JPS: Was die Beziehung zwischen Frau und Mann angeht, da bin ich ganz einverstanden mit Simone de Beauvoir. Aber was die Organisation ohne Männer angeht, habe ich mich oft gefragt, ob das nötig ist. Ich kann das im Augenblick nicht entscheiden, denn ich sehe, daß es für Frauen notwendig ist, frage mich jedoch, ob es die richtige Kampfform ist; ob nicht auch Formen wichtig sein könnten, die Männer einbeziehen, die wie sie denken.

SdB: Aber die Männer denken nie ganz wie die Frauen!

JPS: Das sagen Sie mir immer wieder.

SdB: Ja, genau.
JPS: Sie sollten gleich zugeben, daß Sie in diesem Punkt kein Vertrauen in mich haben.
SdB: Selbst Sie, der Sie theoretisch und ideologisch ganz und gar Verfechter der Frauenemanzipation sind, selbst Sie teilen trotz allem nicht, was die Frauen – ich mit ihnen – ihre Frauen-Erfahrungen nennen. Es gibt Dinge, die können Sie nicht verstehen. Sylvie und ich, wir greifen Sie oft deswegen an, denn es gibt Dinge, die können Sie einfach nicht begreifen. Zum Beispiel, was Alice neulich sagte, daß sie nicht auf den Straßen von Rom spazierengehen kann, ohne die ganze Zeit über Aggressionen zu verspüren – das gehört nicht zu Ihrer Männererfahrung. Und als ich es Ihnen erzählt habe, da sagten Sie: »Was Sie mir da erzählen, berührt mich nicht sehr, denn ich habe mich Frauen gegenüber nie aggressiv verhalten.«
AS: Das ist aber eine eher reaktionäre Antwort. Würden Sie sagen: »Es ist nicht schlimm, daß es Klassen gibt, weil ich, Jean-Paul Sartre, einem Arbeiter noch nie ein Leid zugefügt habe?« So etwas würden Sie nie wagen.
JPS: Aber das ist nicht ganz dasselbe.
SdB: Trotzdem ist das gar nicht so weit hergeholt. Auch dem gutwilligsten Mann fällt es schwer, vor allem solchen aus Sartres Generation, denn ich kenne jüngere Leute, 35jährige, die äußerst sensibel auf die Aggression reagieren, die Frauen ihres Alters erleiden. Aber ich glaube, da gibt es noch etwas: als ich jung war, war ich solchen Aggressionen nie so ausgesetzt. Die Männer haben sich wohl etwas verändert. Ich glaube, gerade die Emanzipation hat sie feindseliger gegenüber den Frauen gemacht als zuvor, und sie sind aggressiver, aufdringlicher, ironischer, widerwärtiger als zu meiner Zeit.
AS: Jean-Paul Sartre, Sie haben gesagt, daß Sie mit Simone de Beauvoir theoretisch in der Frauenfrage einig sind. Sie geben also zu, daß es eine spezifische Unterdrückung gibt, die vom System und von den Männern ausgeübt wird. Und wenn ich nicht irre, gibt Ihre politische Theorie und Praxis den Unterdrückten recht, d. h. Sie würden sich niemals erlauben, einem Arbeiter vorzuschreiben, wie er handeln oder sich organisieren soll. Wie kommt es, daß es sich für Sie nicht ebenso von selbst versteht, wenn es um die Frauen geht?
JPS: Zuerst muß ich sagen, daß Simone übertreibt, wenn sie sagt, ich hätte überhaupt keine Erfahrung darüber, was es heißt, als Frau gedemütigt zu werden, weil ich ein Mann bin. Aber immer, wenn die Frauen aus meiner Umgebung mir erzählen, daß sie im Lauf des Tages Opfer einer solchen Verfolgung gewesen sind, dann entrüstet mich das. In dieser Hinsicht habe ich die Erfahrung, die mir möglich ist. Genau die ihre kann ich nicht

haben. Aber ich habe die Erfahrung eines Menschen, der andere Menschen liebt, und der der Ansicht ist, daß sie eine unwürdige Behandlung erfahren. Soviel hierzu. Was verlangen Sie eigentlich?

AS: Seit fünf Jahren gibt es in Amerika und mehreren westlichen Ländern Frauen, die ein Teil der revolutionären Bewegungen sind und die Konsequenzen aus ihrer Erfahrung ziehen, d. h. daß die Frauen in Gegenwart von Männern, selbst wenn es gutwillige Männer sind (denn solche gibt es), eingeschüchtert sind: es gibt sehr subtile Herrschaftsstrukturen, von denen sich die Frauen in Anwesenheit von Männern nicht befreien können. Deshalb, ich sage es noch einmal, wundert es mich, daß Sie keine Vorstellung, keine klarere Antwort auf diese Forderung, dieses Recht der Frauen auf eine politische Gruppe haben. Es ist nur ein Übergang, kein Endziel.

JPS: Also zunächst glaube ich in der Tat, daß die Frauen verfolgt werden und die Männer sich die größte Mühe geben, sie als das zweite Geschlecht zu behandeln, wie Simone de Beauvoir es beschrieben hat. Und ich sehe ein, daß es solche Gruppen geben muß. Ich habe nur gesagt, daß diese Gruppen meiner Meinung nach nicht immer die Einsamkeit der Frauen rechtfertigen, die sich allein versammeln. Es müßte Sitzungen geben, an denen die Männer teilnehmen könnten. Das ist etwas ganz Besonderes, das nichts mit dem Ganzen zu tun hat. Ich meine, daß die Frauen in der Tat – wenn Sie so wollen – Unterdrückte besonderer Art sind. Das hat nichts mit den Arbeitern zu tun, und im übrigen stimmt auch die Art der Unterdrückung nicht überein. Der Arbeiter wird auf eine bestimmte Weise unterdrückt, und die Frau wird auf eine bestimmte Weise unterdrückt. Sogar wenn sie keine Arbeiterfrauen sind! Weder die Form der Unterdrükkung noch ihr Ausmaß sind dieselben. Und so meine ich, daß die Beziehung zwischen Frau und Mann oder Mann und Frau, wie Sie wollen, in der Tat ein Unterdrückungsverhältnis ist. Aber ich sehe nicht, was ich mehr tun kann, als es anzuprangern.

SdB: Dazu muß man sagen, daß er eine sehr gute Propaganda bei seinen Freunden von der *Libération* gemacht hat, z. B. um sie zu überzeugen, daß sie Frauen in ihre Zeitung nehmen, sich um Frauenprobleme kümmern müssen; sie haben z. B. etwas sehr Gutes über die Abtreibung gemacht, und er hat sogar versucht, sie von ihrem Machismo zu heilen. Er kämpft gegen den Machismo seiner jungen Genossen, denn die sind bei aller Radikalität zum größten Teil, mehr oder weniger subtil, Machisten.

AS: Für viele Menschen sind Sie die Begleiterin von Sartre, Sartre war niemals der Begleiter von Beauvoir. Hat diese Diskriminierung Ihre Beziehung beeinflußt? Hat es Sie geärgert, gestört, belastet?

SdB: Meine Beziehung zu Sartre hat das überhaupt nicht beeinflußt, es war ja nicht seine Schuld. Es hat mich auch nicht sehr behindert, da ich ja

mit dem, was ich schrieb, eine gewisse persönliche Anerkennung fand, auch ganz persönliche Beziehungen zu Frauen oder Lesern. Manchmal hat es mich natürlich geärgert, wenn ich in einer Kritik las, ich hätte wohl niemals eine Zeile geschrieben, wenn ich Sartre nicht getroffen hätte; oder es sei Sartre gewesen, der meine literarische Karriere gemacht hat; oder sogar – wie einige gesagt haben – Sartre hätte meine Bücher geschrieben.

AS: Wie haben Sie, Jean-Paul Sartre, auf solche Verleumdungen reagiert?

JPS: Ich fand es vor allem lächerlich. Ich habe nie protestiert, denn das waren ja nur Gerüchte und keine wirklich ernstzunehmenden Artikel. Mir persönlich war das egal – nicht etwa, weil ich ein Mann bin, der sich seiner Männlichkeit so bewußt ist, sondern weil das nichts bedeutete, weil es Gerede war. Zwischen uns hat das nie als Angst oder Bedrohung existiert.

Simone de Beauvoir
Über den Kampf für die Befreiung der Frau

INTERVIEW: ALICE SCHWARZER

Ich bin mir erst mit vierzig, als ich über mich schreiben wollte, meiner Lage als Frau bewußt geworden. Es war übrigens Sartre, der mir sagte: »Wenn Sie über sich schreiben wollen, tragen Sie vor allem der Tatsache Rechnung, daß Sie eine Frau sind. Sie haben nicht die gleiche Erziehung, Sie wurden nicht auf dieselbe Art in die Welt geworfen.« Ja, habe ich gesagt, das stimmt. Und ich habe begonnen, über meine eigene Erziehung nachzudenken, über meine eigene Entwicklung und alles, was in meinem Leben anders war als in dem Leben eines Mannes. Dann habe ich die Frauen um mich herum betrachtet – ich sah damals viele Schriftsteller und Frauen von Schriftstellern – und festgestellt, daß diese Schriftstellerfrauen auch unterdrückt waren. Sie waren sympathisch, intelligent und fast Freundinnen für mich, aber trotz allem sehr unterdrückt. Und sie akzeptierten ihre Unterdrückung. Sie hatten nicht dieselben Chancen wie die Männer. Ich habe begriffen, daß die Lage der Frauen vollkommen anders ist als die der Männer. Das hatte ich nicht geahnt, denn meine Freundinnen zuvor waren z. B Lehrerinnen, befanden sich also annähernd auf der gleichen Ebene wie die Männer. Hier aber sah ich wirklich Frau-Frauen, relative Wesen. Also habe ich *Das andere Geschlecht* geschrieben und ein geschärftes Bewußtsein der von Frauen erlittenen doppelten Unterdrückung gewonnen. Aber ich glaubte ganz naiv – wie viele Leute zu jener Zeit –, daß es genüge, die Probleme des Klassenkampfes zu lösen, eine gerechte Welt zu schaffen, eine sozialistische und rationale Welt, damit sich zugleich auch die Frauen emanzipiert fänden. Nach und nach erst habe ich festgestellt, daß das nicht stimmt. Aber soweit es damals Frauengruppen gab, die für die Befreiung der Frauen kämpften, kämpften sie nicht wirklich. Das blieb ganz reformistisch, so eine Klüngelei – das interessierte mich nicht. Erst mit dem MLF (Mouvement de Libération des Femmes) traf ich auf eine Bewegung, die ganz neue, zum Teil durch den Mai 68 inspirierte Kampfmethoden hatte, aktiv und direkt, mit Demonstrationen und Aktionen, und in den Versammlungen unterbrachen wir die Leute, die auf eine Art redeten, die wir zum Kotzen fanden. Kurz, es gab eine Menge Aktionen, die gleichzeitig lustig und militant waren. Ich fühlte mich sehr wohl unter einigen der Frauen, die ich im MLF kennengelernt habe, und gleichzeitig gefielen mir die Methoden und Ziele. Es war

ein wirklich radikaler Kampf. Es ging um die völlige Beseitigung der Unterdrückung der Frau und damit um die Erschütterung des Systems, denn das System gründet auf der Unterdrückung der Frau. Wenn die Frau es wirklich schaffte, ihre spezifisch weibliche Unterdrückung aufzuheben, würde gleichzeitig das ganze Regime zusammenbrechen... Darum habe ich mich in dem Kampf zur Befreiung der Frauen engagiert. Nicht viel, aber mit dem Herzen und bei einigen Aktionen.

Denken Sie, daß die Situation der Frauen sich seit 1949, als Sie Das andere Geschlecht *schrieben, verbessert hat?*

In Frankreich jedenfalls nicht. Es gab einige juristische Siege, vor allem auf dem Papier, aber das grundsätzliche Problem ist dasselbe geblieben: die Frau bleibt dem Manne untergeordnet, fast immer ist sie sexuell Objekt und ökonomisch Dienerin des Mannes, und im Beruf ist sie immer noch unterbezahlt. Sie hat keinesfalls die gleichen Chancen wie der Mann. Sie ist immer noch der Mutterschaft und dem Haushalt unterworfen. Ich glaube nicht, daß es einen Fortschritt gab. Leider.

Und in den sozialistischen Ländern wie Rußland und China?

China kenne ich nicht. Aber nach dem, was ich darüber weiß, habe ich den Eindruck, daß es dort sehr interessante Anstrengungen gibt, eine gewisse Gleichheit zwischen Mann und Frau herzustellen, auch wenn sie noch keineswegs realisiert ist. In der UdSSR – das ist etwas komplizierter. Ich glaube, daß die Frau dort mehr geachtet ist, mehr Verantwortung trägt, mehr am ökonomischen Leben des Landes teilnimmt als der Mann. Fast alle Frauen in der UdSSR arbeiten, und die es nicht tun, werden gering geachtet. Das heißt aber auch: die Frau steht am Fuß der Hierarchie; die wichtigen Arbeiten, die man sie machen läßt, oder sagen wir die geschätztesten, sind die des Arztes und des Lehrers, aber die sind den Frauen vor allem deshalb vorbehalten, weil die Männer sie nicht mögen. Und in der Politik, da braucht man sich nur das Politbüro etc. zu betrachten, um zu sehen, daß sie sehr tief unter den Männern stehen. Aber dennoch sind sie nicht wie in Frankreich oder auch in Amerika einfach nur Objekte, sie haben weit mehr Zugang zur Idee des Subjekts, wenn auch eines Subjekts der zweiten Kategorie.

Und die Arbeit im Haus und die Erziehung der Kinder?

Ich glaube, es gibt in Rußland viel mehr Kinderkrippen, viel mehr Unterstützung für die Frauen, aber letztlich ist es eben doch die Frau, auf die die Hausarbeit zurückfällt. Es gibt da sehr frappierende Beispiele, etwa das einer großen Chirurgin, in ihrem Beruf eine hochqualifizierte Frau, und doch ist sie es, die Schlange stehen muß – und in der UdSSR sind die Schlangen sehr lang –, und sie ist es auch, die für ihren Mann und die Kinder die Wäsche wäscht, den Haushalt macht, die Küche besorgt, also der Berufsarbeit noch die ganze Hausarbeit hinzufügt. Das ist eindeutig

eine zusätzliche Unterdrückung der Frau und beweist, daß es selbst in der UdSSR zwischen Mann und Frau keinerlei Gleichheit gibt.

Sie haben im Anderen Geschlecht *gesagt, Sie seien Anti-Feministin, und glaubten an eine Lösung der Frauenprobleme innerhalb des Sozialismus. Was bedeutet heute Feminismus für Sie?*

Das ist genau die Negierung der Haltung, die ich einst hatte und die widerlegt wurde durch meine Erfahrungen in den sozialistischen Ländern und mit den linken Bewegungen in Frankreich. Ich dachte tatsächlich, eine universale, von Männern und Frauen gleichzeitig gemachte Revolution brächte auch eine Befreiung der Frau. Ich habe begriffen, daß das falsch ist. Die Frau wird in allen mir bekannten sozialistischen Regimen unterdrückt, ob in Cuba, in der Tschechoslowakei, in der UdSSR – ausgenommen vielleicht China. Folglich klafft zwischen Klassenkampf und Frauenkampf ein Abgrund. Die Frauen werden sich nur dann ganz emanzipieren können und ihre Rechte erlangen, wenn sie im Frauenbereich kämpfen. Feministin sein nenne ich also, wenn man nicht im Rahmen der männlichen Organisation für eine allgemeine Revolution kämpft, sondern mit Frauen – und vielleicht manchmal auch mit Männern –, aber auf jeden Fall mit dem Ziel kämpft, die Frauen zu emanzipieren.

Und was halten Sie – Sie haben es z. T. schon beantwortet – von dem Ausschluß der Männer aus der politischen Arbeit der Frauen?

Sie meinen in der politischen Arbeit des MLF? Zunächst einmal ist dieser Ausschluß ein partieller, und ich glaube, man muß da verschiedene Dinge unterscheiden. In dem Maße, wie die Frauen versuchen, sich ihrer Lage als Frauen bewußt zu werden, offen über sich zu sprechen, sich durch das Wort zu befreien, scheint es mir unvermeidlich, daß Männer an diesen Zusammenkünften nicht teilnehmen, weil die Anwesenheit eines Mannes alles verfälschen und verderben würde – die Frauen könnten sich dann nicht so frei ausdrücken. Andererseits gibt es sicher Ebenen, auf denen die Männer guten Willens Seite an Seite mit den Frauen arbeiten können, und umgekehrt. Zum Beispiel die großen Bewegungen für die Abtreibung, die waren weitgehend deshalb ein Erfolg, weil es an der Seite der Frauen auch eine Anzahl junger Ärzte gab, die sich der Frauenprobleme sehr bewußt waren und sich in gleicher Weise wie sie an Abtreibungen, an Unterschriftsaktionen für die Abtreibung und an einer bestimmten Praxis der Abtreibung beteiligt haben. Ich glaube also – und das ist einfach eine Frage der Taktik –, daß es Bereiche gibt, wo die Allianz mit den Männern guten Willens, die sehr rar sind, nützlich und empfehlenswert sein kann, und andere Bereiche, wo die Frauen unbedingt unter sich bleiben müssen.

Die militanten Frauen, die teilweise mit den Männern zusammenarbeiteten, wie in dem von Ihnen genannten Fall mit den Ärzten, machten aber

die Erfahrung, daß es selbst da schiefging, daß die Ärzte ihre Machtstellung als Experten und Männer nicht aufgeben wollten.
Das ging z. T. sicher deshalb schief, weil die Männer, die Macht haben, sie niemals abgeben wollen; niemand will sich von der Macht trennen, die er besitzt. Aber ich glaube, es war doch eine positive Erfahrung, daß es Männer gibt, die gemeinsam mit den Frauen kämpfen, z. B. die Männer, die in Grenoble mit der Ärztin Fervey-Martin gekämpft haben: das hat geholfen, oder die Männer, die in Saint-Etienne solidarisch erklärt haben, Abtreibungen gemacht zu haben: das war nützlich, trotz allem.
Das heißt, wenn die Frauen in ihrem Kampf Seite an Seite mit den Männern arbeiten, müssen sie sehr wachsam sein, müssen sie sich wehren, und es wird vielleicht auch Konflikte unter ihnen selbst geben. Ich glaube aber nicht, daß der Ausschluß von vornherein notwendig ist, wenn es sich um Männer guten Willens handelt. Zunächst einmal, weil unsere Parole, wenn wir wirklich die Gesellschaft ändern wollen, auch die Männer erreichen muß, sie heranführen muß an eine Bewußtwerdung, weil es wirklich notwendig ist, auch sie zu gewinnen, sie aufzurütteln und durch sie zu agieren. Überhaupt können die Frauen niemals Erfolg haben, wenn sie nicht dahin kommen, das männliche System zu erschüttern – also müssen gerade auch die Männer hinhören.
Aber ist es nicht so, daß sie gerade das nicht hören wollen, was die Bewegungen sagen, daß sie sich, konfrontiert mit der neuen Realität der Frauen, ihrer Entwicklung in den Weg stellen?
Aber sicher! Sehr oft sind sie natürlich feindlich eingestellt, vielleicht feindlicher, als sie es jemals waren. Es gibt heute eine Welle von Machismo und Anti-Feminismus bei den Männern, die vielleicht größer ist als seit langer Zeit, eben weil sie sich in Gefahr fühlen. Aber das ist ein Risiko, das wir eingehen müssen. Die Frauen können nicht auf ihrer Seite allein arbeiten, wenn die Männer ihre Revolten und ihre Probleme nicht kennen. Das würde zu gar nichts führen.
Sie haben einmal von den Aggressionen der Männer gesprochen, die sich in letzter Zeit mit der Forderung nach Emanzipation vermehrt zu haben scheinen. Bedeutet das für Sie, daß Sie im Befreiungskampf der Frauen für die Gewalt sind?
Das hängt von den Umständen ab. Das hängt davon ab, welche Art von Gewalt. Ich glaube, daß jede defensive Gewalt gut ist. Wenn eine Frau von einem Mann angegriffen wird, der sie vergewaltigen will oder einfach unangenehm wird, na, dann soll sie mit Judo antworten, wenn sie kann, oder mit Karate. Ich weiß, daß es viele Amerikanerinnen gibt, die das üben, und finde es zur Verteidigung sehr gut. Aber Gewalt als offensive Einstellung – dafür bin ich nicht. Doch auch das hängt davon ab, durch wen und wann sie geübt wird. In unserer Gesellschaft herrscht eine solche

Unterdrückung, daß die Gewalt oft im Grunde nur Gegengewalt ist. Diese Gegengewalt ist oft die einzige Art, sich der kaschierten Gewalt zu entziehen, die die Männer, die Arbeiter ebenso unterdrückt wie die Frauen allgemein – ja, dafür bin ich. Ich las kürzlich wieder einmal eine Geschichte der Suffragetten, über die man sich so oft mokiert hat, obwohl sie in England und Amerika sehr gute Arbeit geleistet haben – und wirklich, sie zögerten nicht, zur Gewalt Zuflucht zu nehmen: sie legten Bomben in die Westminster-Abbey, setzten öffentliche Gebäude in Brand, machten überhaupt eine Menge Aktionen, die eloquenter, als irgendwelche Reden es hätten tun können, die Stärke ihrer Forderungen hervorkehrten. Sofern also die Gewalt eine Sprache ist, die vielleicht besser verstanden wird als jede andere – in unserer Zeit sind die Leute so taub, wenn sie nicht hören wollen –, ja, dann bin ich für die Gewalt!

Sie haben sich über den Kampf für die freie Abtreibung konkret engagiert. Was bedeutet diese Forderung einer freien Schwangerschaftsunterbrechung für Sie? Was bedeutet für Sie das Verbot der Abtreibung heute?

Ich glaube, dieses Problem ist sehr viel komplexer, als es den Anschein hat. Für die freie Abtreibung kämpfen heißt nicht nur, einen Haufen Unglückliche verteidigen, die Jahr für Jahr gemetzelt werden und von denen ein Teil auf tragische Weise stirbt. Es bedeutet sehr viel mehr! Für die freie Abtreibung sein heißt betonen, daß die Frau nicht nur Gebärmaschine ist. Unsere Gesellschaft braucht die Ausbeutung der Frau, die Über-Ausbeutung der Frau. Eine ungeheure Anzahl von Arbeitsstunden wird nicht bezahlt: 47 Milliarden jährlich in Frankreich neben 46 Milliarden bezahlter Arbeitsstunden. Diese 47 Milliarden unbezahlter Arbeitsstunden, diese versteckte heimliche Arbeit läßt man von Frauen gratis machen. Um sie dazu zu bringen, kann man ihnen allerdings nicht die Schönheit und Mystik zum Beispiel des Geschirrspülens oder des Wäschewaschens preisen. Also preist man ihnen die Schönheit der Mutterschaft, denn man weiß, daß man sie durch die Mutterschaft ans Haus bindet und sich dadurch alle anhängenden Arbeiten wie Spülen, Stopfen usw. vom Halse schafft. Folglich will man die Frauen unbedingt davon überzeugen, daß sie, wenn sie nicht Mutter sind und vor allem Mutter, ihre Berufung als Frau verpaßt haben – und das klappt unglücklicherweise. Es gibt eine solche Propaganda dafür, für die Schönheit der Mutterschaft, daß das klappt. Und gleichzeitig verbietet man die Abtreibung, weil die freie Abtreibung es den Frauen erlauben würde, über ihren eigenen Körper zu bestimmen, über ihr eigenes Schicksal zu bestimmen, also zugleich mit einer ungewollten Mutterschaft jede Unterjochung im Haushalt abzulehnen – und das würde diese Männergesellschaft außerordentlich teuer zu stehen kommen, denn sie wäre dann genötigt, die Hausarbeit anders zu organisieren und sie zu entlohnen. Ich glaube, das ist der Kern der Abtrei-

bungsfrage. Natürlich gibt es noch andere Momente, etwa den starken Einfluß der Religion, aber der ist im Grunde nur ein Stück Überbau, das eigens für diese ganz tiefe ökonomische Basis errichtet wurde, nämlich die Ausbeutung der Frau im Haushalt.

Sie sprechen von der Gratisarbeit im Haushalt. (Die Zahlen scheinen übrigens in der BRD so ziemlich die gleichen zu sein: 50 Milliarden Stunden unbezahlte Arbeit gegen 52 Milliarden Stunden bezahlte Arbeit.) Diesem Faktor hat der Klassenkampf bisher nicht Rechnung getragen. Wie stellt sich für Sie heute das Verhältnis zwischen dem Frauenkampf und dem Klassenkampf dar?

Nun, ich meine, daß der Marxismus dieses Problem der Ausbeutung der Hausfrau tatsächlich nicht ernsthaft untersucht hat und daß deshalb – wie wir schon am Anfang gesagt haben – der Kampf der Frauen durch den Klassenkampf allein niemals eine befriedigende Lösung finden wird. Deshalb muß man Feministin sein, d. h. für die Befreiung der Frau kämpfen, und ganz besonders für die Befreiung der Hausfrau, die der klassische Marxismus überhaupt nicht berücksichtigt. Daraus folgt, daß der Kampf der Frauen nur dann eine Chance hat, wirklich erfolgreich zu sein, wenn er sich massenhaft in den Ehebetten entfaltet, anstatt die Domäne von ein paar Intellektuellen, von ein paar Bürgerinnen zu bleiben, wie es heute leider weitgehend der Fall ist; und daß sich der Klassenkampf und der Frauenkampf unbedingt gegenseitig vorantreiben müssen. Das scheint mir aber sehr schwierig zu sein, weil Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen zwei verschiedene Dinge sind. Überhaupt spricht man immer von Arbeitern, als ob die Frauen der Arbeiter selbst Arbeiter wären, aber das ist anders. Gerade die Arbeiterfrauen haben eine Erwartungshaltung, die sie streng in ihren Haushalt einschließt, an ihre häuslichen Arbeiten bindet, und sie sind viel weniger bereit, sich zu emanzipieren, als viele Kleinbürger, Intellektuelle oder eigentliche Arbeiter, d. h. arbeitende Frauen. Daher glaube ich, daß man den Klassenkampf und den Frauenkampf zunächst vor allem bei den arbeitenden Frauen vorantreiben kann. In Frankreich gab es Versuche dieser Art, z. B. fanden die Angestellten, die Verkäuferinnen der Nouvelles Galeries in Thionville eine sehr starke (und von ihnen richtig eingeschätzte) Unterstützung von seiten der Aktivistinnen vom MLF, die sie aufgesucht haben, und im Moment gibt es allenthalben wirkliche Frauenkämpfe: überall wo die Frauen vom MLF hinkommen, um ihnen ein Bewußtsein von ihrer doppelten Ausbeutung zu vermitteln, sie sich über ihre Lage als Frau aussprechen zu lassen, da kann man sicher sein, die Frauen zu gewinnen, die gegen ihre Bosse revoltieren, und im selben Moment werden sie auch bereiter sein als andere, gegen ihre Ehemänner zu revoltieren. Jene Frauen aber, die mir am schwierigsten zu gewinnen scheinen, sind tatsächlich die Arbeiterfrauen, die entsetzlich unterdrückt

sind, weil hier die kleinbürgerliche Mentalität vielleicht lähmender wirkt als irgendwo sonst. Ich kenne Fälle, z. B. in Montbéliard, wo es sehr arme Arbeiterviertel gibt, in denen die Männer ihren Frauen nicht einmal erlauben, bei der Nachbarin eine Tasse Kaffee zu trinken – das erscheint ihnen schon als Verrat, als Flucht vor dem Haushalt. Diese enorme männliche Unterdrückung wird nicht an dem Tag aufgehoben sein, wo die Arbeiter die Verwaltung der Fabriken in ihre Hände nehmen oder die gewerkschaftlichen Forderungen einlösen. In dieser Klasse muß man unbedingt die Frauen in einer solchen Weise organisieren, daß sie ein feministisches Bewußtsein bekommen.

Für Sie gibt es also keinen Hauptwiderspruch und Nebenwiderspruch, sondern Sie sagen: Es muß auf beiden Ebenen gekämpft werden, beide sind gleich wichtig?

Unbedingt! Ich halte das, was 51 Prozent der Weltbevölkerung betrifft im Verhältnis zu dem, was 49 Prozent betrifft, nicht für sekundär. Das Frauenproblem ist ein Hauptproblem und keineswegs das einer Minderheit, wie die Männer oft glauben machen wollen, die sagen: Laßt uns erst mal die Revolution machen, das Frauenproblem kommt anschließend ... Das ist nicht richtig. Das Frauenproblem betrifft die Mehrheit der Weltbevölkerung und wird eben nicht von den Männern, die heute die Macht haben, gelöst werden. Die Frauen müssen, so oder so, ebenfalls nach der Macht streben.

Sie glauben also an die Notwendigkeit eines kollektiven Kampfes?

Aber gewiß! Ein kollektiver Kampf der Frauen als Frauen ist nötig, und ebenso nötig ist, daß er sich anschließt an einen kollektiven Kampf aller Unterdrückten, auch der Männer, gegen das Patronat der Ausbeuter, gegen das System, wie es ist. Aber ich glaube, daß der Kampf der Frauen, selbst beschränkt auf den Kampf der Frauen, ein sehr starkes Element ist, um das System insgesamt zum Bersten zu bringen oder wenigstens stark zu erschüttern. Wenn also Frauen geschlossen als Frauen kämpfen, bilden sie objektiv einen Rückhalt, eine Allianz für die revolutionären Männer, auch wenn diese nichts davon wissen wollen.

Eine andere Hauptforderung der Frauenbewegung ist die Befreiung der Sexualität, und es gibt sehr radikale Autoren wie etwa Shulamit Firestone [ihr Buch *The Dialectic of Sex* erscheint im Herbst 74 im Fischer Taschenbuch Verlag, Anm. d. Red.], *die sich weitgehend auf Sie, auf* Das andere Geschlecht *stützen, wenn sie von dieser sexuellen Revolution sprechen, d. h. von der Infragestellung der ausschließlichen Heterosexualität, dieses Monopols, das die Männer gegenwärtig über die Frauen haben, und von der Forderung nach Bisexualität. Wie denken Sie darüber?*

Für die sexuelle Freiheit war ich immer: für alle, für jedes Alter, für jedes Geschlecht. Doch man muß – ohne sich dadurch an der Forderung nach

sexueller Freiheit hindern zu lassen – sich einer Gefahr bewußt sein: Die Männer profitieren davon, indem sie meinen, jede Frau müßte nun mit ihnen schlafen. Das hört man heute oft. Darum gibt es auch mehr Vergewaltigungen, mehr Aggressionen, mehr Unerfreuliches von den Männern als in meiner Jugend, denn die sagen sich: »In Ordnung, wir können euch sexuell angreifen, wir brauchen euch nicht mehr zu respektieren, wir können euch sogar zwingen, mit uns zu schlafen!« Die sexuelle Befreiung hat also eine Seite, die die Rolle der Frau als sexuelles Objekt eher verstärkt. Die Sex-Shops z. B. und all das sind nicht etwas *für* die Emanzipation der Frau, im Gegenteil: das ist eher etwas für die Emanzipation der Sexualität der Männer, die so auf ihre Rechnung kommen. Aber das ist natürlich kein Grund, die sexuelle Befreiung der Frau zu bremsen, nicht mehr übrigens als die des Mannes – sofern sie die Achtung, die man dem Anderen schuldet, und die Freiheit des Anderen nicht beeinträchtigt.

Jetzt gibt es also diese Idee der Bisexualität, die man bei den Frauen entwickeln und ein bißchen ermutigen muß – dafür bin ich unbedingt, weil ich in der Tat meine, daß es sehr wichtig ist, daß die Frauenbefreiungsbewegung dazu beiträgt, die Frauen bisexuell werden zu lassen. Ich habe schon im *Anderen Geschlecht* gesagt, daß quasi alle Frauen – soweit sie nicht durch Vorurteile blockiert sind – eine starke homosexuelle Neigung haben. Das heißt nicht, daß sie nicht gleichzeitig heterosexuell sind, aber ich glaube, daß sehr viele Frauen sich gleichzeitig von Männern und Frauen angezogen fühlen. Die Gesellschaft jedoch, so wie sie ist, unterdrückt diese Neigung stark; sie will die Frau überzeugen, daß ihre sexuelle Funktion letztlich vor allem eine reproduktive ist, und daß das notwendig über eine heterosexuelle Erotik gehen muß. Es ist sehr wichtig, den Frauen beizubringen, daß sie ihre homosexuellen Tendenzen nicht zu unterdrücken brauchen, daß sie befriedigt werden können. Frauen könnten in ihren Beziehungen mit Frauen eine andere Art von Befriedigung und Glück finden. Dann gäbe es Frauen, die wissen, daß sie beide Tendenzen haben oder daß sie eine wählen können – z. B. die Homosexualität. Dann gäbe es Frauen, die sehr viel freier in ihrem Eros wären und sehr viel erfüllter.

Wenn man Sie heute um eine Art Rezept für die Frauen bäte, die noch isoliert und allein sind, was würden Sie dann einer jungen Frau, die sich emanzipieren möchte, raten?

Also ich halte es für sehr schwierig, allgemeine Ratschläge zu geben: alles hängt von der Sozialisation, der Kindheit, der Jugend eines jeden ab, und man sollte sich vor allem nicht zwingen, nicht gegen seine Natur, gegen sich selbst handeln – das ist immer schlecht. Aber ich würde denken, daß *die* Frau die größte Chance hat zu entkommen, die berufstätig ist, ihr Geld verdient. Die Emanzipation der Frau fängt mit ihrer ökonomischen

Emanzipation an. Aus verschiedenen Gründen. Sicher, Arbeit ist nicht gleich Freiheit, Arbeit hat eine negative Seite, aber es gibt auch eine positive: wenn man das Glück hat, ein wenig wählen zu können, findet man einen großen Teil seiner Erfüllung darin. Aber auch wenn die Arbeit langweilig ist, gibt sie eine Unabhängigkeit, die es einem möglich macht, sich nicht den Wünschen und Forderungen eines Mannes beugen zu müssen. Wenn du verheiratet bist, kannst du deine Ehe in dem Augenblick lösen, wo du Geld hast. Wenn du deinen Lebensunterhalt selbst verdienst, bekommst du in deiner Beziehung mit dem Mann jedenfalls nicht diese materielle Abhängigkeit zu spüren, die die Basis ist für alle psychologischen und emotionalen Abhängigkeiten, denen die Frauen sich beugen.
Dann würde ich einer Frau raten, nicht zu heiraten! Denn die Ehe läuft im allgemeinen einer Berufsarbeit zuwider. Sehr oft geben Frauen aus Sentimentalität, Bequemlichkeit oder der Einfachheit halber ihre Berufsarbeit auf, wenn sie heiraten, und geraten damit ganz in diese schreckliche Sache: in die völlige Abhängigkeit von einem anderen Menschen. Auch würde ich der Frau, so wie die Dinge heute sind, von einem Kind abraten. Denn Kinder sind für die Frau heute die schrecklichste aller Versklavungen. Sie steht allein da mit der Erziehung, der Mann greift sozusagen überhaupt nicht ein, die Gesellschaft auch nicht. Außerdem definiert sich die Mutter in bezug auf ihre Kinder, und die Kinder erzeugen in ihr rasch Schuldgefühle, die aus der Mutterschaft eine ganz und gar verschlingende Aufgabe machen. Die Frau verliert so jedes Selbstgefühl und jegliche Identität zugunsten ihrer Kinder. Wenn die Frau trotz allem verheiratet ist und Kinder hat, wiederhole ich meinen ersten Ratschlag: so zu kämpfen, es irgendwie zu schaffen, daß sie ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit durch Arbeit erlangt.

Achten Sie auf Reihe Hanser

Miroslav Holub, Aktschlüsse
Halbgedichte. Aus dem Tschechischen von Franz Peter Künzel.
Band 145. DM 7,80

Netzer kam aus der Tiefe des Raumes
Notwendige Beiträge zur Fußballweltmeisterschaft. Herausgegeben von Ludwig Harig und Dieter Kühn.
Band 146. DM 9,80

Wollüstige Phantasie
Sexualästhetik der Literatur. Aufsätze über Sade, Bataille, Genet, Miller, Schnitzler, Wedekind und Nabokov. Herausgegeben von Horst Albert Glaser.
Band 147. Ca. DM 9,80

Peter Christian Ludz, Deutschlands doppelte Zukunft
Bundesrepublik und DDR in der Welt von morgen.
Band 148. DM 8,80

Alfred Schmidt, Zur Idee der kritischen Theorie
Elemente der Philosophie Max Horkheimers.
Band 149. DM 8,80

Michel Foucault, Von der Subversion des Wissens
Herausgegeben von Walter Seitter.
Band 150. DM 9,80

Guy Hocquenghem, Das homosexuelle Verlangen
Aus dem Französichen von Burkhart Kroeber.
Band 151. DM 9,80

Ansichten einer künftigen Geschichtswissenschaft I
Kritik – Theorie – Methode. Herausgegeben von Imanuel Geiss und Rainer Tamchina.
Band 153. DM 8,80

Lenin-Chronik
Daten zu Leben und Werk. Zusammengestellt von Gerda und Hermann Weber.
Band 152. Ca. DM 12,80

Robert Leicht, Grundgesetz und politische Praxis
Parlamentarismus in der Bundesrepublik.
Band 155. DM 7,80

Durch Kooperation zum Frieden?
Probleme gesamteuropäischer Sicherheit und Zusammenarbeit. Aus der Arbeit der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler.
Band 156. DM 9,80

Film- und Medienliteratur

Sergej M. Eisenstein, Schriften 1. Streik
Herausgegeben von Hans-Joachim Schlegel.
Band 159. DM 14,80

Horst Holzer, Kinder und Fernsehen
Materialien zu einem öffentlich-rechtlichen Dressurakt.
Band 160. DM 8,80

Vsevolod Meyerhold, Theaterarbeit 1917-1930
Herausgegeben von Rosemarie Tietze.
Band 159. DM 12,80

Christopher Caudwell, Studien zu einer sterbenden Kultur
Aus dem Englischen von Elga Abramowitz.
Band 162. DM 9,80

Otto Kreye (Hrsg.) Multinationale Konzerne
Entwicklungstendenzen im kapitalistischen System.
Band 139. DM 12,80

Auswahl aus dem Scriptor-Taschenbuch- und Skripten-Programm

Wolfgang Girke/
Helmut Jachnow

Sowjetische Soziolinguistik
Probleme und Genese
Taschenbuch S 17
1. Quartal 74 – ca. 300 Seiten – ca. DM 13,80

Dan I. Slobin

Einführung in die Psycholinguistik
Taschenbuch S 16
1. Quartal 74 – ca. 140 Seiten – ca. DM 9,80

Heinz Hülsmann et al. (Hrsg.)

Reader zur gesellschaftskritischen Wissenschaftstheorie
Band 1 + Band 2 Wissenschaftspolitik
Politische Ökonomie des Wissenschaftssektors
Skripten
Sozialwissenschaften Band 3 + 4
1. Quartal 74 – je ca. 170 Seiten – je ca. 9,80

Klaus Kreimeier

Kino und Filmindustrie in der BRD
Ideologieproduktion und Klassenwirklichkeit nach 1945
Taschenbuch S 11*
337 Seiten – 24 Abb. – DM 12,80
* Auch als **Leinenausgabe mit erweitertem Bildteil** lieferbar
362 Seiten – 49 Abb. – DM 28,–

Norbert Altenhofer et al.

Die Hess. Rahmenrichtlinien für das Fach Deutsch
(Sekundarstufe 1) in der wissenschaftlichen Diskussion
Taschenbuch S 7
Apr. 1974 – 160 Seiten – DM 9,80

Hans Kaufmann (Hrsg.)

Positionen der DDR-Literaturwissenschaft
Auswahl aus den Weimarer Beiträgen 1955-1973
2 Bände
Taschenbücher S 30 + S 31
2. Quartal 74 – je ca. 250 Seiten – je ca. DM 9,80

Günter Albrecht/
Kurt Böttcher/
Herbert Greiner-Mai/
Paul Günter Krohn

Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller
Von den Anfängen bis zur Gegenwart
(Lizenzausgabe VEB Bibliographisches Institut, Leipzig 1973)
Taschenbücher S 23 + S 24 + S 25 + S 26
Alle 4 Bände in einer Kassette DM 39,80
ISBN 3-589-00060-0
1. Quartal 1974
Die 4 Bände des Taschenbuches gibt es auch zusammengefaßt als 2 gebundene Ausgaben, Gesamtpreis DM 58,–

Scriptor Verlag GmbH
& Co KG Wissenschaftliche Veröffentlichungen
D-6242 Kronberg/Ts., Schreyerstraße 2
Tel. 06173-79183, Postfach 96

Anna, Laura, Louise, Mary, Wera
Die Sache der Frauen

EIN GESPRÄCH

Wir sind fünf Frauen zwischen 24 und 30 Jahren. Zwei von uns kommen aus Arbeiterfamilien, drei aus eher bürgerlichen Verhältnissen. Drei haben studiert, zwei nicht; zwei studieren noch, die anderen sind berufstätig.
Jetzt wohnen wir alle mit anderen Frauen zusammen. Vorher hat jede von uns mit einem Mann oder in gemischten Wohngemeinschaften gelebt. Wir gehören alle zu sozialistisch-feministischen Frauengruppen innerhalb der unabhängigen westdeutschen Frauenbewegung; früher waren drei von uns in der Studentenbewegung aktiv gewesen.
Wir sind nicht »repräsentativ«, und wir sprechen nicht für eine Gruppe oder eine Bewegung, sondern für uns. Wir sind miteinander befreundet, und wir haben einen gemeinsamen politischen Ansatz. Wir haben uns ein Wochenende lang zusammengesetzt, um über unsere Politisierung, unsere Bewußtwerdungsprozesse, unsere Erfahrungen innerhalb der Linken, unsere Schwierigkeiten bei der politischen Arbeit und schließlich unser Selbstverständnis in der Frauenbewegung zu diskutieren. Dabei haben wir nicht ständig zusammengesessen – mal war die eine oder die andere für ein paar Stunden abwesend, mal mußten gleich mehrere für längere Zeit weggehen. Dieses arg gekürzte Protokoll unserer Diskussionen gibt nur ein unvollständiges Bild: Die Krisen während des Gesprächs tauchen darin ebensowenig auf wie die Überraschungen, die wir erlebten, wenn eine von uns, die wir bestens zu kennen glaubten, durch ihre Erzählung plötzlich von einer ganz anderen Seite sichtbar wurde.
Wir wollten keine Strategien für die Frauenbewegung entwerfen, sondern einfach unsere persönlichen und deshalb nicht minder politischen Erfahrungen darstellen. Dabei haben wir uns mehr oder weniger an die Regeln der Selbsterfahrungs- oder Consciousness-Raising-Gruppen gehalten, d. h. wir wollten nicht unterbrechen oder verallgemeinern, bevor alle Beteiligten geredet hatten; es war uns wichtiger, die subjektiven Erfahrungen der einzelnen Frauen ernst zu nehmen, als gleich zu kritisieren und das Gesagte auf ein abstraktes, unverbindliches Niveau zu bringen.
Weil es uns um den Austausch dieser Erfahrungen und nicht um uns als Privatpersonen geht, haben wir für die Veröffentlichung fiktive Namen gewählt.

»Ich kann nichts dafür«, sagte Alice voller Sanftmut; »ich wachse«.
»Du *hast* hier nicht zu wachsen!« sagte die Haselmaus.
»Rede doch kein so dummes Zeug«, sagte Alice schon etwas mutiger; »du wächst ja selber, das weißt du ganz genau.«
»Schon«, sagte die Haselmaus, »aber *ich* wachse auf eine vernünftige Art und Weise und nicht in einem derart lächerlichen Ausmaß.« Und damit stand sie verdrießlich auf und ging zur anderen Saalseite hinüber.
(Lewis Carroll, *Alice im Wunderland*)

LAURA: Meine Politisierung lief über die SPD, Vietnam und Notstandsgesetze und dann über Marxismusschulung – und plötzlich war ich halt Marxistin irgendwie. Das war unabhängig von meinem Gefühl der Unterdrückung als Frau. Das hab ich erst nach fünf Jahren gemerkt. Ich bin da hingegangen mit der Einstellung, daß sich in meinem Leben nicht mehr sehr viel verändern wird – meine Probleme mit Männern hab ich gekannt, ich hab mir gesagt: mein Leben ist nicht dazu da, daß ich mit Männern klarkomme – ich muß eine klare Linie haben, ich will den revolutionären Kampf machen.
Mit dieser schmalspurigen Rationalität bin ich hierher gekommen. Genau so! Und dann war ich eben in einer linken Gruppe und hab erstmal gemerkt, daß es schwierig war, reinzukommen. Daß einem niemand erklärte, um was es geht. Daß man nicht so akzeptiert wurde. Man mußte sich wahnsinnig anstrengen, damit man überhaupt mitarbeiten konnte und nicht nur immer am Schwanz der Gruppe hing. Das war das erste Problem. Das zweite Problem war, daß wir bei der Betriebsarbeit mit Arbeiterinnen konfrontiert worden sind; wenn die angesprochen wurden, vor dem Tor beim Flugblattverteilen, dann haben die Männer den Frauen das Flugblatt weggenommen. Da haben wir uns gedacht, das ist doch irgendwie komisch, wir als Frauen müßten es doch schaffen, daß wir die Frauen ansprechen. Bis wir darauf gekommen sind, daß man über diese Inhalte die Frauen nicht ansprechen *kann*. Das hat unsere Gruppe wie die übrigen linken Gruppen immer verpaßt, wir haben Frauen nie angesprochen, obwohl es die halbe Bevölkerung ist – aber die war halt als revolutionäres Subjekt uninteressant.
Okay, das war formal, wie ich in die Frauenbewegung reingekommen bin. Also einmal, weil ich gesehen habe, es gibt so viele Frauen, die nicht angesprochen werden. Zum anderen, weil ich gemerkt habe, in der Gruppe lerne ich nichts, da kann ich nicht mitarbeiten, da bin ich irgendwie unterdrückt, in der gemischten Gruppe. Dann haben wir versucht, Frauenarbeit zu machen, haben uns aber nicht als einen Teil der Frauenbewegung verstanden. Wir waren auch nicht feministisch, wir waren überhaupt nichts. In unserem ersten Papier haben wir noch klar geschrieben, daß es nicht darauf ankommt, Frauen aufzuklären über ihre sonstigen Unter-

drückungssituationen. Es kommt darauf an, daß sich die Frauen in der Fabrik wehren, oder im Kaufhaus, und gegen den Meister mal irgendwas machen. So haben wir Gruppenmitglieder uns alle begriffen. Wir haben nie persönlich diskutiert, wir haben uns nie ausgesprochen. Höchstens mal am Biertisch. Aber »Politik« und »Persönliches« war säuberlich getrennt. Wir waren einfach nur Individuen, die einen Auftrag haben, mehr oder weniger. Bis wir nach einem Jahr gemerkt haben, daß dadurch, daß wir uns persönlich so ausklammern aus unserer ganzen Arbeit, es uns nicht gelang, andere Frauen anzusprechen. Wir haben die Frauen immer nur als Lohnarbeiterinnen angesprochen, aber ihre totale Unterdrückung über die Ideologie, die Kirche, die Ehe, das Gesundheitssystem, eben über ihre »Frauenrolle« haben wir nicht beachtet.

WERA: Ihr seid also genau wie die Männer damals von einer abstrakten Größe ausgegangen – die Männer von den Proletariern, ihr von den Proletarierinnen – und habt gesagt, wir müssen mal was für die tun. Das haben wir nämlich ebenso gemacht.

LAURA: Klar, aber das ist eben ein Vorteil, der anscheinend nur in Frauengruppen vorkommt, daß sich die Gruppe dann nach einem Jahr hinsetzt und zugeben kann: Wir machen die falsche Arbeit; wir erreichen die Frauen nicht, wir reden an denen total vorbei. Und seit der Zeit haben wir uns halt ganz andere Fragen gestellt: Wie werden wir unterdrückt? Wie lebt eigentlich eine normale Frau, was passiert, wenn sie heimkommt? Nicht nur, daß sie dann abspülen muß! Was für Perspektiven hat sie überhaupt? In was für ein Leben ist sie denn gezwungen? Von dem Punkt an habe ich rückblickend bemerkt, was ich selbst erlebt habe, wie ich selbst unterdrückt worden bin. Da ist mir das erst klar geworden.

Typisch ist zum Beispiel, wie wir uns früher in der Gruppe verhalten haben. Wir sind sehr verschieden: die eine ist weniger krank, die andere öfter; die eine hat ein Magengeschwür, die andere immer Kopfschmerzen; die eine sagt eben nichts, die andere jammert immer, die dritte heult bei jeder Situation. Na, wie halt jede ihre Konflikte verarbeitet. Das war typisch – und in anderen Gruppen ist es auch so –, daß dann gesagt wurde, die Kranken, das sind eben die Schwachen, auf die schaut man von oben herab. Die können halt nicht mitmachen, die sind nicht so stark. Früher hätten wir nicht untersucht, warum wir eigentlich so krank sind, woher das kommt. Was ist an uns falsch, daß wir das als Schwäche auslegen? Wir lernen eben jetzt, uns gegenseitig zu akzeptieren mit unseren subjektiven Fehlern und Schwächen.

In der Organisation, in der ich vorher war, hab ich mich immer selber aufrichten müssen, weil ich ja gemerkt habe, die Sprache liegt mir im Grunde nicht. Die Terminologie war mir zwar nicht fremd, weil die ganze Schulung schon lief, aber ich habe sie nie so perfekt beherrscht.

MARY: Bei mir war es von der Ausbildung her gegeben, daß ich mich dieser Sprache eher anpassen konnte. Aber gerade dieser Jargon hat mich immer davon abgehalten, die linken Gruppen zu akzeptieren bzw. mich ihnen anzuschließen. Also mal provisorisch: ich glaube, es hing damit zusammen, daß ich meine Rolle als Frau zu sehr verinnerlicht hatte. Dieses abstrakte theoretische Denken – egal was dahintersteckt – habe ich nie akzeptiert. Eben weil das einer Frau nicht zukommt! Es war hauptsächlich die Sprache, die mich abgehalten hat, da aktiv mitzumachen. Von außen stimmte ich schon allem zu, konnte mich aber niemals in eine Gruppe einfügen.

LOUISE: Ich habe diese Sprache überhaupt nicht verstanden. Das war mein Problem. Ich fragte mich, was ist dies und was ist das, und konnte mir gar nicht denken, daß die meisten anderen das wohl auch nicht gewußt haben, aber trotzdem die Wörter so angewandt haben, als wüßten sie es ... Ich habe damals, als ich aus der Kleinstadt kam, Kontakt gesucht, aber das ist mir nicht so recht gelungen. Ich war wahnsinnig scheu – gerade vor Studenten. Die waren für mich irgendwas Höheres, da ich ihre Sprache überhaupt nicht verstanden habe. Und zwar ganz konkrete Wörter und Theorien nicht verstanden habe.

ANNA: Die eine Sache war die, daß ich als Frau immer Schwierigkeiten hatte, ich konnte mich nicht mit der Frauenrolle identifizieren – leider auch nicht mit Frauen –, ich hab mich nur mit Männern identifiziert und dauernd Sachen gemacht, die »anders« waren, vom Trampen angefangen bis dahin, daß ich gerne diskutiert habe. Dadurch habe ich die Tendenz, als Frau nicht anerkannt zu werden, noch verstärkt – ich galt nur als Diskussionspartner und geriet in die Rolle der Intellektuellen. Dadurch wurde das nochmal verstärkt, daß ich bei Männern nicht ankam.

Ich war sozial engagiert und habe mich über das Unrecht aufgeregt, und die Atmosphäre bei den Linken hat mich irgendwie angezogen. Ich habe mich da ziemlich lange bewegt und mir die Qualitäten angeeignet, die so verlangt waren, und mich recht männlich verhalten; zwar nicht ganz so abstrakt gesprochen, aber doch zumindest so, daß ich mich durchsetzen und andere Leute auch diskriminieren konnte, die schwächer waren. Ich war aber die ganze Zeit durch, wie früher auch schon, so ein halber Mensch, also nur auf einer Ebene da. Auf der anderen Ebene – so mit Freund-haben und so – irgendwie anerkannt zu sein, das lief halt nicht. Ich hatte schon Wut auf die Typen, auf was für Frauen die so eingestiegen sind – daß sie bei allem politischem Anspruch gerade nichts mit politischen Frauen anfangen konnten. Aber das war nur die eine Seite – das waren eben blöde Typen –, auf der anderen Seite hatte ich mich doch mit der ganzen Theorie sehr identifiziert.

Mir war zwar die Frauenemanzipation sehr wichtig – bloß wollte ich

nichts mit Frauen zu tun haben. Ich habe mit Genossen, die nicht so dazugehörten oder die nicht ganz so bös waren wie die anderen, darüber diskutiert, wie toll und wie wichtig die Frauen sind und wie gerade die Frauen in der Lage seien, neue Maßstäbe zu setzen und ganz neue Qualitäten zu entwickeln. Bloß die Frauen waren mir dazu noch nicht reif genug, mit denen konnte ich eben nicht so toll diskutieren. Die waren nicht so rational und auch theoretisch nicht gut genug. Ich habe ziemlich lange die Aktion 218 von außen mit angesehen. Das erschien mir damals zu unpolitisch, die hatten nicht den richtigen Feind gesehen, als es ihnen um die Kirche ging. Die hatten den »Hauptfeind« noch nicht erkannt! Und dann erschienen mir die, die ich persönlich kannte – naja, die brachten eben kein vernünftiges Wort heraus, so schien es mir damals.

LAURA: Als Feministin wird man eben nicht geboren!

ANNA: Dann kam ich an einen Punkt, wo es mir immer dreckiger ging, und dann hab ich mir gedacht, jetzt reicht es.

MARY: Ging es dir dreckiger wegen einer Beziehung?

ANNA: Da ist es mir noch nie so besonders gut gegangen, und dann – na es ist wohl ganz logisch, daß man nicht immer so als halber Mensch rumlaufen kann. Ich wollte mal ausprobieren, ob ich mich nicht der Anstrengung dieser Frauengruppe unterziehen kann.

LAURA: Wie bist du denn darauf gekommen, mit *Männern* über Frauen zu diskutieren?

ANNA: Männer waren eben meine Diskussionspartner, ich hab immer nur mit Männern diskutiert. Auf der anderen Seite fand ich es aber unheimlich Scheiße, daß ich dauernd an Sachen gehindert wurde, die ich machen wollte – und daß ich beim Trampen als Hure angesehen wurde, beim Diskutieren als Geistesmensch und sonst nichts anderes. Ich war sauer auf die Typen, ich habe gemerkt, die wollen bestimmte Sachen von den Frauen, und die Frauen stiegen auch genau darauf ein. Ich war auch sauer auf die Frauen, die diese Rolle spielten, während ich durch die Konkurrenz immer auf der Strecke blieb. Ich habe die Frauenrolle, so wie sie definiert war, dermaßen abgelehnt, daß ich auch die Frauen ablehnte, die sie spielten.

> Mädchen sind ganz anders
> Jede geht ihren eignen Weg
> Mädchen sind ganz anders
> Ganz anders ist das Leben zu zweit
> In einer neuen Zeit. (Schlager)

WERA: Ich wollte noch sagen, wie ich zur Linken gekommen bin. Da war als Kind der Wunsch, Missionarin zu werden; dann die soziale Ungerechtigkeit, daß es den Armen immer schlecht geht und den Reichen immer gut

– das hat mich furchtbar aufgeregt als Kind. In der Schulzeit habe ich dann Brecht gelesen, Heine und Marx ... In meiner politischen Entwicklung hat mich noch der Faschismus beeinflußt – wir haben in der Schule nichts darüber gelernt, überhaupt nichts, aber dann habe ich mal ein Buch darüber in die Finger gekriegt, da hat mich ein Schock getroffen, und dann habe ich noch einen Film gesehen, »Mein Kampf« von Leiser – als ich da rauskam, zitterten mir die Knie, mir war schlecht, ich lehnte an einer Hauswand, mußte mich übergeben ... Danach war für mich die Welt in zwei Hälften geteilt, einmal die Leute über dreißig und dann die jüngeren, die nichts damit zu tun haben konnten. Ich mißtraute denen über dreißig so extrem – wenn ich mit älteren zusammen war oder sogar auf der Straße, stellte ich mir vor, daß die auch mitgemacht haben.
Später habe ich mein Maulwurfleben verändert, als ich in die Fabrik gegangen bin. Ich hab damals oft für Wochen oder Monate in der Fabrik gearbeitet, auch als Verkäuferin im Kaufhaus und als Tippse in einem großen Büro. Damals war es schwer, sich einer Gruppe anzuschließen, es gab noch nicht viel Aktivität in der Studentenbewegung, da hab ich so vor mich hin privatisiert. Bis wir in der Provinz an unserer Hochschule eine Gruppe aufbauten – in der Gruppe fühlte ich mich als Frau nicht besonders unterdrückt, weil wir damals große Ansprüche auf »Kollektives Leben – kollektive Arbeit« hatten, viel Kommuneexperimente machten, den Reich diskutierten – was eben alle damals so machten. Wir hatten auch in der Provinzgruppe nicht so eine extreme Hierarchie, wir waren bei Aktionen und allem, was wir außerhalb der Hochschule machten, immer mit den Falken zusammen, mit Schülern, Jungarbeitern – da konnte sich die Sprache bei uns gar nicht so verselbständigen, wie ich das dann in der Großstadt kennen lernte.
Als ich in die Stadt kam, war ich entsetzt. Das unwahrscheinlich autoritäre Gehabe der Obermacker, die Hierarchie in der Gruppe, das abstrakte Gerede und die wenige Praxis dahinter – da wurde mir auch erst so richtig die Rolle der Frauen klar, als Flugblatt-Tipperinnen und Beischläferinnen. Richtig aufgewacht bin ich dann bei der SDS-Delegiertenkonferenz im Herbst 68, als die Frauen aus Berlin Tomaten warfen und ihre Rollen grundsätzlich in Frage stellten. Später haben wir Frauen ebenso, wie die Laura es beschrieb, in einer Betriebsgruppe eine kleine Frauengruppe gebildet und uns extra getroffen, um über die Lage der Arbeiterinnen zu diskutieren. Wir waren da nur fünf Frauen, und wir haben es nicht gewagt, haben auch unsere Sache nicht ernst genug genommen, um uns als Gruppe innerhalb der Gruppe durchzusetzen. Zwei von uns gingen dann wieder ausschließlich in die Gesamtgruppe, weil sie es frustrierend fanden, sich »nur« mit Frauenarbeit zu beschäftigen; wir anderen hatten gelernt und gemerkt, daß dieses eine Drittel sämtlicher Proletarier, nämlich die

Frauen in der Produktion es nicht wert zu sein schienen, daß man sich in der Gruppe mit *ihren* Bedingungen, ihrer Rolle im Haushalt, bei der Kindererziehung, in der Familie und ihrer andersartigen Ausbeutungssituation im Betrieb auseinandersetzte. Wir drei haben die Konsequenz gezogen und sind in eine gerade neugegründete reine Frauengruppe gegangen. Das war am Anfang eine harte Zeit: eine unwahrscheinliche Diffamierung von Seiten der alten Genossen, mit denen wir vorher zusammengearbeitet hatten, die reichte von: »das ist doch nur ein Nebenwiderspruch« auf der politischen Ebene, bis zu: »du bist wohl noch nicht emanzipiert; daß du es nötig hast, in einer Frauengruppe mitzuarbeiten, hätte ich nie gedacht«, auf der sogenannten persönlichen Ebene.

LAURA: Warum ich mich damals überhaupt politisiert habe? Ich habe halt gesehen, welche Möglichkeiten ich habe – ich hätte mir, als ich im Büro arbeitete, einen Mann suchen können, der sowas Ähnliches macht wie ich, der aus den Kreisen kommt, in denen ich drin war. Ich dachte, das ist überhaupt das einzige, was dir übrigbleibt. Der Widerspruch war dann, daß ich das Gefühl hatte, es gibt noch anderes im Leben als arbeiten und sich einen Typ aussuchen, der im Büro neben dir genauso arbeitet. Dazu kommt noch, daß ich ungeheuer häßlich und dick war. Die Männer, die in meinem Umkreis waren, die ich hätte kriegen können, die wollte ich nicht; aber die, die mir gefallen haben, an die bin ich nicht gekommen, so wie ich ausgesehen habe und was ich gelernt hatte.

Das ist mir während der Lehre aufgegangen: wenn du häßlich und dick bist und von daher nichts zu bieten hast, dann mußt du eine andere Stärke haben – man muß nicht nur über was Bescheid wissen, sondern auch klug sein, verständig sein, verständnisvoll eingehen können auf andere, zuhören können, also alle diese weiblichen Qualitäten. Das war die Lösung, die sich angeboten hat, daß ich mir das raussuchte. Dann habe ich das versucht, hab gedacht, das ist die einzige Rolle, die für mich in Frage kommt, und die hab ich auch konsequent spielen wollen. Und damit bin ich dann unwahrscheinlich auf den Bauch gefallen, aber es hat ein paar Jahre gedauert, bis ich das gemerkt habe.

Und inzwischen haben wir versucht – sogar in der Provinz liefen Diskussionen darüber –, über Rollenverhalten zu reden, neue Lebensformen auszuprobieren, mit Kindern zu leben. Wir haben da so einen Slogan gehabt: »libidinöser leben« – nicht Sex, sondern libidinös, das war das Schlagwort damals. Das hat dann geendet mit einem Horrortrip in unserer Wohngemeinschaft, das war der letzte Grund, warum ich da abgehauen bin.

ANNA: Ich war auch dick und häßlich.

WERA und LUISE gleichzeitig: Und ich dünn und häßlich!

MARY: Bei mir war das über eine viel persönlichere Ebene gelaufen. Ich

war auch häßlich und dick und hatte nie einen Freund, habe aber ziemlich hohe Ansprüche an den Mann gestellt. Als ich dann ins Studentenheim kam, hatte ich ein riesengroßes Nachholbedürfnis, und da lernte ich die ausländischen Studenten kennen, denen ich unheimlich viel verdanke. Die haben mein ganzes Weltbild verändert, das halt so ein liberales, antikommunistisches Weltbild war. Das war ein mühsamer Prozeß, das hat sehr lange gedauert, bis ich da mal was geändert habe. Mein erster Freund war ein lateinamerikanischer Genosse, wo ich einfach dadurch, daß ich ihn mochte, auf die Idee gekommen bin, daß er Recht haben kann. Dann mit der Bewegung der Schwarzen in den USA, wo halt der Schritt einfach ist, von der Unterdrückung der Schwarzen auf die eigene Unterdrückung zu kommen, da gibt es Parallelen, und dann ging das analog mit meinen Erfahrungen. Dann habe ich das Buch von der Friedan gelesen, das war so ein Aha-Erlebnis, da hat es geklickt bei mir, da kam alles zusammen, mein Studium, meine Erfahrungen mit meinen Freunden – so daß eigentlich wirklich die einzige Konsequenz war, in einer unabhängigen Frauengruppe mitzumachen, und das habe ich dann auch getan.
Aber es lief nie über irgendwelche Organisationen oder Auseinandersetzungen mit politischen Gruppen, sondern einfach alles über persönliche Erfahrungen und Diskussionen. Das einzige, was mir einfällt zu dem, was ihr vorhin erzählt habt, was euch zum sozialen Denken gebracht hat –: ich hab da in dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, sehr viel gelesen, weil ich so isoliert war, aber ich hab fast nichts mehr in Erinnerung außer irgendwelchen blöden Mädchenbüchern – und Dostojewski. Mit dem hab ich mich unwahrscheinlich identifiziert, das ist auch heute noch drin.
LAURA: Was? Mit Dostojewski?
MARY: Ja. Und du, was hast du gelesen?
LAURA: Die neue deutsche und die amerikanische Literatur, zum Beispiel Carson McCullers, *Das Herz ist ein einsamer Jäger*, und Steinbeck.
ANNA: Ja, Steinbeck! So ganz genau weiß ich nicht mehr, was ich alles gelesen hab – Borchert, Camus und so. Viel hab ich nicht gelesen.
MARY: Über Camus hab ich mal einen Vortrag gehalten, in der Schule, da waren sie alle ganz begeistert. Mit dem hab ich mich auch identifiziert. Das waren alles so intellektuelle Erfahrungen, auch Faulkner hat mir unheimlich gut gefallen. Aber der, mit dem ich mich im Bauch identifiziert hab, war Dostojewski.
ANNA: Das waren alles die armen, elenden, gepeinigten und geschlagenen Kreaturen, die haben mir am besten gefallen.
LOUISE: Zuerst kam bei mir Borchert, für den hab ich wirklich geschwärmt, dann Camus, und dann bin ich auch bei Dostojewski hängengeblieben, den hab ich richtig entdeckt bei mir zuhause, den hat niemand gekannt. Später Max Frisch und die Bachmann. Und dann durch

einen Freund indianische Gedichte, die ganze Folklore eben, Zigeunermärchen, da hab ich mich reinversenkt...

WERA: Ich hab ein Jahr lang den Sartre geliebt, das war mein Abgott, die ganzen philosophischen Schriften. Brecht und Marx, Beckett ganz außerordentlich und Kafka – ich dachte, das ginge alles zusammen.

(Gelächter)

ANNA: Entscheidend für mich war auch Bob Dylan und alles, was damit zusammenhängt. Ich bin auch viel ins Kino gegangen. Der Marat-Film – da kam ich raus und das Wort Revolution hatte für mich einen neuen Klang: »We want the revolution!«

LOUISE: Für mich war entscheidend der Buñuel, politisch...

LAURA: Das war auch ein Hammer: »Wer hat Angst vor Virginia Woolf?«

MARY: Aber Bücher und Filme haben mich eigentlich nie zum Handeln gebracht; ich könnte nicht sagen, wie weit die mich beeinflußt haben.

WERA: Damals hab ich so gesprochen wie die Figuren in Becketts Stücken oder in Kafkas Büchern. Mein Bruder und ich, wir haben unsre Eltern zum Wahnsinn getrieben beim gemeinsamen Abendessen, weil wir nur in der Art redeten. Ich hab praktisch nur gelesen, jahrelang, nichts anderes gemacht. Viele Sätze aus Büchern gingen mir im Kopf herum, ich wiederholte sie ständig, brauchte sie mehr als alles andere, sie dienten mir, um mich aufzumuntern, um mich zu bestärken, wenn ich mich wehren mußte. Sie trösteten mich, wenn es mir schlecht ging. Ich hab ja ständig mit mir selbst geredet, ich war zu schüchtern, um mit anderen zu reden, Kontakt zu haben – ich hab mich vollkommen in meiner Scheinwelt aufgehalten.

> »Komm, das hat doch keinen Sinn, derart zu weinen!« rief sich Alice in recht scharfem Tone zu. »Ich rate dir, damit aufzuhören, und zwar sogleich!« Die Ratschläge, die sie sich gab, waren im allgemeinen sehr gut (obgleich sie sie nur selten befolgte), und bisweilen schalt sie sich selbst mit solcher Strenge, daß ihr die Tränen kamen...; denn sie war ein merkwürdiges Kind und liebte es über alles, so zu tun, als wäre sie zwei... (Lewis Carroll, *Alice im Wunderland*)

ANNA: Ich auch, ich hab eigentlich nie groß gehandelt oder Entscheidungen getroffen, ich hab so für mich gelebt, im Kopf.

WERA: Ich hab immer gedacht, ich hab mit der Realität nichts zu tun – ich fühlte schmerzhaft, ich war mit der Realität nicht verbunden, die hatte nichts mit mir zu tun, war mir immer unbegreiflich, unverständlich. Erst durch die politische Arbeit und durch die Frauenbewegung habe ich einen winzigen Kontakt zur Realität bekommen. Es hat sich bei mir früher alles in einer Innenwelt abgespielt. Wie wir vorhin schon einmal sagten: was wir wollten, als weibliche Kinder, wurde als nicht statthaft für uns abgelehnt; was wir sagten, wurde verlacht; unsere Interessen, Wünsche und

Freuden wurden als unnormal abgetan und als verrückt bestraft – da taten wir doch besser daran, den Mund zu halten und mit uns selbst zu reden.
MARY: Ich hatte auch das Gefühl, mit der Realität habe ich nichts zu tun – ich wollte schon was damit zu tun haben, aber ich wußte nicht, wie ich es anfangen soll.
WERA: Ja, ich wollte auch was damit zu tun haben – es war keine intellektuelle, arrogante Ablehnung, im Gegenteil, ich wollte was mit der Realität zu tun haben, – vielleicht aber die Realität nicht mit mir.
MARY: Bei mir hat sich das durch einen Freund geändert, der sich immer mit allem identifiziert hat und der sich immer politisch verantwortlich gefühlt hat. Da bin ich draufgekommen, daß ich mich auch verantwortlich fühlen könnte. Ich bin vorher nie auf die Idee gekommen, mich verantwortlich zu fühlen, weil ich mich nie einbezogen gefühlt habe. Aber daß sich das konkret auf mein Handeln auswirkte, das kam auch erst durch die Frauenbewegung, da hab ich mich dann endlich wirklich betroffen gefühlt und von dem Zeitpunkt an auch für andere Sachen eingesetzt.
LOUISE: Also, ich hab mich schon sehr verantwortlich gefühlt, ich wollte auch früher Missionarin werden . . .
ANNA: O je!
WERA: Das kann ja heiter werden in der Frauenbewegung, wenn alle Frauen, die sich bewegen, mal früher Missionarin werden wollten!
(Gelächter)
LOUISE: Ja, und dann in der Studentenbewegung – ich wußte ja nicht, um was genau es geht, es hat mich aber fasziniert, und ich weiß noch, wie das mit Vietnam angefangen hat, die ersten Bombenangriffe, daß ich gepeinigt von der Schule nachhause ging und mir vorgestellt habe, jetzt im Augenblick rennt jemand davon und der Soldat rennt hinterher, und ersticht den, um Gottes willen – ich konnte mir aber nicht vorstellen, was ich tun könnte. Ich habe dann halt mit den wenigen politischen Ideen, die ich hatte, meine Eltern angeschrien oder andere Leute traktiert, bin aber wahnsinnig reingefallen, denn ich hatte keine Taktik und konnte denen auch nichts weiter entgegensetzen, weil ich nicht genau informiert war.
Und zur Frauenbewegung bin ich auch ganz privat gekommen, das war sehr schwierig. In meiner Familie war ich immer das schwarze Schaf. Niemand wurde so recht schlau aus mir, weil ich auch, wie die Wera, nie geredet habe, und weil ich mich sehr eigenartig verhalten und merkwürdige Sachen gemacht hab. Meine Eltern wollten immer, daß ich Lehrerin werde, das war so ein sicherer Beruf, das wollte ich aber nicht. Ich dachte immer, meine ganze Einsamkeit hört auf, wenn der Mann auftaucht. Und der Mann war für mich nicht jemand, dem ich dienend zur Seite stehen wollte, sondern dem ich gleichgestellt wäre. Ich hab mir gedacht, da kann

man so gut zusammenarbeiten, das ist auch so romantisch und wahnsinnig schön. Aber absolut verkehrt, wie ich später merkte. Jedenfalls kam ich bald dahinter, daß ich in der ersten Beziehung, die ich hatte, nicht gleichgestellt war, sondern daß ich immer die zweite Geige spielte. Was ich sagte, wurde nur akzeptiert als rein intuitiv, aber ernst genommen wurde es nie, und da hatte ich meine Rolle weg. Alle Leute hatten sowieso irgendwie Schwierigkeiten mit mir – das Spektrum von der Hexe zur Nymphe, später zur Mädchenfrau –, und dann hat mir auch noch das mit der zweiten Geige gestunken, dadurch stand ich im Konkurrenzverhältnis zu meinem Mann, und die ganzen Anstrengungen haben nur zu Frustrationen geführt.

> Weibern mangelts an Stärk und Kräften des Leibes und am Verstande. Den Mangel an Leibeskräften soll man dulden, denn die Männer sollen sie ernähren. Den Mangel am Verstande sollen wir ihnen wünschen, doch ihre Sitten und Weise mit Vernunft tragen, regieren und etwas zu Gute halten . . . Frauen und Jungfrauen, ob sie gleich Mangel und Fehl haben, soll man doch nicht öffentlich schmähen, sondern in geheim strafen . . . (Martin Luther, *Tischreden*)

Jedenfalls haben sich dann in der zweiten Beziehung wirkliche Katastrophen abgespielt. Ich hab gemerkt, daß ich mit meiner ganzen Aufopferungsbereitschaft irgendwie nicht weiterkomme, denn als es mir mal schlecht ging, als ich erschöpft war, hat er mir überhaupt nicht geholfen. Im Gegenteil, er hat mich runtergeputzt, und ich hatte ihn gerade vorher ein Jahr lang hochgepäppelt! Ich war plötzlich weg vom Fenster, als es ihm besser ging, als er Freunde hatte. Ich war das Allerletzte, wenn ich mich aufregte, daß er nicht abspült . . .
Ich hab mich sowieso immer gegen meine Rolle gewehrt, weil ich gemerkt habe, daß ich da nicht ganz gesehen werde, d. h. ich *darf* mich nicht ganz sehen lassen – sonst werden die Männer sofort von mir ablassen. Und die Scheiße war, daß ich die hübschen Rollen, die mir zugedacht waren, nicht durchhalten konnte – so nach 14 Tagen hat es wieder einen Zusammenbruch gegeben. Ich war unwahrscheinlich depressiv. Ich hab auch oft erlebt, wenn man dem Mann gegenüber offen ist, daß das im nächsten Augenblick gegen dich verwandt wird, und zwar auf ganz hundsgemeine Weise. Es ging dann so weit in der Beziehung, daß ich zum Schluß immer dachte, ich sei schizophren, und daß ich Angst hatte, ich würde plötzlich den großen Schub kriegen. Auf jeden Fall war ich in der Beziehung extrem unterlegen, und da hat mich die Mary angerufen und gefragt, ob ich nicht in so eine Selbsterfahrungsgruppe, also Consciousness-Raising-Gruppe kommen würde, das hab ich mir hin- und herüberlegt, und dann hab ich ihn angerufen und gefragt, was er meint, und er meinte Ja, geh nur, geh nur! Der war so froh, daß ich in seiner Abwesenheit beschäftigt war – wie

man sonst halt Frauen ins Kriegshospital geschickt hat. Er wußte eben nicht, was ihm da blüht.
In der Selbsterfahrungsgruppe wurde mir dann bestätigt, und ich habe es selbst gemerkt, daß *ich* Recht habe – da wäre ich beinahe völlig ausgeflippt. Das hat mich dazu gebracht, dabei zu bleiben.
WERA: Ich glaube, die Erfahrung ist sehr wichtig: du kannst dich auf niemanden verlassen, du wirst, wenn es ganz wichtig ist und wenn es dir ganz dreckig geht, im Stich gelassen. Es macht einen stutzig, wenn so viele Frauen sagen, daß sie, wann immer es ihnen dreckig ging, von den Männern im Stich gelassen wurden.
ANNA: Ja, ja, ich war auch schon so sensibilisiert in der Beziehung, daß ich mich hingehockt hab und zugehört hab und versucht, irgendwas rauszubekommen. Wenn er unglücklich war, dann war ich auch gleich unglücklich – dann hab ich versucht, einen Schritt weiter zu kommen. Später kam ich drauf, daß der schon die ganze Zeit gewußt hatte, was er für Probleme hatte, und mir das nur nicht gesagt hat – das waren all diese homosexuellen Geschichten. Und das kam einfach nicht. Ich hab mich bemüht und meine ganzen Analysefähigkeiten eingesetzt, aber daß da während der ganzen Zeit noch was anderes gelaufen ist, hab ich nicht mitgekriegt und bin dann aus allen Wolken gefallen.
Ich dachte auch, es würde was nützen, wenn ich da sehr einsteige und für ihn sorge und mich um ihn kümmere, damit er nicht so unglücklich ist. Wenn *ich* aber mal unglücklich war oder depressiv oder eine Forderung gestellt hab, dann kriegte ich zu hören, daß das eine moralische Erpressung sei, dann war der Ofen aus. Wenn ich nur sagte: »Mir gehts schlecht, das hängt auch ein bißchen mir dir zusammen«, vorsichtig formuliert, dann sagte er: »Dir gehts schlecht? Du willst mich damit bloß erpressen, vielleicht bringst du dich auch noch um, oder sowas.«
WERA: Was mir jetzt einfällt, als passender Ausdruck: Wir spielen die Analytikerin für widerspenstige Patienten. Die eigentlich nichts sagen wollen, aber doch ganz gerne auf der Couch liegen und auch daraus noch eine Schau machen, daß sie nichts sagen wollen. »Denn nur Schwache und Minderwertige sagen etwas.«
MARY: Ich glaube auch, daß ich wirklich nur dazu da war, mir anzuhören, wenn es ihm schlecht ging, und ihn dann wieder aufzurichten. Ich habe gespürt, daß das das einzige Band ist, das uns zusammenhält. Und wenn ich mich dem entziehen würde, wäre auch die Beziehung zu Ende. Und ich habe tausendmal die Erfahrung gemacht, wenn ich nur einmal damit ankomme, daß es *mir* schlecht geht, dann hört er sich das vielleicht 20 Minuten lang an, maximal, sagt auch nichts dazu, und wenn es länger dauert, schiebt er mich ab –
LOUISE: – ist völlig erschlagen und hilflos –

MARY: Und da habe ich schon geahnt, daß er sich eigentlich überhaupt nichts aus mir macht, sondern daß ich nur bequem bin, damit er sich wieder bei jemand ausweinen und aufrichten kann – aber ich habe es wirklich nicht wahrhaben wollen und nicht geglaubt, daß sowas möglich ist. Auch aus Selbsterhaltungstrieb.
ANNA: Man glaubt auch, irgendwas muß doch da sein, wenn man so lange befreundet ist und doch einiges gemeinsam macht und sich irgendwie versteht – irgendwas muß doch auch bei dem Mann da sein, daß sich was entwickelt – man kann es gar nicht fassen, daß eigentlich *nichts* da ist.
LOUISE: Ich habe das Gefühl, daß kein Mann je wirklich auf das Essentielle kommt, die reden immer um den Kern rum, ich könnte am liebsten schreien, weiß aber nicht, wo der Kern ist. Das sind meistens simple Sachen, wo die sich schon entblößt fühlen. Ich hab noch keinen Mann gekannt, der sich vor *mir* wirklich so total entblößt hätte wie ich mich vor ihm.
LAURA: Wenn eine Frau heute genau weiß, was sie will, selbständig ist, weiß, wie weit sie sich von jemandem was gefallen läßt, nicht mehr angewiesen ist auf den Mann – dann fehlt dem ja die Sicherheit, die er früher bei Frauen gehabt hat.
ANNA: Aber wenn die Frauen selbständiger sind, sind die Männer nicht so belastet...
LOUISE: Einerseits mögen sie selbständige Frauen, andererseits haben sie Angst vor ihnen. Ich kann mir vorstellen, wenn man das Gefühl hat, das ist ein Mensch, der will was machen, der hat nen Willen, ein Ziel – das kann schon reizvoll sein.
WERA: Ne-ne, da gibts nen Unterschied, Frauen finden das an Männern reizvoll, aber nicht umgekehrt.
LAURA: Doch, ich kenne solche Männer.
ANNA: Okay, dann stell sie uns mal vor!
(Gelächter)
MARY: Also die Männer, mit denen ich mal befreundet war und jetzt noch eine gute Beziehung habe, sagen mir heute Sachen, die sie früher, als wir noch sexuelle Beziehungen hatten, nie gesagt hätten. Heute akzeptieren sie mich als eigenständige Person oder tun jedenfalls so. Das ist für mich eine Erleichterung, aber ich hab ne Wut, daß das nicht früher passiert ist und alles vergiftet wurde.
ANNA: Was mich stört in intensiven Beziehungen, ist, daß man bei Männern wirklich bohren muß, bis sie was rauslassen. Besonders ihre Ängste, es ist für sie nicht selbstverständlich, darüber zu reden.
MARY: Offensichtlich fällts ihnen auch leichter, zu verdrängen. Ich hab mal mit einem offen darüber gesprochen, der sagte: »Ja, wenn ich Liebes-

kummer hab oder so, dann denk ich an was anderes.« Ich konnte wirklich Tag und Nacht an nichts anderes denken. Die können das einfach wegschieben und probieren deshalb auch nicht, eine Lösung zu finden.
WERA: Sie haben keine differenzierte Wahrnehmung, sind stumm wie Kartoffelpuffer. – Ein wichtiger Punkt, auf den ich noch zurückkommen wollte, ist, daß Frauen immer als verrückt angesehen werden, das hängt auch mit dem geringeren Spielraum zusammen, den wir in unserer Rolle und in der Entwicklung haben. Von meinen Eltern wurde ich auch ständig als verrückt angesehen, das hat mich natürlich nachhaltig beeinflußt. Wenn einem gesagt wird, du bist verrückt, weil du dich nicht fügst, weil du nicht sprichst, weil du nicht die Sachen machst, die du machen sollst, weil du »komisch« bist, in der Ecke stehst, mit dir selbst sprichst, nachts wach rumläufst, dir merkwürdige Geschichten ausdenkst – jedenfalls wurde ich dauernd als verrückt bezeichnet. Ich fand mich nicht verrückt, die anderen fanden mich verrückt. Und das lief dann später auch mit Männern so, nur auf einer anderen Ebene, die sagten – das waren ja alles aufgeklärte Menschen –: »du bist mir zu kompliziert«, und weg waren sie – ich war dann auch ne Hexe, ganz klar.
MARY: Ich auch.
ANNA: Und das Komische mit Männern ist auch, daß du dich nie traust zu fragen, was das jetzt für eine Beziehung ist, die du hast, »hast du mich gern, oder wie gern« – da wollen sie keine Aussagen machen. Ich weiß nicht, ob sie es selbst nicht wissen, oder was sich bei ihnen da so abspielt. Ich hab x-mal erlebt, daß man gesagt kriegt: »Du willst mich festnageln, ich kann nichts sagen, wenn du so genau fragst, das geht mir so auf die Nerven ...« Das ist denen schon viel zu viel. Daß die schon abhauen wollen, wenn man sie über die Beziehung fragt.
WERA: Und wenn sie zugibt, daß sie den Mann liebt, dann ist es aus, das fand ich völlig beknackt. Gerade bei den Intellektuellen.

> Die Liebe ist für die Abstraktion »das Mädchen aus der Fremde«, ohne dialektischen Paß, und wird dafür von der kritischen Polizei des Landes verwiesen ... Die Geliebte ist *sinnlicher Gegenstand*, und die kritische Kritik verlangt zum allermindesten, wenn sie sich zur Anerkennung eines Gegenstandes herablassen soll, einen *sinnlosen* Gegenstand ... (Marx/Engels, *Die heilige Familie*)

Wie bei unseren Großvätern: eine Frau ist nur so lange begehrenswert, solange sie noch erobert werden kann. Bloß nicht zugeben, ihn hinhalten, warten lassen, raten lassen ... Es war in meinen Beziehungen dauernd so: wenn ich zugab, daß ich jemand mochte, dann war der gute Mann auch schon weg. Die wollten nur Frauen haben, die sie hinhielten –
MARY: Und sie schlecht behandelt haben –
LOUISE: Denen rannten sie nach, die liebten sie über alles in der Welt.

Aber die Frauen, die es sagten, die waren nicht interessant. Man mußte eigentlich ständig eine Komödie spielen, um die zu halten.
MARY: Ich fand es so demütigend, denen was vorzuspielen – ich wußte genau, wenn ich denen vorspiele, daß ich sie nicht mag, dann mögen sie mich; wenn ich es ihnen ehrlich sage, ist es aus. Das habe ich nie begriffen.
WERA: Das ist vielleicht immer noch der alte Ramsch von der »femme fatale«. Ich hab auch die Erfahrung gemacht, daß sie letzten Endes die Irrationalen, die doch nicht so selbständig sind, vorziehen und sich bei den »Emanzipierten«, wie sie es verstehen, höchstens mal ausruhen oder ihren Geist schärfen, aber dann wieder heimkehren an den Suppentopf, wo sie auch mal ihre große Szene mit fliegenden Tassen geliefert bekommen. Das tut verdammt weh, wenn man mit so einem Mann zusammenlebt und er verläßt dich, nicht wegen *einer*, sondern wegen *der* anderen Frau, die die *wirkliche* Frau ist.
LOUISE: Ich hab auch diese »Technik« gehaßt, ich hab das auch einigen Männern erklärt, aber da war Hopfen und Malz verloren, die haben das nicht kapiert. Ich hab die anderen Mädchen beobachtet: da geht man mal nicht hin, spielt cool, ruft nicht an, wartet bis er anruft... Wenn du nämlich nicht zugibst oder zeigst, daß du jemanden liebst, kannst du auch keine Ansprüche haben, also nicht zu große Ansprüche, du bist immer darauf angewiesen, was er mit dir jetzt zu tun gedenkt.
MARY: Bei mir wars eigentlich so, daß immer, wenn ich nachfragte, wie stehst du eigentlich zu mir, dann war die Beziehung im Grunde schon gelaufen, das war immer ein Zeichen, daß was nicht stimmte. Deshalb hat er nie Ja oder Nein gesagt, außer er wollte mich tatsächlich sofort loswerden und wußte nur noch nicht, wie ers mir sagen soll. Dazu möchte ich auch noch sagen, daß ich immer anders aufgetreten bin, wenn ich jemand kennenlernte, als ich eigentlich wirklich bin. Ich hab immer eine Rolle gespielt, die ich im Grunde nicht war – so temperamentvoll, so lustig, ohne irgendwelche Probleme. Deswegen ging das natürlich auch immer schief, weil die auf das Bild reingefallen sind und nicht auf das eingegangen sind, was ich halt dann im Alltag war.
LOUISE: Ich hab auch die Rolle gespielt, die man von mir erwartet hat, so lustig und unheimlich frech. Ich war aber schüchtern und überhaupt nicht lustig. Und irgendwann saß ich halt da und hab nicht mehr gewußt, was ich sagen sollte, war unsicher, weil ich nichts um mich herum verstand. Aus dieser Situation heraus bin ich auf seine ganzen Männerfreundschaften eifersüchtig geworden, auf seine geistigen Beziehungen.
LAURA: Das haben wir auch durch die Frauenbewegung lernen können, durch unsere Kontakte mit anderen Frauen: Ich hab gemerkt, wie wichtig für mich Frauenbeziehungen sind, und kann auch dadurch erst verstehen,

was eine gute Männerbeziehung für einen Mann bedeutet. Erst jetzt kann ich das ohne Schiß und Neid einem Mann zugestehen.
LOUISE: Ja, das kann ich akzeptieren, wenns nur nicht getrennt läuft – die Freunde sind für die Unterhaltung, den Intellekt zuständig, die Frauen fürs Bett – das ist doch das, was so verletzend war.
ANNA: Die wahren menschlichen Beziehungen, die sind zu Männern da!
LAURA: Das kann sich nur ändern, wenn wir neue Erfahrungen machen und dem was entgegenzusetzen haben. Wir dürfen nicht die Trennung machen: auf der einen Seite die Partner fürs Bett, auf der anderen die für den Geist.
ANNA: Die für den Schwanz und die für den Kopf... Ich wollte noch was einwerfen, das fiel bis jetzt raus. Eine Zeitlang wurde wirklich eine Propagierung von reiner Sexualität betrieben, wo Gefühle-wollen und Gefühlehaben diskriminiert wurde, überhaupt Gefühle in dieser Richtung. Das wurde ganz cool gehandhabt, natürlich auf Kosten der Frauen, weil wir das akzeptiert haben. Und die Frauen, die da Hemmungen hatten, kamen sich völlig unemanzipiert vor, unfrei, bürgerlich.
WERA: Was passierte denn, wenn man diese »freie Sexualität« ausführte, wenn man mit einem Genossen schlief? Dann nahm der einen nicht mehr ernst, behandelte einen schlechter als vorher. Das habe ich nie begriffen.
LAURA: Am extremsten war es mit einem Genossen aus dem Ausland. Als ich mit dem schlief, dachte ich, das könnte jetzt ein zusätzliches Element in unserer Beziehung sein – aber plötzlich galt ich danach politisch nichts mehr, da wollte er *nur* noch mit mir schlafen, unsere ganzen Diskussionen von vorher und unsere gemeinsame Arbeit hat er abgebrochen. Ich habe ihm das vorgehalten – der hat mich angestarrt und gesagt: »Das stimmt, ich kann dich jetzt nicht mehr so ernst nehmen wie vorher.«
WERA: Das ist bei unseren Genossen doch oft genauso. Dieses Hurenprinzip, das ihnen im Kopf herumspukt!
LOUISE: Ich glaube, daß sie uns nicht als Genossinnen betrachten, sondern als *Genosse* – auch nicht neutral, das ist ja nicht neutral, wenn sie dich als Mann betrachten. Und sobald du mit ihnen ins Bett gehst, fällt ihnen ein, daß du ne Frau bist. Du weißt dann auch was über sie, und da setzt dann schon mal die Angst ein. Das alte patriarchalische Verhalten taucht dann wieder auf.
LAURA: Aus den Kleinfamilienverhältnissen, aus denen sie rauskamen, aus engen Zweierbeziehungen oder verheiratet, wie das so üblich war – da war das wohl was Neues, die sogenannten befreienden sexuellen Impulse, die mit der Studentenbewegung kamen. Aus ihrer alten Scheiße wollten sie was Neues machen, aber das mußte ja wiederum auf unsere Kosten ausfallen, denn wir haben dem nichts Neues entgegengesetzt. Das war zwar ein neuer Schritt, aber der ist danebengegangen.

Wir müssen mal klipp und klar sagen, was wir als Frauen in der Frauenbewegung für Ansprüche stellen. Was ist unser Preis, wenn uns Männer zwar verbal zustimmen, sagen: »Mach weiter so, ist gut, du machst ne selbständige Arbeit, ihr schafft auch noch eine Bewegung...« Wir müssen sie zwingen, daß sie ihren verbalen Profeminismus in die Praxis umsetzen. Und das erste Beispiel dafür wäre, daß wir Verhältnisse »ein Mann, zwei Frauen« – Verhältnisse, die immer die Frauen untereinander ausmachen müssen – ablehnen. Oder ein anderes Beispiel: warum sollen wir Angst haben, eine Beziehung zu verlieren, weil wir so viele eigene Termine haben und uns dadurch nicht mehr so oft sehen – warum haben denn ausgerechnet wir immer Rückzieher gemacht früher und wichtige Termine ausfallen lassen? Wir stellen den Anspruch, daß die Männer das akzeptieren, genauso wie wir an uns den Anspruch stellen, unser Verhalten zu verändern und was zu lernen. Da sehe ich den Unterschied: ob man sich freut, daß einer ein bißchen feministisch ist, oder ob man ihn zu praktischen Schritten zwingt.

LOUISE: Ich glaube, die können bestimmt viel von uns lernen. Aber es gibt Sachen, da kann kein Mensch helfen, da hat mir auch niemand geholfen, da müssen sich die Männer halt zusammentun und das rauskriegen, genauso wie es die Frauen gemacht haben –: daß die Männer untereinander sich noch genauso beschissen verhalten, mit den gleichen Mechanismen wie Konkurrenzverhalten, Leistungsstreben usw. wie vorher.

LAURA: Und genau die Männer sagen uns dann, okay, sollen wir unsere ganze Energie da reinstecken, um unsere Mechanismen abzubauen, oder wollen wir Politik machen? Das ist genau der Punkt, wo wir begründen können, warum wir das nicht trennen wollen, warum das für unsere Politik wichtig ist.

MARY: Das ist eine grundsätzliche Geschichte, daß Frauen ihnen eben immer die Möglichkeit gegeben haben, ihre Energie in den Beruf zu stekken; nur deshalb bringen sie es zu etwas, können Karriere machen. Und deshalb stecken sie auch keine Energie in ihre eigene Veränderung.

> So muß sich die ganze Erziehung der Frauen im Hinblick auf die Männer vollziehen. Ihnen gefallen, ihnen nützlich sein, sich von ihnen lieben und achten lassen, sie großziehen, solange sie jung sind, wenn sie Männer sind für sie sorgen, sie beraten, sie trösten, ihnen ein angenehmes und süßes Dasein bereiten: das sind die Pflichten der Frauen zu allen Zeiten, das ist es, was man sie von Kindheit an lehren muß. (Rousseau, *Emile*)

LAURA: Aber das müssen wir auch mal auf unsrer Ebene sehen: haben wir die Energie, uns mit Männern auseinanderzusetzen, oder haben wir sie für andere Sachen nötig – das ist wirklich mal die Frage.

WERA: Das ist keine Frage von Energie – wieviel Watt haben wir für den

Beruf, wieviel für die politische Arbeit, wieviel für die Beziehung –, so einfach kann man das nicht sehen. Wir können nicht so tun, als seien wir achtzehn, und an jede Beziehung unbefangen rangehn; wir haben bestimmte Erfahrungen, wir sind in einer bestimmten Weise kaputt, in Stücke zerfallen. Wir müssen wissen und durchschauen, in welchen Beziehungen wir am wenigsten zerstört werden und am wenigsten von unserer mühsam zusammengeklaubten Identität verlieren. Die große Liebe, die vom Himmel fällt, man weiß nicht wie und woher, plötzlich wacht man auf und stellt fest, man hat sich in einen unterdrückerischen Mann verliebt – das müssen wir abbauen. »Die große Leidenschaft«, solange die immer auf unsere Kosten geht, können wir sie leider nicht in unseren Herzen toben lassen. Vielleicht in einer neuen Gesellschaft.

LAURA: Ja, warum finden wir es richtig, daß wir uns überhaupt verändern wollen? Im Kontakt mit anderen Frauen habe ich gemerkt, daß die Ängste durch Konkurrenzverhalten z. B. uns gegenseitig behindern in unserer politischen Arbeit. Denn wer unsensibel sich selbst gegenüber ist, der entwickelt auch keine Sensibilität anderen gegenüber. Wer selbst immer verdrängt, ist auch für andere nicht mehr aufnahmefähig. Und deshalb kann ich nur sagen, wenn wir uns nicht mal selber kritisieren, auch in Frage stellen, dann können wir auch keine feministische Politik machen. Früher hab ich soviel gelitten in Männerbeziehungen, da ist meine Energie wirklich futsch gegangen, und irgendwann hab ich mir gesagt, ich mach das nicht mehr mit, dazu lebe ich doch nicht, und hab mir einen Schutzwall aufgebaut. Im Moment fehlt mir die Fähigkeit, mich mit allen Gefühlen auf eine Person zu konzentrieren, egal ob Mann oder Frau. Es ist keine Willensfrage, aber ich glaube, es ist für mich eine wichtige Phase. Meine alten Erfahrungen muß ich erst mal aufarbeiten und mir in Ruhe überlegen, was sind eigentlich meine Bedürfnisse. Ich will nicht nur die nächsten drei oder vier Jahre politisch arbeiten, sondern ein Leben lang. Dazu brauchen wir alle aber andere Bedingungen, die müssen wir uns zusammen schaffen. Die Sicherheit habe ich aber erst in der Frauenbewegung bekommen, daß ich Zeit habe dazu, Zeit zu überlegen und auszuprobieren, was will ich mit Männern noch machen oder will ich überhaupt noch was mit ihnen machen.

MARY: Ich hab jetzt halt ein unwahrscheinliches Mißtrauen, mit derselben Intensität wie früher an eine Person ranzugehen. Tendenziell entwickle ich bestimmt wieder eine Bereitschaft, vor allem wenn ich mit jemandem zusammenarbeiten kann, aber bei einem Mann bringe ich das nicht mehr fertig, das ist keine Frage von Wollen.

WERA: Irgendwann überlegt man sich auch in Wohngemeinschaften mit Männern zusammen: habe ich jetzt die Zeit und die Kraft, mich dauernd über Dreck, Unordnung, Putzen, Kochen, die ganze praktische Arbeit in

der Wohngemeinschaft auseinanderzusetzen. Den Vorwurf zu bekommen: »du benimmst dich ja wie meine Mutter, die hat auch immer gemeckert« – das will ich nicht mehr hören, ich will mich nicht mehr darüber aufregen. Ich will nicht mit seiner Mutter verglichen werden. – Ich glaube nicht, daß das dem Problem ausweichen heißt, sondern daß ein Punkt kommt, wo wir sagen, die Diskussion haben wir lange genug geführt, wir haben was anderes zu tun. Die Männer, die das nicht kapiert haben, sollen sich mit anderen Männern rumschlagen.
Mit Frauen ist das was anderes. Es ist ja nicht so, als ob Frauen in der Wohngemeinschaft nicht auch schlampig wären. Aber mit Frauen kann man das rationaler diskutieren, die sehen es ein, und die ganzen alltäglichen Probleme werden *zusammen* bewältigt. Was hat sich eigentlich in den Jahren mit Frauen zusammen verändert? Ich finde es wichtig, daß wir das mal genau sagen.
LAURA: Früher hab ich schon emotionale Beziehungen mit Freundinnen gehabt, wir haben viel zusammen gemacht. Wir haben über alle Schwierigkeiten geredet, uns gegenseitig aufgerichtet. Man hat die Freundin stabilisiert, daß es mit ihrem Mann wieder besser lief, selber auch Unterstützung bekommen. Heute aber hat eine Beziehung mit Frauen neue Qualitäten. Wir quatschen nicht bloß, um uns gegen die harte Umwelt zu stabilisieren, wir entwickeln neue Sachen, überlegen uns Perspektiven für unsere Bewegung...
WERA: Für mich war die wichtigste Erfahrung, daß man wirklich, so kitschig das klingt, als ganze Person akzeptiert wird, und nicht als halbe oder deformierte. Ich sage gar nicht mal, Männer sehen uns als reines Sexualobjekt, so einfach ist die Sache nicht, so pauschal gesehen wäre das Quatsch. Es gibt viele schöne Rollen – tausend Widersprüche. Dieses Theater, das man spielen muß – und wenn man es nicht spielen will, wird man trotzdem reingezogen und in Klischees gesehen. Wenn du dies oder jenes sagst, wirst du in ein Klischee gedrängt und dann darfst du dich nicht mehr anders benehmen. Und wenn du dich anders benimmst, dann kommt das »das ist ja ein Widerspruch, das geht doch gar nicht«, dann wirst du auch nicht mehr akzeptiert.
Ich habe gemerkt, daß ich von Frauen viel mehr akzeptiert werde und mich widersprüchlicher verhalten kann und auch akzeptiert werde, wenn ich, äußerlich gesagt, ungeschminkt bin und, innerlich gesagt, es mir schlecht geht.
MARY: Und bevor es die Frauenbewegung gab?
WERA: Ich hab ja einen Beruf gehabt, den Frauen sonst nie machten. Ich konnte selten mit Frauen zusammenarbeiten, weil nur Männer den Beruf hatten, und mit denen hab ich viele Probleme gehabt, von denen wurde ich immer in die Konkurrenz gedrängt. Das hat mich kaputtgemacht.

Immerzu mußte ich beweisen, daß ich gut war, daß ich *doch* was konnte, mindestens ebensogut wie sie bin. Ich erreichte objektiv nichts, wenn ich nicht mit ihnen konkurrierte. Da ich von vornherein als schlechter als die angesehen wurde, selbst wenn man mich noch überhaupt nicht kannte.

MARY: Bei mir war das anders, ich hab Frauen immer als Konkurrenz, im Zusammenhang mit Männern als Konkurrenz gesehen, aber nie arbeitsmäßig. Männern gegenüber habe ich mich außer Konkurrenz gesehen: immer blöder als sie, selbstverständlich.

WERA: Ich war immer nur mit Männern in Konkurrenz, nie mit Frauen.

LOUISE: Ich habe mich lange Zeit auch sehr in Konkurrenz mit Männern gesehen, das war wirklich quälend, ich hatte das Gefühl, daß ich mich beweisen muß. Ich hab mich den Männern gegenüber zwar ebenbürtig gefühlt, aber die hatten immer die besseren Ausgangspositionen, von vornherein. Egal was ich gemacht hab, es war von Anfang an doppelt so schwer, wurde auch weiter gar nicht akzeptiert, das war nichts, ein Pappenstiel. Wenn ich jetzt mit Frauen zusammen bin, sind wir in der gleichen Situation, wir wissen, wie schwer verschiedene Sachen sind, ich sehe mich nicht von vornherein ungleich. Wenn heute eine Frau was erreicht, fühle ich mich nicht sofort klein und häßlich. Wenn früher ein Mann, ein Freund, irgendwas erreicht hat, war ich gleich klein und häßlich, weil ich das *nicht* erreicht habe.

MARY: Ich war unheimlich an Männern orientiert. In meinen Beziehungen früher, wenn die Männer irgendwas Tolles gemacht haben, war ich ganz begeistert. Anstatt mich mal zu fragen, was ich eigentlich selbst mache.

> Das Weib liegt unten, es wird seit langem dazu abgerichtet, ist immer greifbar, immer gebrauchsfähig, ist die Schwächere und ans Haus gefesselt. Dienen und der Zwang zu gefallen sind im weiblichen Leben verwandt, denn das Gefallen macht gleichfalls dienstbar. Das Mädchen mußte durch die Ehe versorgt werden, so saß es auf der Stange, hatte auf den Mann zu warten.
>
> (Ernst Bloch, *Prinzip Hoffnung*)

WERA: Ein Freund von mir galt als junges Genie, bei dem war ich mal Assistentin. Der hat mich wirklich ausgebeutet, als die, die alles macht, alles kann, immer bei der Stange bleibt, nie ausflippt. Dabei hatte ich gedacht, wir arbeiten im Kollektiv, so idealistisch war ich. Ganz vermessen und naiv hab ich früher geglaubt, ich wäre gleich. Es gäbe also Gleichheit, zwar nicht zwischen Armen und Reichen oder zwischen Schwarzen und Weißen, aber zumindest zwischen Mann und Frau, in der gleichen Klasse. Ich hab mich nie unterlegen gesehen. Aber bei dieser Arbeit hab ich gelernt, daß nichts beachtet wird, was man als Frau macht, besonders wenn man es mit einem Mann zusammen macht, und daß man

auf diese Rolle als Assistentin dressiert wird. Die eigenen Verdienste werden nicht gewertet, die gehen in das über, was der Mann macht. Der kriegt die Belobigungen, wird im Extremfall berühmt, und man selbst existiert einfach nicht, man ist seine Freundin und sonst nichts. Das ist eine schlimme Sache, daß du immer die Stütze der Genies zu sein hast. Am Schluß war es dann so, daß die Idee zu dem Werk, die ursprünglich von mir stammte und die wir dann gemeinsam ausgearbeitet hatten, daß er die als *seine* Idee, *nur* als seine Idee ausgab und dafür unwahrscheinlich bestaunt und belobigt wurde, und damit bekannt wurde. Von dem Zeitpunkt an war ich äußerst allergisch gegenüber den jungen Genies und hab nie wieder als Assistentin für einen Mann gearbeitet.

MARY: Meine Mutter hat mich auch dazu gedrängt, so eine Stütze zu sein. Sie selbst war immer die Stütze meines Vaters. Sie hat mir wirklich mal gesagt – ich wußte damals nicht, was ich werden sollte –, ich sei am besten dazu geeignet, einen Mann zu unterstützen, da wäre ich bestimmt sehr gut drin – da war ich dann auch sehr gut. Ich habe mir nie vorgestellt, daß ich alleine auch was machen könnte, ich hab mich immer in bezug auf den Mann gesehen, den ich lieben und unterstützen und pflegen würde. Bis ich durchgedreht bin und endlich gemerkt hab, ich bin selbst ein Mensch und kein Anhängsel.

LOUISE: Von meinem zweiten Freund wurde ich auch so untergebuttert. Über alles, was mit Kunst zu tun hatte, war ich schon immer besser informiert, besser als mein Freund jedenfalls. Die Beziehung lief auch ganz gut an, ich habe versucht, ihm die Sachen so zu zeigen, wie ich sie sehe, er hat auch was davon gelernt – das hat er anscheinend nicht verkraftet, er hat es plötzlich umgedreht: plötzlich »wußte ich überhaupt nichts mehr«, war »rein theoretisch, unspontan, unemotional nur hysterisch« – das war die einzige Emotion, die ich für ihn noch hatte – und er war der Einzige, der die genialen Einfälle hatte.

MARY: Meine Mutter hat eigentlich immer daran gezweifelt, daß ich was kann. Ich habe mir dann Männer gesucht, die sehr viel älter waren, die irgendwas darstellten, ich habe von denen auch viel gelernt, und wenn ich das Gefühl hatte, jetzt sind wir ungefähr gleich, hab ich das Interesse an ihnen verloren. Ich hab mir von vornherein nichts zugetraut, hab mich mit denen identifiziert, die was konnten, und die haben mich wiederum gut zum Zuhören brauchen können.

> Noch nie hatte er eine solch herrliche Zuhörerin gehabt. Sie stickte und strickte nicht, sie sah nicht durchs Fenster . . . : stundenlang sah sie mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge, ohne sich zu rücken und zu bewegen, und immer glühender, immer lebendiger wurde dieser Blick.
> »Oh du herrliches, du tiefes Gemüt«, rief Nathanael auf seiner Stube, »nur von dir, von dir allein werde ich ganz verstanden.« (*Hoffmann's Erzählungen*)

LAURA: Ein Mann, der dominiert, der mehr Anerkennung hat, das hat mich früher fasziniert. Bis zu dem Zeitpunkt, als ich gemerkt habe, da kriege ich eine Rolle, die liegt mir doch nicht so. Du bist dann einfach eine Freundin von jemandem, du wirst über *ihn* definiert. – Wenn man mehr weiß und Durchblick hat, kann man nicht so leicht in die Tasche geschoben werden. Und da kam der Punkt, wo die Konkurrenz mit den Männern erst losging. Wenn ein Mann merkte, ich versuch mich hochzuhangeln, will selbständig werden, dann kamen die Repressionen. Genau der wars, der mir dann gesagt hat: »Was bist du eigentlich, was willst du denn, du kannst ja nichts, du kleines Würstchen.« Das war dann die nächste Phase in der Beziehung, das hat mich ungeheuer angetrieben, mich noch mehr wegzuentwickeln von dem, noch selbständiger zu werden. Und dann überrundest du die Typen – dann ist es aus.
(Gelächter)
ANNA: Ich hatte nicht sosehr das Gefühl, nichts zu können. Ich fühlte mich den andern gegenüber ein bißchen überlegen, aber ohne das jetzt wirklich zu sein. Ich fühlte mich auch traurig dabei. Ich hatte meine Gedanken und hab gemerkt, die kann ich sowieso niemandem erzählen. Ich hatte auch keine intensiven Beziehungen zu irgend jemand, ich habe mich in meine eigene Welt abgesetzt, in der fühlte ich mich dann überlegen. Ich hätte schon unheimlich gerne einen Mann gehabt, aber das lief nicht, ich kam mir auch nicht attraktiv vor. Von da her habe ich nie ein richtiges Selbstbewußtsein Männern und Beziehungen gegenüber gehabt. Die Scheiße war, daß ich mich trotzdem über die ganzen männlichen Sachen identifiziert hatte und mir Männer besser gefielen als Frauen, daß ich eigentlich immer sauer auf Frauen war, daß die so weiblich waren, irrational, und daß das bei den Männern auch immer ankam, die sind auf die Tricks und Symbole auch noch hereingefallen. – Ich hatte auch nie eine richtige Freundin.
LAURA: Nach den ersten Bekanntschaften mit Männern kam dann die entscheidende Erfahrung, daß ich mir immer noch alleine vorkam, meistens einsam war. Ich habe gewußt, ich müßte das und das lesen, ich müßte mich dazu zwingen, aber bei allem fehlte die Unmittelbarkeit.
LOUISE: Ich bin früher oft dagesessen: was könnte ich tun? Und mir ist nie gekommen, daß ich eigentlich immer mehr oder weniger die Zeit totschlug, mit Dingen, die weiter nichts mit mir zu tun hatten. Jetzt ist das anders...
LAURA: Und in unserer Gruppe wars dann so, daß ich z. B. Gewerkschaftspapiere von Gott und der Welt las, Einschätzungen zu Fragen, die vom Verstand her zwar ganz interessant waren, wo ich aber nie die Möglichkeit hatte, das richtig umzusetzen. Erst in der Frauenbewegung war ich in der Lage, mich hinzusetzen, mit Spaß was zu lesen, was aufzu-

arbeiten, Themen, die mich betreffen und die sich gleichzeitig auf die politische Arbeit auswirken.

LOUISE: Noch ein Beispiel, was mich umgeworfen hat: vor 17 oder 18 Jahren habe ich in der Zeitung was von Lorenz gelesen und daraufhin beschlossen, Tierpsychologin zu werden, obwohl ich mir nicht ganz vorstellen konnte, was man da eigentlich macht. Bis mein Schwager beim Essenstisch sagte: »So ein Quatsch, das gibts nicht für Frauen.« Von da an hab ich total gesponnen; ich habe überhaupt nichts mehr darüber erzählt, und außer mit meiner Freundin habe ich mit niemandem über irgendwas geredet. Das ist mein Problem, deshalb habe ich auch jetzt noch Artikulationsschwierigkeiten und kann mich überhaupt nicht ausdrücken, weil ich schon Angst habe, wenn ich den Mund aufmache, lachen gleich alle.

LAURA: Das setzt schon früher ein. Zuhause hieß es, du hast nichts zu sagen. Wenn meine Eltern von der Arbeit heimkamen – die waren fix und fertig, was ich heute total nachvollziehen kann –, haben sie noch meine Hausaufgaben angeschaut, aber ansonsten hatte ich den Mund zu halten. Was Kinder sagen, ist nicht interessant.

WERA: Auch ich hab zuhause nichts erzählt, ich war vollkommen stumm. Und ich hatte ebenfalls hochtrabende Pläne, ich wollte ja als Kind Missionarin werden – da haben auch alle gelacht. Sie sagten, werde doch Krankenschwester! Ich wollte aber nicht Krankenschwester werden, ich wollte Missionarin werden und in den Busch gehen ...

Und wenn man dann so wie ich die intellektuelle Rolle hatte, mußte man sich immer beweisen und profilieren, ehe man was sagen durfte. Ich merkte in der intellektuellen Clique, in der ich mich aufhielt: wenn die Männer was sagten, das wurde unheimlich angehört und angestaunt und sie gaben sich immer die Rolle der verschiedenen Autoritäten weiter und laberten einen unwahrscheinlichen Quatsch daher, und wenn ich dann versuchte, das auf einen Begriff zu bringen – die übliche Frauenrolle, aber auch die positive, richtige Rolle, daß du versuchst, die mal auf den Boden zu bringen und sagst: »Was heißt das denn eigentlich?« –, dann wurde das als lächerlich und unintellektuell abgetan; wenn ich aber genauso redete wie die, dann mußte ich erst mal beweisen, daß ich das wirklich alles wußte und konnte.

LOUISE: Das ist mir auch oft aufgefallen, daß Männer in der Öffentlichkeit irrsinnig phraseln, und wenn du hinterher nachfragst, privat, dann stellst du fest, daß die eigentlich gar nicht viel wissen, die wußten viele Dinge auch nur in Ausschnitten wie ich. Ich wunderte mich nur, daß es bei mir nie geklappt hat, daß man es mir nie abgenommen hat. Aber den Männern hat man es immer abgenommen.

WERA: Wir beherrschen die magischen Formeln nicht, das ist der ganze Witz. Wir können uns nicht so glatt ausdrücken, ohne wirklich was zu

sagen, was so viele Männer ständig tun. Für mich bekamen meine Sprachschwierigkeiten eine extreme Bedeutung. Ich dachte, das Glück überhaupt und meine Befreiung als Mensch und als Frau und als Genossin würde sein, daß ich richtig reden könnte. Ich hab das arg überschätzt.

MARY: Mit einer Frechheit wagen die da die dümmsten Sachen zu äußern, die banalsten Dinge, die sie überhaupt nie belegen oder ausführen können, die wie leeres Stroh sind. Wenn du hinterfragst, wenn du überhaupt den Mut hast dazu, wird es immer als *deine* Dummheit abgetan.

LAURA: Ich weiß von mir, das war ein entscheidender Schritt, mal nachzufragen. Früher hab ich einfach zugehört und mir gedacht, das muß ich auch einmal können. Männer haben *mich* schon immer mehr ausgefragt und alles genau wissen wollen. Als ich mich wirklich mal überwunden habe nachzufragen, warum er das so meint, habe ich gemerkt, sie wissen oft selbst nicht weiter, fangen an zu stottern. Da war auch das faszinierende Bild weg.

LOUISE: Aber irgendwie sinkt man schon in der Achtung der Männer. Ich bin jedesmal erstaunt, wenn ich bei einer *Frau* nachfrage, und angenehm berührt, wenn die mir dann, als sei es das Normalste von der Welt, etwas erklärt . . .

WERA: Die Art, in einer Versammlung stumm dazusitzen! Ich wurde immer kränker, mir drehte sich alles im Kopf, ich wurde auch immer wütender und dachte, ich muß jetzt was sagen, konnte aber nichts herausbringen. Ich war glücklich über jede Frau, die »an meiner Stelle« etwas sagte; und ich war unglücklich, ich hätte mich am liebsten unter dem Tisch verkrochen, wenn sie etwas Blödes sagte. Obwohl ich genau wußte, daß sie nur etwas Blödes sagte, weil es von ihr erwartet wurde.

LAURA: Daran krankt ein Großteil der linken Gruppen, keine Sau traut sich mehr nachzufragen. Nicht nur die Frauen, auch die ganzen Männlein, die irgendwo am Schwanz der Gruppe herumkrebsen.

ANNA: Junge Genossen gegenüber älteren trauen sich ja auch nicht!

MARY: Als Kind war ich nicht so stumm, zumindest nicht in der Familie. Da galt ich immer als etwas Besonderes. Man fand mich charmant und intelligent. Dadurch bin ich relativ stark gefördert worden. Und in der Volksschule war ich deshalb nicht stumm, weil meine Eltern eine bestimmte Position im Dorf hatten und ich dadurch ein gewisses Selbstbewußtsein hatte. Andererseits war ich auch wieder schüchtern, hab gleich zu heulen angefangen und hatte ständig Angst. Ich kann mich erinnern, daß meine ersten richtigen Ängste im Religionsunterricht kamen, mit dem Begriff der Sünde, den es zuhause nicht gab. Auf einmal war alles Sünde. Als ich mal fünf Minuten zu spät in die Schule kam, fing ich maßlos an zu heulen, weil ich dachte, ich komme gleich in die Hölle. Ich wurde so entsetzlich religiös und empfindlich.

LOUISE: Ich wurde erst in der Oberschule »heilig«. Ich begann, alles zu verinnerlichen. Diese Gottesgestalt, dieser Mann, der da aufgebaut wurde! Ich weiß nicht, wie das mit der Maria war, ob man zu der eher einen Bezug hätte kriegen können.
MARY: Kürzlich habe ich gelesen, daß Frauen sich hilfesuchenderweise lieber an eine weibliche Gottesgestalt wenden. Ich habe aber *nie* zu Maria gebetet. Für mich war Gott ein Mann, Maria war nur die Mutter von jemand, die kam nie wirklich vor.
LAURA: Diese Gottchose hat uns bestimmt ganz schön beeinflußt, auch noch später in unserer Frauenrolle, diese demütige Haltung, diese Schuldgefühle!
MARY: Um nochmals auf das Reden zurückzukommen: Zu dritt gehts ja noch, aber in einer größeren Gruppe, seien es Frauen oder Männer oder gemischt, habe ich nie etwas gesagt. Es kam erst mit der Frauengruppe, daß ich auch vor mehreren gesprochen habe, aber wenn ich ehrlich bin, habe ich jetzt auch noch Schwierigkeiten.
WERA: Aber wenn du mit einem Freund in der Kneipe warst und es kamen mehrere dazu, hast du dann auch nichts mehr gesagt?
MARY: Da kams darauf an, wie gut ich sie kannte. Dann war es auch so, wie Louise vorhin sagte, daß die Gespräche immer von den Männern diktiert wurden. Es ging immer um *ihre* Themen.
WERA: Hast du damals alles richtig gefunden, was die gesagt haben? Hast du sie für klüger gehalten?
MARY: Na klar, ich habe sie unheimlich bewundert. Das hat sich bei mir erst seit der Frauenbewegung geändert. Ich halte jetzt Männer nicht mehr für grundsätzlich klüger als Frauen, im Gegenteil. Ich habe ein anderes Selbstbewußtsein gekriegt. Das hat sicher auch was damit zu tun, daß ich Frauen nicht mehr als Konkurrenz sehe.
Heute bestehe ich darauf, daß über meine Probleme geredet wird. Früher habe ich meine Interessen nicht eingebracht, ich hatte keine, ich habe nur zugehört. Ich habe mir eingebildet, die Interessen des Mannes seien meine Interessen.

I'll be your mirror, reflect what you are . . . (Velvet Underground)

LOUISE: Ich habe die Erfahrung gemacht, wenn du einem Mann einmal die Chance gibst, über seine Interessen zu reden, hört er überhaupt nicht mehr auf. Und zwar nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern es kommt immer wieder, bei jeder Gelegenheit.
LAURA: Wir haben genau deswegen einen Genossen kritisiert. Er hat erklärt, daß er, wenn er mit einer Frau zusammen ist, die nicht viel redet, so verunsichert wird und gezwungen ist, zu reden, und er weiß nicht mehr,

wo und wie er aufhören soll. Der kam auch nicht auf die Idee, mit einer Frau über genau *die* Situation zu reden. Er geht den einfachsten Weg, der die Probleme verschleiert, und redet nur drauflos.

LOUISE: Ich werde wütend, wenn jemand stundenlang über ein Thema redet, von dem ich keine Ahnung habe. Sie nehmen dich gar nicht wahr, das ist das Degradierende. Du verstehst kein Wort, das ist im Grunde auch wurscht, wenn du nur mit dem Kopf nickst, das langt! Warum reden Männer überhaupt mit Frauen, die sie intellektuell doch gar nicht anerkennen? Eigentlich können sie die wirkliche Bestätigung doch nur von Männern kriegen.

WERA: Es ist ja selbstverständlich, anderen zuzuhören, wenn sie Probleme haben. Wenn es nur manchmal auch umgedreht so wäre! Ich hatte auch die Schnauze voll, mir immer nur die Probleme von den Männern anzuhören – das paßte natürlich auch in ihr Klischee von mir, nämlich daß ich keine Probleme habe und die gute Ratgeberin von ihnen bin . . .

MARY: Jaja, die Rolle der guten Ratgeberin! Ich hab mich auch dazu benutzen lassen. Ich hatte die Intuition, ich mußte die kritischen Fragen stellen, ich hab gesagt: »Hier stimmt was nicht«, er hat gestoppt, nachgedacht und am Ende des Tages konnte er seine Sachen schreiben.

WERA: Denk an den Politiker, der sagt, meine Frau ist meine beste Kritikerin. Die ganzen Wissenschaftler und die Bücherschreiber, die das Zeug zum Schluß nocheinmal ihrer Frau vorlegen, damit die sagt, hei! Irgendwas stimmt doch da nicht! »Meiner lieben Frau, ohne die dieses Buch nie entstanden wäre« – wenn ich das lese, könnte ich schon kotzen. Außenseiter, junge Genies, die praktische Frauen haben, die ihnen alles organisieren, und auf der anderen Seite die wissenschaftlichen Männer, die die intuitiven Frauen brauchen; aber sehr oft ist das beides vereint, in einer Frau vereint – weil die Frauen ja vielseitiger sind und sehr viele Eigenschaften in ihrer stummen, verödeten Zeit entwickelt haben, intuitive *und* rationale.

ANNA: Ich habe oft erlebt, daß Frauen nur über ihren Freund das erreichten, für das ich mich zwei Jahre lang mühen mußte, nämlich in einer Gruppe akzeptiert zu werden. Der Freund hatte sie auserwählt, sie mußten gar nichts weiter bringen, sie waren genauso drin wie ich, eigentlich noch viel mehr drin, denn ich hatte doch irgendwie einen komischen Status. Weil ich eben keinen Freund hatte.

LAURA: Du mußt schon einen Unterschied machen, ob du in einer *politischen* Gruppe als Anhängsel mit reinkommst oder in irgendeinem anderen Verein. Ich hab in linken Gruppen die Erfahrung gemacht, wenn du als Anhängsel eines Mannes reinkommst, kannst du zwar privat akzeptiert werden, aber sonst wirst du nicht grundsätzlich akzeptiert. Ich bin überzeugt, daß viele Frauen unter diesem Anhängselstatus in der Linken

leiden. Und die Schwachen in der Gruppe sind froh, wenn noch eine Schwächere auftaucht.

> Wenn der Marxismus für Frauen seinen Nutzen als revolutionäre Waffe erweisen soll, müssen wir ihn zwar einerseits in seiner bestehenden Form aufnehmen, ihn jedoch zugleich so umformen, daß er unserer besonderen Unterdrückung gerecht wird. Das bedeutet, ihn auf Bereiche ausdehnen, die zu erfassen Männer immer unfähig waren; ihn durch die Besonderheiten unserer Unterdrückung als Frauen destillieren.
> Aber keine Entmutigung sollte uns in die Falle tappen lassen, unsere Realität einem schon bestehenden Abstraktionsschema unterzuordnen.
> (Sheila Rowbotham, *Woman's Consciousness, Man's World*)

LAURA: Aus meiner Erfahrung her gesehen glaube ich, daß man keine feministische Politik machen kann, wenn man über sich selbst nichts weiß, über die eigenen Mechanismen, Rollenverhalten und Auswirkungen der Erziehung. Wie sollen wir so denn andere Frauen ansprechen können, seien es Hausfrauen, Arbeiterinnen oder Angestellte! Und wie läuft es denn unter uns, in unserer Zusammenarbeit, wenn wir Angst haben voreinander!

LOUISE: Ich ziehe die Konsequenz daraus, daß ich die wirkliche Bedürfnissituation von denen kennen lernen will, die am meisten unterdrückt sind. Ich will nicht hingehen, um zu missionieren. Wir müssen an dem Punkt ansetzen, wo wir Gemeinsamkeiten haben. Das ist doch der Grund, warum wir im Frauenzentrum ansetzen wollen, wo es um Sexualitätsprobleme, Abtreibungsprobleme, Kinderprobleme geht, das sind auch unsere Probleme. Da wird es möglich sein, mit den Arbeiterinnen zusammen was zu machen. Und ich glaube, daß wir in dem Zusammenhang konsequent an unserer eigenen Veränderung arbeiten müssen, und daß wir da auch Privilegien, mit denen wir andere unterdrücken, aufgeben müssen.

LAURA: Wovor ich Angst habe in der Frauenbewegung, ist: daß wir schauen, daß wir untereinander gute Beziehungen kriegen, daß wir eine nette Wohngemeinschaft finden, daß es uns Spaß macht, ab und zu was zu schreiben, irgendwann mal eine kleine Aktion machen – das stelle ich mir nicht darunter vor, die Gesellschaft zu verändern. Es reicht nicht, wenn wir uns verändern und uns hübschere Bedingungen schaffen.

ANNA: Was heißt, reicht nicht, du mußt doch davon ausgehen, daß du nur dann politisch tätig bist, wenn du an deinen Bedürfnissen ansetzt. Wenn sich herausstellt, was ich nicht annehme, daß ich auch *so* ganz happy leben kann, dann folgt für mich daraus, daß ich nicht diejenige bin, die die Gesellschaft verändert. Dann kann ich auch nicht sagen, nur weil ich jetzt den sozialen Touch habe, agitiere ich jetzt die Proletarierinnen. Da gibts für mich keine Alternative. Alles andere, die Scheißpolitik, hat immer noch was Christliches an sich und ist nicht ehrlich und offen.

LAURA: Ich bring das aber nicht zusammen! – Wenn jemand sagt, ich hab eben solche Bedürfnisse – wenn es mir gut geht, mache ich nichts, wenn ich es schlimmer fände, würde ich mich engagieren – das akzeptiere ich nicht.
ANNA: Ich weiß nicht mehr, wie ich zu meinen politischen Entschlüssen gekommen bin. Ich war noch nie in der Lage, klar zu fragen: was will ich eigentlich. Wenn ich das jetzt frage, kann ich das gar nicht so einfach beantworten. Ich habe immer alles so mitvertreten, weil ich in der Bewegung war, das leuchtete mir damals sofort ein –
LAURA: Das kann ich ja akzeptieren, aber –
ANNA: Laß mich mal ausreden. So, wie ich damals dazu gekommen bin, hab ich das nicht aus meinen Bedürfnissen entwickelt – und wenn ich jetzt wieder was Politisches mache, dann will ich, daß sich das aus meinen Bedürfnissen entwickelt, und ich möchte nicht dauernd irgendwelche Autoritäten und Zwänge im Nacken haben – plus die ganze Linke . . .
LAURA: Aber du hast vorhin gesagt, daß du gar nicht wüßtest, für was du dich einsetzen kannst, und das kann ich nicht akzeptieren.
ANNA: Ich weiß im Moment nicht, was ich will –
LAURA: Du brauchst dir doch nur unsere Umgebung anzuschauen und die Frauen, wie sie wohnen, wie sie arbeiten – und du sitzt in zehn Jahren immer noch so da und ziehst einen Flunsch! Das macht mich fertig. Wenn ich nur von dem ausgehe, wie unsere Umgebung aussieht, krieg ich da einen Impuls oder krieg ich keinen? Ich muß doch meine Bedürfnisse in Einklang bringen mit den Anforderungen meiner Umgebung.
ANNA: Ich will doch nicht meine Umgebung verändern, nur weil ich meine Umgebung verändern will! Das ist mir zunächst mal Wurst. Wenn ich was Schreckliches in der Zeitung lese, dann geht mir das schon ans Herz, aber es ist nicht so, daß ich dann zähneknirschend sage, das kann ich nicht länger mit ansehen – das geht mir ab, tut mir leid. Vielleicht bin ich da ein schlechter Mensch.
LAURA: Ich sehe ja nur die Scheiße in unserer Umgebung, daß wir nichts verändern oder für die Frauen ganz klar die Möglichkeit schaffen, irgendwo mitzuarbeiten.
WERA: Aber unser Anspruch, *für* andere was zu machen, muß verändert werden. Wir müssen die Möglichkeit schaffen, *mit* ihnen was zu machen – im Stadtteil, im Betrieb, zuhause . . .
ANNA: Das, was die Laura sagte, richtete sich gegen mich – ich mache wirklich nicht viel zur Zeit. Ich bin jetzt auch aus einer Gruppe rausgegangen und beharre darauf, nicht sofort weiterzumachen. Ich habe mir überlegt, daß ich jetzt meine Arbeit schreibe, daß ich mein Studium endlich abschließe.
Als ich an der Uni war, gab es immer sofort ein Über-Ich; ich hab nie ausprobiert, auszuflippen, ich wohnte in keiner besonders lustigen Kom-

mune, habe auch nichts mit Hasch gemacht – es ist nicht so, daß ich alles schon durchprobiert hätte. Ich war niemals glücklich, und ich denke schon, ich würde gern mal ausprobieren, ein bißchen glücklich zu sein. Das ist die eine Sache. Und zum anderen hab ich Schwierigkeiten zuzugeben, daß ich jetzt politisch nicht soviel mache – ich stand immer unter dem Zwang, ausweisen zu müssen, daß ich im Moment nicht viel mache, daß ich erstmal nachdenke und daß ich bestimmt in zwei Monaten damit fertig bin und wieder ein nützliches Mitglied der Bewegung werde. Daß ich von meinem ganzen politischen Anspruch her nicht zuzugeben wagte, ich brauche jetzt ein wenig Zeit – ich neige selbst immer dazu zu denken: »O Gott, jetzt muß ich mal wieder was machen, nach außen, effektiv sein – jetzt bin ich wirklich unpolitisch« –, statt mir einzugestehen, daß ich vielleicht ein bißchen unpolitisch bin zur Zeit, aber damit wird nicht gleich alles zusammenbrechen.

LOUISE: Für mich ist auch entscheidend, daß alles, was ich will, aus meiner Identität kommt. Ich werde nicht vergessen, mich weiter mitzuverändern. Wie so dogmatische Gruppen sagen: Du kümmerst dich nur um dich selbst, betreibst die reinste Masturbation – aber im Gegensatz zu denen bin ich ganz sicher, daß ich hinter dem stehen kann, was ich mache und will. Ich kann z. B. auch ins Gefängnis gehen, wenn die Situation so ist, auch wenn ich davor Angst habe.

LAURA: In den Gruppen früher hat niemand gewagt, Angst zu äußern. Die ist aber indirekt doch herausgekommen, wenn dann eine Aktion kritisiert worden ist, das ist zwar als politische Kritik geäußert worden, aber die war nicht haltbar. Also hat jeder gemerkt, der Typ hat eigentlich individuell Angst, aber es war nicht möglich, das auf der Ebene auch auszusprechen. So ist das alles rationalisiert worden. Das haben wir Frauen zum erstenmal ganz klar durchbrochen, als wir gesagt haben: »Ich habe einfach konkret Angst, wenn ein Bulle mich schnappt, ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll.« Wir haben dann gesagt: »Okay, wenn du solche Angst hast, dann machst du eben nicht mit, das ist akzeptiert.« Oder wenn man weiß, eine bestimmte Frau hat große Angst, dann geht man eben miteinander und bleibt um jeden Preis zusammen und plant das vorher genau ein. Aus Verantwortlichkeit füreinander. Indem man sich sagt: »Wenn die sich jetzt zum erstenmal überwindet, mitzumachen, dann helfe ich ihr, weniger Angst zu haben.« Wir haben das Problem zwar auch noch nicht bewältigt, aber zumindest haben wir es erkannt und versuchen es anzugehen.

Oder in einer anderen Situation: Wenn jemand neu in die Gruppe kommt – und wir wissen ja von uns, wie hilflos wir beim Flugblattverteilen am Tor gestanden haben –, dann sagen wir ganz simpel, was für Schwierigkeiten wir selbst gehabt haben, wie man z. B. den ersten Satz formuliert,

um auf jemanden zuzugehen. Wir müssen den Frauen bei uns die Angst nehmen, indem wir genau vorher diskutieren, wie so ein Gespräch auf der Straße laufen kann und was wir aus unseren Erfahrungen gelernt haben, wenn wir gemerkt haben, daß ein Argument falsch ist. Oder die, die schon länger in der Gruppe sind, müssen mit dabeisein, aber eben nicht so wie früher, wo ein Obergenosse neben mir stand und ich bin vollkommen unsicher geworden – *vorher* habe ich mit dem Arbeiter reden können, dann kam der Genosse dazu, da hab ich dem die Verantwortung übergeben und mich nicht mehr getraut, was zu sagen. Das wichtigste ist, daß die Neuen das gleich lernen, sonst werden wir nie eine wirkliche Organisation. Und ich glaube, in der Frauenbewegung bestehen mehr Chancen, die Grundhaltung zu verändern, als in den übrigen Gruppen.

ANNA: Was mir auch ziemlich wichtig erscheint, ist die Angst nicht nur nach außen, bei Aktionen, sondern ein Angstklima, das auch innerhalb der Gruppen selbst existiert. Da kann ich ein Beispiel nennen: bei einem Teach-in hat ein Mädchen gesprochen, sie ist ans Rednerpult gegangen – da haben die andern erstmal gelacht; sie hat eine Weile gesprochen, es war offensichtlich, daß sie es noch nicht so gelernt hatte – sie ist aus dem Konzept gekommen, sie wollte ein Wort durch ein anderes ersetzen, das fiel ihr aber nicht ein, die Leute fingen an zu lachen, sie war total verunsichert, konnte überhaupt nicht mehr sprechen, sie stotterte, ging dann weg vom Rednerpult und fiel vollkommen in sich zusammen. Das ist ein Beispiel von Kälte und Brutalität und Angst, wo es so weit kommt, daß Leute einfach zusammenfallen können, wenn sie ein bißchen weniger stabil sind. Es ist auch typisch, daß bei einem Teach-in, wo Redner da sind, die wirklich brillant reden können, andere überhaupt nie reden und niemand wagen würde, hinzugehen und zu sagen: »Ich möchte gerne was sagen, aber ich habe Hemmungen, versteht mal, wenn ich ein bißchen stottere!« Das würde keiner machen.

WERA: Ich habe bei Versammlungen auch oft den Eindruck, sie reden nicht, um eine wichtige Sache voranzutreiben, sondern um den anderen zu beweisen, daß sie Unrecht haben, um den Vorredner fertig zu machen, um selbst zu glänzen. Wir haben ja schon gesagt, daß wir in den Versammlungen bemerkt haben, daß da einmal die Sache und einmal die Person steht und daß die beiden nicht zusammenkommen. Das ist bei uns doch anders, wenn wir einmal eingesehen haben, wie wir auch persönlich unterdrückt werden und nicht nur pauschal die ganze Menschheit, – daß wir dadurch einen viel stärkeren, direkteren Bezug zu den Dingen haben, für die wir kämpfen. Wir haben wirklich eingesehen, daß jeder Kampf von uns selbst ausgehen muß, daß wir nie etwas *für* andere Leute tun können. Wir haben auch schon was verändert, wir sprechen nicht mehr die gleiche abstrakte Sprache, wir können uns anderen Menschen verständlich

machen, wir haben dadurch auch viel mehr Sensibilität und Aufnahmebereitschaft den Problemen anderer Leute gegenüber gewonnen.

> Freiheit, Güte, Gerechtigkeit, Geschmack und Großzügigkeit sind Produktionsfragen, sagte Me-ti zuversichtlich. (Bertolt Brecht, *Me-ti*)

WERA: Wir müssen aber aufpassen, daß wir nicht sagen, wir habens geschafft, wir sind aus dem Dreck raus, und weiter Frauen unterdrücken.
MARY: Es ist so, daß sich immer wieder herausstellt, daß Frauen, die in kleinen Gruppen gelernt haben zu reden, aus welchem background sie auch immer kommen, in den Frauengruppen wieder übergeordnete Rollen spielen und von den anderen Frauen darin auch noch akzeptiert werden, wenn auch mit Wut, weil sie sich nicht dagegen durchsetzen können; zum anderen werden sie auch reinkatapultiert, weil Frauen es so gewohnt sind, daß es immer irgendwelche Typen gibt, die alles machen und regeln.
LOUISE: Ich hab schon mal gesagt, daß es auch darauf ankommt, was du mit der Anerkennung, die du bekommst, machst, mit der Rolle, in die du einerseits reingedrängt wirst und die du andererseits ja auch gern hast, in der du dich wohlfühlst. Das Autoritätsdenken haben die meisten von uns intus, es dauert lange, das abzubauen.
Wir müssen wirklich lernen, uns zuzuhören. Wir müssen nachfragen, gegenseitig, wenn wir was nicht kapiert haben. Bei manchen kommt alles so verquer raus, daß man nichts mehr versteht, andere gebrauchen Begriffe und Fremdwörter, mit denen sie so flott jonglieren, daß die anderen verblüfft sind.
LAURA: Aber wenn man sich bisher nicht getraut hat zu fragen und vieles dadurch nicht kapiert hat, gehört schon Mut dazu, plötzlich nachzufragen, denn wir können keine politische Arbeit machen, wenn sich die Gruppenstrukturen nicht verändern. Und ich glaube auch, daß wir Frauen lernen, den Mund aufzumachen, in dem Maß, wie wir uns mit unserer Bewegung identifizieren, Verantwortung übernehmen.
LOUISE: Ich habe gemerkt, daß ich jetzt Sachen machen kann, ganz von selbst, ganz von mir aus. Ich habe die Sicherheit, daß ich was verändern kann, es ist nicht mehr alles auf der Ebene, wo ich völlig ausflippe und resigniere. Ich habe das Erlebnis gehabt, daß ich aktiv wurde – vorher hab ich vor mich hingegammelt. Daß ich das alles kann, ist für mich wesentlich. Ich glaube daran, daß sich was verändert und daß ich da auch mitverändern kann.
ANNA: Ich hab auch gemerkt, daß ich anders wahrgenommen werde, nicht in so eine bestimmte Rolle reingequetscht, als »Mensch« wahrgenommen – das klingt sehr platt –, daß ich auch ganz andere Sachen rauslassen kann. Wodurch ich andererseits viel weniger effektiv geworden bin.

Vorher habe ich viel mehr verdrängt, ich konnte mich viel besser zwingen, ein Papier zu schreiben, das kann ich jetzt weniger gut. Aber ich spreche jetzt ganz anders, als ich früher gesprochen habe. So langsam kann ich mehr über Probleme sprechen, auch direkter mit Leuten. Ich hab früher immer ironisch gesprochen, so intellektualistisch-ironisch, da sind jetzt ganz andere Äußerungsformen da.

WERA: Ich hab auch immer ironisch gesprochen, distanziert. – Seit wir nicht mehr in diesen extremen Rollen eingeschränkt sind, haben wir ganz neue Fähigkeiten entwickelt, vor allem Freundschaft und Solidarität unter Frauen, anstatt immer nur alles vom Mann zu erwarten.

MARY: Ich finde, das ist eine wirkliche Krankheit, diese anerzogene Heterosexualität, diese Deformierung, daß man seine erotischen und sexuellen Bedürfnisse einzig und allein auf Männer ausrichtet. Jetzt verändert sich das langsam.

> Ist die Frau erst einmal von Männern, die ihr den Preis ihres Körpers bezahlen, befreit . . ., so wird sie ihr Dasein nur ihrem eigenen Schaffen zu danken haben. Dazu muß sie sich einem Werke widmen und eine Funktion ausfüllen . . .
>
> (Claire Demar, *Ma loi d'avenir*, 1834)

MARY: Ich hab ein ungeheures Selbstbewußtsein gekriegt – vor allem Männern gegenüber. Und das andere ist, daß ich eine Aufgabe vor mir sehe, daß ich endlich weiß, was ich will, und daß ich viel mehr bereit bin, mich zu ändern und auch Kritik anzunehmen. Ich hab schon immer eine Sache gesucht, mit der ich mich identifizieren kann, und in der Frauenbewegung ist es das erste Mal, daß ich mich voll identifizieren kann.

WERA: Wir müssen auch noch lernen, uns als Gruppe richtig ernst zu nehmen. Wenn wir uns nicht ernst nehmen, wer soll es sonst tun?

ANNA: Wenn wir früher mit den anderen linken Gruppen an gemeinsamen Aktionen teilnahmen, dann haben wir uns bei den Sitzungen immer einschüchtern lassen und uns wie kleine graue Mäuse verhalten. Da wurden wir halt auch wie kleine graue Mäuse behandelt. Inzwischen stellen wir aber unseren Standpunkt dar und lassen uns nicht mehr einfach als nützliche Hilfs-Idioten abstempeln. Wir machen Betriebsarbeit, Gesundheitsgruppen, Kampagnen gegen den § 218, Rechtsberatung, Stadtteilarbeit, Preiskampagnen unter Hausfrauen – bis hin zu Gruppen von Frauen, die Autos reparieren, Bücher, Bilder oder Filme machen. Und dann kommt wieder so ein Depp an und sagt: »Ach so, ihr macht *nur* Frauenarbeit!« Und dann leiern sie wieder ihre alten Sprüche herunter wie tibetanische Mönche ihre Gebetsmühlen.

LAURA: Von meiner früheren Gruppe weiß ich jedenfalls, daß denen allen klar ist, daß sie als Organisation nicht mehr lange bestehen können, wenn sie so weitermachen. Die stehen alle vor dem Problem, daß jeder bloß ein

paar Jahre in der Bewegung bleibt, dann zieht sich der eine wieder auf sein Studium zurück, ein anderer in einen Beruf oder aufs Land. Und das kriegen die nicht in den Griff. Theoretisch stellen sie natürlich alle den Anspruch, sich selbst bei der Arbeit zu verändern, neue Lebensformen schon jetzt im Ansatz zu praktizieren. Aber das bleibt ja doch fast immer an der Oberfläche, da wird kaum mal was in Frage gestellt.
Und da versuchen wir in den Frauengruppen ja doch anzusetzen, daß jede einzelne Frau nicht mehr alleingelassen wird mit ihrer Perspektive – warum machen wir eigentlich politische Arbeit, wie wichtig ist das für uns, was für Bedingungen brauchen wir dazu innerhalb einer Organisation? Und wenn wir damit nicht klarkommen, erst einmal Bedingungen zu schaffen, die es uns überhaupt ermöglichen, politisch zu arbeiten, dann halten wir nicht durch. Das wissen wir alle miteinander. Und ich glaube eben, daß Frauengruppen dazu am ehesten in der Lage sind, weil Frauen da ganz simpel diskutieren können, von ihren eigenen Ängsten ausgehen können, aussprechen können: okay, ich habe Angst, ich weiß nicht, ob ich es mit 40 Jahren noch schaffe, in der Bewegung zu bleiben, wie können wir uns da gegenseitig helfen? Und das ist der Punkt, wo wir eben doch einen Vorteil haben – wir trauen uns, alles immer wieder grundsätzlich in Frage zu stellen. Auch wenn wir vor dem Scheiterhaufen stehen, kriegen wir doch das Gefühl, daß es jetzt wieder neu und besser anfangen kann.

Schwestern, sagt niemals, ihr könntet nichts tun!
Schluß mit dem Mangel an Selbstvertrauen!
Schluß mit dem ewigen Zögern!
Wir müssen uns selbst die Frage stellen:
Was wollen wir denn?
Wir wollen die volle und endgültige Befreiung!
Sie sollen sich ruhig über uns lustig machen –
Eines Tages wird ihnen das Lachen vergehen.
Ist dieser Tag noch fern?
Gleichviel!
Wir werden Schwierigkeiten aushalten müssen,
Leiden und Kämpfe.
Das Glück wird unseren Schwestern gehören –
Den Frauen, die nach uns kommen.

(*La voix des femmes*, 23. 3. 1848)

Beck'sche Schwarze Reihe
Neuerscheinungen
für Kursbuch-Leser

Gastarbeiter in Gesellschaft und Recht

Zehn Beiträge. Herausgegeben von Tugrul Ansay und Volkmar Gessner. 282 Seiten. Paperback DM 16.80 (Band 108)

Die soziale Situation der Gastarbeiter ist wesentlich durch ihre Rechtsstellung im Betrieb, im politischen Leben, im Alltag und vor den Gerichten geprägt. Der vorliegende Band gibt zum ersten Mal einen umfassenden Querschnitt durch die aktuelle Problematik. Er ist Orientierungshilfe und Nachschlagewerk für alle, die sich mit Rechtsfragen der Gastarbeiter befassen.

Kritik der Verhaltensforschung

Konrad Lorenz und seine Schule

Mit Beiträgen von Klaus Horn, Daniel S. Lehrman, Gerhard Roth und Niko Tinbergen. Herausgegeben von Gerhard Roth. 260 Seiten. Paperback DM 16.80 (Band 109)

Die Verhaltensforschung, insbesondere Konrad Lorenz und seine Schule, versteht sich immer mehr als Gesellschaftskritik und Strategie zur Lösung sozialer Probleme. In diesem Band kritisieren zum ersten Mal Verhaltensforscher selbst, unter ihnen der Nobelpreisträger Niko Tinbergen, das ‹falsche Bewußtsein› der Verhaltensforschung in der Bundesrepublik und ihre problematischen biologischen ‹Beweise›.

Geschichtswissenschaft in Deutschland

Traditionelle Positionen und gegenwärtige Aufgaben. Mit elf Beiträgen. Herausgegeben von Bernd Faulenbach. 197 Seiten. Paperback DM 13.80 (Band 111)

Neun zeitgenössische Historiker stellen hier die neueren Positionen und gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Geschichtswissenschaft dar. Aus der Analyse der Zusammenhänge von historischer Erkenntnis und politischem Interesse im 19. und 20. Jh. versuchen sie eine Neubestimmung des geschichtlichen Bewußtseins und des Fachs Geschichte.

Verlag C.H.Beck München

Peter Schneider
Die Sache mit der »Männlichkeit«
Gibt es eine Emanzipation der Männer?

1

Neulich liefen wir über den zugefrorenen Grunewaldsee und sprachen über Sexualität. Es hatte geschneit, alles sah sehr sauber aus. Auf der weißen Fläche hatten die Leute, die einzeln und in Gruppen über den See liefen, merkwürdig scharfe und deutliche Umrisse, jeder für sich. Die Körper waren unter den Mänteln verschwunden, man sah nicht Mann oder Frau, nur noch die Hände und das Gesicht. Es war ein ruhiges und beruhigendes Bild. Als wir an der Stelle vorbeikamen, wo im Sommer nackt gebadet wird, hatte ich plötzlich die grellen Geräusche der Badenden im Ohr. Der Hügel, wo der Sand jetzt fest und krustig war, war vollgepackt mit nackten Körpern, ein aufdringliches Gewimmel von Körperteilen, die alle verschieden und doch auch irgendwie einander ähnlich waren. Die Vorstellung war mir im Moment widerlich, ich vergaß sie auch gleich wieder. Nachher, als wir uns bei einem Grog aufwärmten, fiel mir ein, daß die Frauen – so sagen sie jedenfalls – bei einem Mann zuerst auf das Gesicht achten, auf die Augen und auf die Hände. Die Männer schauen den Frauen auf jeden Fall auch auf den Busen und auf den Arsch, sagen es aber meistens nicht. Stimmt das überhaupt? Und wenn, was bedeutet das? Wir diskutierten das eine Weile, dann hatten wir es erst mal satt.

2

Trotz reichlicher eigener Lektüre: ich weiß immer noch nicht, warum seit ein paar Jahren so viele Leute so viele Veröffentlichungen über Sexualität kaufen, die gebildeten und eingebildeten Leute die Bücher von Wilhelm Reich und Reimut Reiche und Kate Millet, die Leute mit Volksschulbildung die Sexpresse am Kiosk.

Ich bezweifle nicht, daß der Konjunktur des Themas ein Massenbedürfnis entspricht. Und jenen Analytikern, die darin nichts als eine gewinnträchtige Erfindung cleverer Verlags- und Film-Manager erkennen, glaube ich zunächst nur soviel, daß sie selber womöglich nicht verführbar sind. Ich bezweifle aber, daß dieses Massenbedürfnis in den Veröffentlichungen findet, was es sucht.

Es stimmt schon: manchmal war ich einfach erleichtert, wenn ich zum

Beispiel bei Wilhelm Reich las, daß es, wissenschaftlich erwiesen, nicht nur feste Dauerbeziehungen gibt, sondern auch lockere Sexualbeziehungen. Aber andererseits zeigt meine Erfahrung, daß die sogenannten lockeren Beziehungen immer eine Tendenz haben, zu festen Beziehungen zu werden. Die Vereinbarung der Lockerheit, die für den einen Partner richtig ist, erweist sich dann für den anderen früher oder später als Lüge. Was war nun im konkreten Fall richtig, die Dauerbeziehung ausbauen oder sich auf die lockere einlassen? Wie hätte es Wilhelm Reich an meiner Stelle gemacht? Keine Antwort. Oder ich las: »Die alte Beziehung bricht jedoch unrettbar zusammen, wenn sie morsch wurde und eine andere Kameradschaft höhere Lust verspricht.« (Wilhelm Reich, *Die sexuelle Revolution*, Frankfurt 1966, S. 36.) Ein sehr materialistischer, ein radikaler Satz! Aber warum sehe ich dann so viele Beziehungen, deren Partner unrettbar zusammenbleiben, obwohl sie nicht die geringste Lust aufeinander haben? Wenn ich weiterlas, fand ich eine Erklärung auch für diesen Widerspruch: »Diese Tatsache, an der nicht zu rütteln ist, steht im Widerspruch zur gesamten Sexualordnung der heutigen Gesellschaft, wo materielle Bindungen und Rücksichten auf die Kinder dem sexualökonomischen Prinzip widersprechen.« (Wilhelm Reich, a.a.O.) Aber was bedeutet das nun für die konkrete Beziehung, die lustlos geworden ist, und zwar in der heutigen Gesellschaft? Sollen die Partner von den materiellen Bindungen ausgehen oder vom sexualökonomischen Prinzip? Sich trennen oder zusammenbleiben, um die gegenwärtige Sexualordnung zu bekämpfen? Solche Fragen sind keine Kritik an Wilhelm Reichs Buch, das immer noch eine der wichtigsten Arbeiten auf diesem Gebiet ist. Ich will damit nur hinweisen auf Denkvorgänge, die durch das Lesen solcher Bücher ausgelöst werden und mit den Mitteln einer wissenschaftlichen Darstellung nicht mehr zu fassen sind. Ich behaupte, daß jeder, der sich ein wissenschaftliches Buch über Sexfragen kauft, eigentlich etwas über die konkrete Sexualität einer konkreten Person oder Gruppe erfahren will, um sie mit seiner eigenen vergleichen zu können. Eben dieses Bedürfnis wird von den meisten Artikeln und Büchern, die heute zu diesem Thema erscheinen, frustriert. Was sich statt dessen abspielt, ist dies: Autoren, die ganz sicher ein subjektives Motiv dafür haben, schreiben ein 600-Seiten-Buch über diesen Gegenstand, eine wissenschaftliche oder scheinwissenschaftliche Abhandlung über die Sexualität im Spätkapitalismus für Leser, die ebenso ein ganz persönliches Motiv für den Kauf dieser Bücher haben. So versteckt jeder, der Leser wie der Autor, was ihn zum Schreiben und zum Lesen veranlaßt hat, und man trifft sich auf dem objektiven Boden der Wissenschaft. Viel Spaß!

Wenn ich meine eigene Lese-Erfahrung untersuche, stellt sich folgendes heraus. Erstens: ich lese diese Bücher eigentlich nie durch. Zweitens: Ich

löse bestimmte Absätze oder einzelne Sätze aus ihrem Zusammenhang und pachte sie für mich. Derselbe Vorgang läßt sich beobachten, wenn ich solche Bücher mit zweiten oder dritten Personen bespreche. Jeder verliebt sich sofort in die Sätze, die seine Interessen, und zwar ohne daß er diese beim Namen nennen müßte, am besten zu vertreten scheinen. Meiner Ansicht nach sollte das jedoch umgekehrt laufen: nur, wer seine sexuellen Interessen direkt, also als Wünsche und Erfahrungen ausgedrückt hat, kann mit den analytischen Begriffen umgehen, ohne sie als Tarnkappe zu benützen. Die zahllosen Streit- und Versöhnungsgespräche, die sich jetzt in Kneipen und Wohngemeinschaften abspielen, in einem neuen verwissenschaftlichten Jargon – »unemanzipiertes Verhalten, autoritärer Typ, idiotischer Besitzanspruch, permanente Unterdrückung meiner Bedürfnisse, wieder mal völlig genitalfixiert, typisches Rollenverhalten« –, diese Gespräche verdecken mehr, als sie zeigen. Wahrscheinlich sind wir auf diesem Gebiet viel unsicherer, als wir glauben, und auch, als gut für uns ist.

3

Ein Satz, auf den ich seit ein paar Jahren immer wieder gestoßen bin, steht in Wilhelm Reichs Buch *Die sexuelle Revolution:* »Die Grundschwierigkeit jeder sexuellen Dauerbeziehung ist der Konflikt aus der zeitweiligen oder endgültigen Abstumpfung des sinnlichen Verlangens einerseits und der mit der Dauer wachsenden zärtlichen Bindung an den Partner andererseits.« (A.a.O., S. 160) Nimmt man den Satz so, wie er dasteht, dann sagt er ungefähr dies: das sinnliche Verlangen hat eine ihm innewohnende Tendenz zur zeitweiligen oder endgültigen Abstumpfung. Die zärtliche Bindung an den Partner folgt nicht unbedingt der Entwicklung des sinnlichen Verlangens. Die Sexualität hat eine eigene Bewegungsrichtung, die sich gegenüber den zärtlichen Bedürfnissen selbständig machen und sogar in direkten Widerspruch zu ihnen treten kann.
Damit habe ich den Satz beschrieben, ich habe nicht gesagt, was mir an ihm wichtig ist. Ich weiß nicht, wie es einem anderen Leser mit diesem Satz geht, vielleicht fühlt er sich an gar nichts erinnert. Bei mir jedenfalls setzt er ziemlich viel Erfahrungen und Beobachtungen in Bewegung, von denen ich nicht glaube, daß sie nur die meinigen sind.

4

Wenn ich mich unter meinen Bekannten umschaue, entdecke ich kaum noch das, was im neuen Jargon »funktionierende Zweierbeziehung« heißt. Freunde, die ich nach Gegenbeispielen fragte, denken meist ziemlich lange

und angestrengt nach und kommen zum gleichen Ergebnis. Es gibt Paare, die man gerne zusammen sieht, bei denen man denkt, die passen einfach zusammen. Aber sie sind meistens erst zwei oder drei Jahre zusammen. Über andere Paare, die es seit sechs, sieben Jahren miteinander versuchen, hört man immer öfter, daß sie es schon fünf Jahre zu lang miteinander versuchen. Irgendwie hat sich dieser Zwei-Jahres-Rhythmus durchgesetzt, von dem Brecht wohl doch nur halb im Ernst sprach, als er einem Freund, auf dessen Frau er es abgesehen hatte, empfahl: »Lassen Sie sich jetzt scheiden und heiraten Sie sie in zwei Jahren wieder!«

Dabei ist es nicht so, daß der Ablehnung der Ehe und der Kleinfamilie schon eine praktische Alternative gegenüberstünde. Diejenigen, die sich eine Zeit lang nur auf die sogenannten »lockeren Sexualbeziehungen« einlassen, entdecken regelmäßig früher oder später, daß sie im Grunde doch nach einer festen Beziehung suchen. Wenn sie das aber Freunden, die in einer festen Beziehung leben, endlich eingestehen, stellen sie häufig fest, daß der eine oder der andere Teil sie um diese sexuelle Freiheit die ganze Zeit beneidet hat. Andere, die es mit Wilhelm Reich gehalten haben und sich neben ihrer Dauerbeziehung hin und wieder eine lockere Sexualbeziehung leisteten, berichten, daß das auch nicht der Weisheit letzter Schluß ist. Entweder stört die Eifersucht, oder, wo die Eifersucht als »kleinbürgerliches Besitzdenken« überwunden ist, stört der Mangel an Eifersucht, der oft von bloßer Gleichgültigkeit kaum noch zu unterscheiden ist. Oder der eine will zwar eine lockere Beziehung, aber sein zweiter Partner fühlt sich gerade durch die Forderung der Lockerheit provoziert, mehr zu wollen. Als Vorbild erscheinen dann plötzlich wieder Paare, deren Partner tatsächlich seit Jahren einander treu geblieben sind und auch nichts anderes wollten. Fragt man nach, wie sie das machen, so fragt man ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, wo sie dabei sind, sich zu trennen. Obwohl das alles ganz offensichtlich ein massenhafter, also gesellschaftlicher Vorgang ist, versucht jedes Paar einzeln, in endlosen Szenen, sich wiederholenden Streitgesprächen, gegenseitigen Vorwürfen, die mal den einen, mal den anderen in den Grund bohren, damit fertig zu werden. Und es ist auch gar nicht abzusehen, was die Einsicht, daß es sich da um einen relativ neuen und gesellschaftlichen Vorgang handelt, im konkreten Streit nützen soll.

Diese Beobachtungen beziehen sich nur auf eine verhältnismäßig kleine und privilegierte Gruppe. Es handelt sich um die Generation und den sozialen Kontext der antiautoritären Revolte. Man kann also nicht ohne weiteres einen Schluß auf eine allgemeine gesellschaftliche Entwicklungstendenz ableiten. Man kann nicht einmal voraussagen, daß es in dieser Gruppe so bleibt, daß also z. B. nicht mehr geheiratet wird. Aber mit der Empfehlung: »Geht erst mal arbeiten!« oder »Geht nach drüben!« läßt

sich die Sache auch nicht abtun, so wenig wie die politischen Aktionen der Studentenbewegung. Das Experimentieren mit neuen Formen des Zusammenlebens geschieht nicht so freiwillig, wie es scheint. Es drückt nicht nur ein Gruppenprivileg aus, sondern auch ein objektives gesellschaftliches Bedürfnis. Und der soziale Status der Versuchspersonen wirkt sich vor allem so aus, daß dieses objektive Bedürfnis nach einer Infragestellung der Ehe und Kleinfamilie eben bei denen zuerst durchschlägt, die ihm die geringsten ökonomischen und moralischen Widerstände entgegenzusetzen haben. Überhaupt haben diese Veränderungen gar nicht so viel mit intellektuellen Einsichten und theoretischen Debatten über Ehe und Emanzipation zu tun. Vielmehr sind diese Debatten Ausdruck der Tatsache, daß die überlieferten Formen des Zusammenlebens einfach nicht mehr funktionieren und daß man nun auch gar nicht mehr will, daß sie funktionieren. Man will einfach nicht mehr eine Zweierbeziehung durch einen Ehekontrakt zementieren, von dem man aus Erfahrung oder Beobachtung weiß, daß er zu einem Vertrag über ein System gegenseitiger Abhängigkeiten wird. Man will sexuelle Wünsche nicht mehr zugunsten einer Moral unterdrücken, deren Zwänge sich immer mehr als Reflex unverstandener ökonomischer Zwänge herausstellen.
Man will die Kinder nicht mehr dazu benützen, die Konflikte der Eltern auf die lange Bank zu schieben und eine Gemeinsamkeit vorzutäuschen, die durch die Beziehung der Eltern nicht mehr gedeckt ist. Man will das alles nicht mehr, aber man muß es auch nicht mehr wollen. Das Zweite ist der wichtigere Aspekt. Nicht die Konflikte sind neu. Neu sind die objektiven Möglichkeiten, die in den Konflikten wirkenden Bedürfnisse auszudrücken und zu befriedigen.

5

Die objektiven Möglichkeiten. Aber wie steht es mit den subjektiven?
»Seid nicht so faul und seid nicht so verweicht
Denn genießen ist bei Gott nicht leicht.«
Baal hatte gut reden, er redete nicht nur.
Es ist gar nicht so einfach, diese Bedürfnisse im Konfliktfall klar auszudrücken. Immer wieder stellt sich heraus, daß auch Paare, die eine intensive und offene Beziehung zueinander haben, gar nicht sagen können, worin eigentlich die Spannungen bestehen, die plötzlich zwischen ihnen auftreten.
»Vor ein paar Wochen hatten wir ausgemacht, daß wir dieses Wochenende zusammen wegfahren wollen. Ich habe vorgeschlagen, in den Harz zu fahren. Aber er hatte plötzlich was gegen Wälder und auch gegen Berge. ›Was soll das, da in dem Gestrüpp herumzumarschieren, wozu soll

das gut sein? Ich will auch gar nicht unbedingt keine Menschenseele treffen, das ist ein ganz blödes Vorurteil, daß die einsamsten Spaziergänge immer die schönsten sind!‹ Solche und ähnliche Sprüche. Also gut, ich habe vorgeschlagen, lieber ans Meer zu fahren. Das paßte ihm auch nicht. Er wäre doch nicht verrückt, bei dieser Kälte ans Meer zu fahren, ob mir das Spaß machte, in dem eisigen Wind durch den Sand zu stapfen, und was, wenn es regnet? Da hockt man dann doch nur in diesen spießigen Ostseekneipen herum und starrt die paar Touristen an. Ich habe dann einfach bestimmt, daß wir zu seinen Eltern fahren. Da sind die Geschwister, mit denen versteh ich mich auch, und wenn er will, kann er in aller Ruhe auf dem Balkon vor sich hinmuffeln. Die Idee fand er gut, aber da wollte er plötzlich allein hinfahren. Ich hab ihm gesagt, das solle er sich nochmal überlegen. Aber wenn er am Freitag ins Auto steigt, steh ich unten und fahr mit, und wenn ich auf's Trittbrett steige. Ich habe mir überlegt, ich brauche die Erholung genauso wie er. Ich kann mir das nicht leisten, mich so von seinen Launen abhängig zu machen.«

Was war nun eigentlich *sein* Bedürfnis? Wollte er mal allein wegfahren oder wollte er zwar nicht unbedingt allein aber jedenfalls nicht mit ihr wegfahren oder wollte er vielleicht überhaupt nicht wegfahren? Weiß er's denn überhaupt?

»Er ist einfach im Moment wahnsinnig egoistisch. Neulich z. B. habe ich meine Platten durchgekramt. Da habe ich ein paar alte Platten gefunden, die ich früher sehr gemocht habe, aber ich habe sie ewig nicht mehr gehört. Ich habe dann eine aufgelegt und ihn gerufen, damit er sie auch hört. Er ist dann da im Zimmer gestanden, hat sich gar nicht erst hingesetzt und hat gleich von einem Buch angefangen zu reden, das ihn im Moment sehr beschäftigt. Sowas wäre früher einfach nicht vorgekommen.«

Und was war *ihr* Bedürfnis? Wollte sie überhaupt mit ihm zusammen wegfahren, weil sie es wirklich wollte? Oder hat sie sich nur darauf versteift, weil er nicht wollte? Vielleicht würde sie selber ja einmal gern allein oder mit einer Freundin wegfahren, vielleicht viel lieber als er. Aber weil er seine alte Rolle als Mann ausspielt, seine Unabhängigkeit beweist, spielt sie ihre alte Rolle als Frau aus und beweist ihre Abhängigkeit! Er ist verletzend, sie ist verletzt. Er will mehr Abstand, sie will mehr Nähe. Prompt. Ist dieses Rollenverhalten überhaupt noch durch ein entsprechendes materielles Abhängigkeitsverhältnis gedeckt?

Auf der Alltagsebene kommen die Konflikte noch am ehesten zur Sprache. Wie ist es aber auf dem sexuellen Gebiet? In allen Aufklärungsbüchern, auch denen, die aus dem Ministerium für Familie und Gesundheit kommen, steht inzwischen, daß eine befriedigende Sexualität die Basis jeder Liebesbeziehung ist. Merkwürdigerweise habe ich aber fast nie Paare, die ihre Schwierigkeiten schildern, über sexuelle Schwierigkeiten reden

hören. Die hauptsächliche, die akzeptierte Form, sexuelle Schwierigkeiten oder Bedürfnisse auszudrücken, besteht im ›Fremdgehen‹. Es ist aber sehr die Frage, ob man sie dadurch am besten kennenlernt. Was stimmt sexuell nicht bei einem Paar, das sich »nicht mehr versteht«? Hat überhaupt eine Auseinandersetzung stattgefunden? Im Ernstfall sagen dann auch die aufgeklärten Paare, die Sexualität sei letzten Endes doch nicht so wichtig, man könne die Sexualität nicht so gesondert betrachten, man dürfe das nicht so trennen. Fast alle Darstellungen von Auseinandersetzungen in einer Zweierbeziehung, übrigens auch in der Literatur und im Film, spielen sich auf dieser »Verstehens«-Ebene ab. Der Mann kommt mürrisch nach Hause, er küßt seiner Frau lieblos die Wange, er schaut sie gar nicht erst an, berühren tut er sie nur versehentlich, er entschuldigt sich womöglich dafür. Wegen irgendeiner Kleinigkeit, z. B. weil sie sich die Rechnung nicht hat geben lassen, die für den Umtausch von vergammelten Lebensmitteln nötig gewesen wäre, geraten sie in einen hitzigen Streit, der mit dem Anlaß kaum noch etwas zu tun hat. Man begreift sofort: die beiden »verstehen sich nicht«. Er ist furchtbar autoritär, sie muß sich emanzipieren, politisch.

Die sexuellen Szenen dagegen, die im Kino gezeigt werden, sind Szenen, in denen es entweder wunderbar klappt oder das Paar liegt stumm und trostlos nebeneinander, er liest noch Zeitung, sie dreht ihm frustriert den Rücken zu und versucht zu schlafen. Es gibt keine Beispiele für eine sexuelle Auseinandersetzung zwischen Partnern, die »sich verstehen« oder »nicht mehr verstehen«. Die sexuellen Auseinandersetzungen werden dann meist auf einer anderen, weniger verfänglichen Ebene ausgetragen, in den eben beschriebenen alltäglichen Zänkereien oder auf der politischen Ebene. Es gibt Paare, die ihre Trennung tatsächlich so abwickeln, daß sie sich in verschiedenen, einander bekämpfenden politischen Gruppen organisieren. Nachträglich stellen sie fest, daß sie sich politisch nicht mehr verstehen, und meinen dann, daß dies der Grund für ihre Trennung sei. Andere Paare, höre ich, heiraten neuerdings, weil die Partei des Proletariats das von ihnen erwartet. Ich habe diese Sätze kaum hingeschrieben, schon höre ich die Zensoren-Stimmen in meinem Kopf, die mir diese Sätze wieder ausreden wollen: man dürfe die Sexualität, wie gesagt, nicht so trennen von dem, was man sonst macht, man dürfe eine so ernste Sache wie eine Heirat oder eine Trennung oder gar eine politische Entscheidung nicht auf sexuelle Schwierigkeiten, Komplexe, Ängste zurückführen.

Eben, antworte ich. Damit diese Trennung nicht geschieht, damit nicht tatsächlich aufgeschobene sexuelle Auseinandersetzungen beispielsweise als politische Konflikte ausgetragen werden, müssen sie erst einmal dort ausgetragen werden, wo sie auftreten.

6

Ich versuche einmal, die Szene zu Ende zu schreiben. Die Szene, die im Kino so selten und in Wirklichkeit so oft vorkommt. Und ich versuche, sie an der Stelle weiterzuschreiben, wo im Kino, aber auch in Wirklichkeit normalerweise das Licht ausgeht. Ein Paar, bürgerlich, aufgeschlossen, links, das in einer »Dauerbeziehung« lebt, liegt im Bett nebeneinander. Beide haben – das kennen wir aus dem Kino – sich schnell und zweckmäßig ausgezogen. Falls sie sich dabei berührt oder angeschaut haben, geschah das nur aus Versehen. Beide liegen jetzt mit unter dem Kopf verschränkten Armen nebeneinander, den Blick zur Decke gerichtet. Sie legt ihm mit einer fordernden Bewegung den Arm um den Hals, er starrt weiter zur Decke.

Er: Soll ich das Licht ausmachen?

Sie: Wenn du meinst.

Da er nicht reagiert, dreht sie ihm den Rücken zu. Das provoziert ihn, sich nach einer Weile zu ihr zu drehen. Nun ist sie es, die nicht reagiert.

Er: Schläfst du?

Sie: Nein, du?

Er: Ich auch nicht.

Er fängt an, sie unter der Bettdecke zu streicheln. Jetzt hört man das Kind schreien.

Sie: Schau du jetzt mal nach.

Er steht fluchend auf, geht aus dem Zimmer und kommt nach kurzer Zeit zurück. Er legt sich ins Bett und macht das Licht aus. Jetzt ergreift sie wieder die Initiative, er reagiert nicht.

Sie: Was ist denn?

Er: Du, ich bin einfach zu müde.

Sie: Müde?

Er: Ja, was denn sonst! – Ich hab einfach keine Lust jetzt, basta!

Sie: Von wegen basta. (Sie macht das Licht an.)

Er: Ich bin einfach zu müde, zu nervös. Wir müssen beide morgen früh aufstehen! Laß uns jetzt schlafen. (Pause.)

Er: Ich glaub, ich hol mir erstmal ein Bier.

Sie: Ja, hol dir erstmal ein Bier.

Er geht raus und kommt mit einer Flasche Bier wieder zurück.

Er: Weißt du, ich hab mir eben in der Küche überlegt, eigentlich bin ich gar nicht der richtige Mann für dich. Das muß ja wirklich entsetzlich für dich sein.

Sie: Wie ist es denn für dich?

Er: Warum fragst du?

Sie: Weil ich es lächerlich finde, wenn du dich damit herausredest, daß du

nicht der richtige Mann für mich bist. Und in Wirklichkeit meinst du, ich bin nicht die richtige Frau für dich.
Er: Hören wir auf! Durch die Rederei wird es nicht besser.
Sie: Ich will endlich wissen, was mit dir los ist. Gefall ich dir nicht mehr?
Er: Ach was! Wieso sollst du mir denn nicht gefallen?
Sie: Das frage ich dich!
Er: Hast du eigentlich das Fenster aufgemacht?
Sie: Ich glaube nicht.
Er: Dann schau ich mal nach. Sonst wachen wir morgen wieder mit so einem ausgetrockneten Mund auf.
Er steht auf, geht zum Fenster, öffnet es einen Spalt weit und geht ins Bett zurück.
Sie: Also?
Er: Ich weiß nicht, wenn ich dich anschaue, wenn ich neben dir liege, löst es nichts aus bei mir. Es passiert einfach nichts. – Es hängt glaube ich, irgendwie mit deinem Arsch zusammen.
Sie: Was? Das glaubst du doch selber nicht! Dann muß er sich ja ganz schön verändert haben!
Er: Wieso verändert?
Sie: Sonst wäre dir das doch schon vor drei Jahren aufgefallen!
Er: Vor drei Jahren? Da habe ich überhaupt nicht hingeschaut.
Sie: Lächerlich!
Er: Ich war wirklich verliebt in dich, deine Hände, deine Augen. Bin ich ja immer noch. – Aber jetzt, wenn ich dich manchmal so stehen sehe, habe ich so eine Art bösen Blick, ich sehe nur Einzelheiten, fange an, zu vergleichen. Dabei finde ich, wir verstehen uns doch! Diese kleinlichen Zänkereien sind gar nicht ernst zu nehmen.
Sie: Was gefällt dir nicht an meinem Arsch?
Er: Jetzt leg mich doch nicht auf so eine blöde Bemerkung fest!
Sie: Also was!
Er: Ich glaube, er hängt zu sehr, er ist zu schlapp!
Sie: Bitte?
Er: Er ist zu schlapp, zu lahm, zu lahmarschig!
Sie: Mach dich doch nicht lächerlich. – Aber abgesehen davon – wie willst du eigentlich mit einer Frau alt werden?
Er: Ich finde diese ganze Diskussion lächerlich! – Es ist mehr deine Art, dich zu bewegen, die ganze Art, wie du dich im Bett verhältst. Ich habe immer das Gefühl, du wartest darauf, daß ich den Anfang mache.
Sie: Und wenn ich den Anfang mache, hast du komischerweise keine Lust!
Er: Kann sein.

Sie: Und warum nicht?
Er: Weil ich eben keine Lust habe!

7

»Ein klarer Fall! Er ist autoritär, sie muß sich emanzipieren. Mit so einem Typen würde ich es keinen Tag lang aushalten!«
Kann sein. Ich jedenfalls halte diesen Mann für entwicklungsfähiger als jene Männer, die es gar nicht zu so einer Auseinandersetzung kommen lassen. Die mit ihren Frauen schlafen, auch wenn sie gar keine Lust dazu haben, die ihre Bedürfnisse und Widerstände, vor allem die falschen, nicht äußern, weil das unter ihrer und der Würde der Frauen ist, und die, wenn es dann wirklich nicht mehr geht, mit einer anderen Frau ein Verhältnis anfangen, weil sie sich mit ihr »besser verstehen« und weil das alte Verhältnis »irgendwie kaputt« und »politisch nicht mehr zu halten« ist. Nichts gegen Trennungen, vor allem: nichts gegen Scheidungen! Aber das neue Verhältnis läuft auf eine Wiederholung hinaus, wenn die Bedürfnisse und Rollenerwartungen, die einer an den anderen hat, in dem alten Verhältnis nicht herausgearbeitet und problematisiert worden sind.
Einstweilen nämlich bewegen wir uns in einem ziemlichen Vakuum. Viele von den alten Motiven und Normen, die das Leben zwischen den Geschlechtern regelten, sind unglaubwürdig geworden. Die neuen, auf Bedürfnisse, statt auf Zwänge gegründeten Formen des Zusammenlebens sind noch nicht gefunden. Jedenfalls nicht in der Praxis. Was alles noch schwieriger macht, ist dies: Die Diskreditierung der Ehe als einer Institution, die die Frau zum Privatbesitz des Mannes macht, hat keineswegs die Sehnsucht nach einer festen Beziehung erledigt. Die Infragestellung des Kinderwunsches als Mittel des Konfliktaufschubs, als Potenzbeweis, als Sehnsucht nach einem Nachkommen, der das eigene Werk fortsetzt, hat keineswegs den Wunsch, Kinder zu haben, abgeschafft. Die Kritik an der sexuellen Treue, soweit sie sich auf eine christliche Moral stützt, auf die Angst vor dem sexuellen Vergleich, auf die ökonomische Abhängigkeit der Frau, hat keineswegs die Forderung nach sexueller Treue in der Dauerbeziehung überflüssig gemacht. Die Schwierigkeit besteht eben darin, daß wir, ohne uns mit diesen überlieferten Formen und Regeln identifizieren zu können, darin nach und nach doch Bedürfnisse wiedererkennen, die wir selber haben.

8

Seit ein paar Jahren ist die Frauenbewegung dabei, die Frage nach dem Zusammenleben der Geschlechter aus der Perspektive einer Jahrtausende alten Unterdrückung neu zu stellen. Wenn ich mal alles zusammennehme, was ich in letzter Zeit zu diesem Thema gelesen habe, so komme ich zu dem Ergebnis: die reale Vorrangstellung des Mannes in der Gesellschaft hat die Frauenbewegung noch nicht wirklich angekratzt. Aber ideologisch hat sie den Männern in dieser Frage längst die Initiative entrissen. Soweit ich das überblicke, stelle ich zwei Reaktionen der Männer auf die Herausforderung durch die Frauenbewegung fest: die einen – und das sind die meisten – ignorieren die Herausforderung einfach, so gut sie können und berufen sich äußerstenfalls auf das Beispiel der Bundestagspräsidentin Renger. Soweit sie den Handschuh aufnehmen, kehren sie den alten Adam heraus und verweisen auf ihre unverwüstlichen Erfolge im Bett oder das, was sie dafür halten. Der Mann vom Dienst, einer der letzten wirklichen Männer, ist Norman Mailer, der am Ende einer dreihundert Seiten starken, eidesstattlichen Versicherung, daß er ein Mann sei, die Frage nach dem Kampf der Geschlechter auf die Grundfrage zurückführt: »Wer wird schließlich das Geschirr abspülen?« und mit dem notorischen Klaps auf den Hintern antwortet: »Wenn man schon einen gleichberechtigten Zimmergenossen haben müßte, dann wäre ihm ein Mann lieber. Damit ist die Frage beantwortet: Er könnte eine Frau lieben, und vielleicht müßte sie sich vor hundert Spülbecken voll schmutzigen Geschirrs jeden Monat das Rückgrat verrenken – wenn dabei seine eigene Arbeit leiden müßte, würde ihn der Gedanke, daß er ihr helfen muß, nicht glücklich machen, nein, jedenfalls solange nicht, wie ihre Arbeit nicht so wertvoll war wie seine eigene. Aber dabei setzt er natürlich voraus, daß man vom Wert seiner eigenen Arbeit überzeugt ist – welch eine Agonie für einen Mann, wenn er erkennen muß, daß seine Arbeit bedeutungslos ist: Dann gehen alle damit verbundenen Rechte vor der Frau verloren.« (Norman Mailer, *Gefangen im Sexus,* München und Zürich 1972, S. 255 f.) Inzwischen hat er ja seine Hingabefähigkeit an die Leiche von Marilyn Monroe hinlänglich bewiesen und sicherlich auch seine Frau davon überzeugt, daß sie weiter spülen muß.

Die andere Reaktion – die allerdings weit seltener ist – besteht darin, daß die von den Frauen angegriffenen Männer einfach leugnen, daß sie Männer dieser Gesellschaft sind. Diese Männer verhalten sich so, als hätten sie die Bedürfnisse gar nicht, die jetzt von den Frauen als autoritär und typisch männlich entlarvt werden. Statt sich zu stellen, werfen sie sich den Angreiferinnen in die Arme und stimmen ihnen überall zu, bevor sie überhaupt getroffen werden können.

Z. B. wenn sie von den Frauen von »Brot und Rosen« hören, was die Frauen jetzt nicht mehr mitmachen wollen: »Eure Körper werden benutzt, um Waren zu verkaufen, mit denen Männer Millionen machen. Eure Beine, Brüste, Augen, Mund, Finger, Leib und Vagina werden gebraucht, um Strumpfhosen zu verkaufen, Büstenhalter, Kleidchen, Kosmetik, Haartöner, Verhütungsmittel (manche davon sind so ekelhaft, daß es einem Mann nicht im Traum einfallen würde, sie zu nehmen), Puder, Sprays, Parfums, damit ihr für Männer schön riecht, weil euer eigener Geruch nicht gut genug ist. Ihr nehmt die Pille, um mehr Busen zu kriegen, und Abmagerungsmittel, um schlank zu werden ... Es war euch nie erlaubt, Achtung vor anderen Frauen und vor euch selbst zu haben.« (*Frauenhandbuch,* herausgegeben von »Brot und Rosen«, Berlin 1972)
Statt zu prüfen, ob sie nicht selber auch auf solche äußere oder andere Reizsignale hereingefallen sind und ob das in jedem Fall ein Hereinfallen war, schlagen sich manche »emanzipierten« Männer sofort auf die Seite der Frauen und werfen nur das – zur Wissenschaft gemilderte – Echo zurück: »Die entpersonalisierte Liebe ist eine Liebe nach ›Patterns‹. Mit ›Patterns‹ ist gemeint ein klischeehaftes und relativ starres Bild der Liebe und des Liebespartners, das man in sich trägt als Kristallisationsfigur der eigenen Wünsche und Sehnsüchte. Solche Bilder werden uns von der Literatur und der Sex-Industrie tausendfach geliefert. Der Pattern-verhaftete und somit auch hier fremdbestimmte Mensch muß also einen Partner finden, der seinen Patterns ungefähr entspricht, nicht nur den optischen, sondern auch den charakterlichen und sexuellen ... Daß sich in der Pattern-Liebe keine persönliche Beziehung entfalten kann, liegt auch hier an der Funktion, die man dem Partner zuweist: die der Pattern-Realisierung.« (Dieter Duhm, *Angst im Kapitalismus,* Hagen 1972, S. 106) Und was ist das Kennzeichen der »persönlichen Beziehung«, der von der Pattern-Verhaftung freien Liebe? »Die spontane Solidarität, die immer ein Merkmal der nicht-neurotischen Liebe ist.« (A.a.O., S. 106)
Ich finde solche Sätze nicht falsch. In gewisser Hinsicht beneide ich sogar solche linken Jugendherbergsväter, die immer genau wissen, wo es mit der Liebe lang geht. Was mich mißtrauisch macht, ist nicht, was die Sätze sagen, sondern was sie auslassen: nämlich meine und vieler Männer *Fehler,* sagen wir mal, die darin nicht vorkommen und die man, hat man sich einmal auf die starre Trennung zwischen der »solidarischen« und der »Pattern«-Liebe eingeschworen, nur noch verdrängen kann. Ich zum Beispiel habe bestimmt bei der Suche nach der »Idealfrau« den Kopf voller »Wünsche und Sehnsüchte« gehabt, die nicht auf das »Wesen des Partners« zielten, ich habe verrückt genaue Vorstellungen davon gehabt, wie eine Frau *äußerlich* aussehen soll. Und obwohl ich jetzt keinen »Typ« mehr habe, kann ich nicht sagen, daß ich frei von solchen Vorstellungen

wäre. Ich bestreite auch, daß die »Kristallisationsfigur vom idealen Partner« auf so oberflächliche Weise entsteht, wie Duhm es darstellt. Das Bild von der »Idealfrau« muß viel früher entworfen worden sein, nämlich in der Kindheit, damit die Industrie es dann aufgreifen und zur bloßen Oberfläche entstellen kann. Die ganze Alternative, die Duhm aufstellt, die Alternative zwischen der fremdbestimmten, auf Äußerlichkeiten reagierenden Liebe und jener anderen, die sich für »das Wesen« und »den Menschen« interessiert, ist abstrakt. Ich halte die Leute, die sich vom sogenannten äußeren Schein eines Menschen beeinflussen lassen, keineswegs für oberflächlich und jene, denen es angeblich nur auf »das Wesen« ankommt, sind nicht schon deswegen tiefe Naturen, der Punkt ist, daß in jeder ernsthaften Beziehung das Äußere eines Menschen, seine Gesten, seine Stimme, sein Geruch, die Art, wie er lacht, sich bewegt, sein Körper als Ausdruck seines Wesens erlebt wird. Aber das klingt auch schon wieder so nach Duhm. Die Schwierigkeit, so eine Beziehung herzustellen, ist nicht dadurch aus der Welt geschafft, daß man das Interesse für das Äußere, das Aussehen usw. als »Pattern«-Liebe einengt und verwirft, und die ernsthaften Leute darauf festnagelt, sich mit der »Wesens«-Liebe zu befassen. Vielmehr kommt es darauf an, der widerlichen Ausbeutung und Verzerrung männlicher Bedürfnisse und Phantasien durch kapitalistische Werbung und Sex-Industrie andere, nicht vom Verkaufsinteresse diktierte Ausdrucksformen entgegenzustellen. Solange die Männer die Darstellung ihrer Bedürfnisse und Phantasien den Reklame-Machern überlassen, werden sie sich nämlich ihren Frauen gegenüber immerzu erschrocken legitimieren müssen: »Ich finde das ekelhaft, Frauen so zum Objekt zu erniedrigen!« »Ich habe mir *konkret* nur wegen des Artikels von Jochen Steffen gekauft, bestimmt nicht wegen der Mädchen!« Das mag ja stimmen. Aber es ist auch die bequemste Art, die eigenen Bedürfnisse darzustellen, indem man sich von den Bedürfnissen der Anderen, der Verkorksten, Fremdbestimmten, lediglich distanziert.

Von Feministinnen höre ich, daß immer mehr Frauen dahin kommen, die Verwirklichung ihrer emotionalen und sexuellen Bedürfnisse von den Männern gar nicht mehr zu erwarten. Ich höre auch, daß der Bankrott der männlichen Bedürfnisstruktur sich in den nächsten Jahren so zuspitzen wird, daß die Männer entweder auf ihr eigenes Geschlechtswerkzeug oder das ihrer Geschlechtsgenossen verwiesen sein werden, einfach deswegen, weil keine Frau mehr bereit sein wird, sich mit ihnen, so kaputt wie sie sind, einzulassen. Darüber kann ich nichts sagen. Aber die Vorstellung beunruhigt mich.

»Du mußt am Abbau der männlichen Kultur mitarbeiten«, riet mir eine Feministin, als ich sie fragte, was ein Mann noch zu tun hätte, wenn die Befreiung der Gesellschaft von Ausbeutung und Unterdrückung nur von

den Frauen zu erwarten sei. Inzwischen ist sie von anderen Frauen kritisiert worden, weil sie Klassenkampf und Geschlechterkampf miteinander gleichsetze. Diese Befreiung sei nur vom Proletariat zu erwarten und so weiter.
Soviel ist sicher: *Eine*, sehr abschaffenswerte Seite der männlichen Kultur besteht darin, daß sie die Männer immer unfähiger macht, ihre emotionalen und sexuellen Bedürfnisse überhaupt zu äußern. Die Männer sind einfach im Schnitt weniger offen, sie verbergen mehr und sie haben auch mehr zu verbergen, vor allem voreinander.

9

»Einer der am weitest verbreiteten Konfliktbereiche im Geschlechterverhältnis ist die generelle Ungleichheit der emotionalen Fähigkeiten von Frau und Mann. Die Emotionalität der Männer ist geprägt von einer bestimmten Ambivalenz: Einerseits besteht entsprechend ihrer Erziehung der Zwang, sich stets als stark, mutig, unverletzlich usw. darzustellen, andererseits reproduzieren diese permanenten Überforderungen starke regressive Zärtlichkeitsbedürfnisse. Der Omnipotenzzwang und der Geborgenheitswunsch erschweren egalitäre Beziehungen, in denen Konflikte ausgetragen werden können. In bestimmter Weise werden Männer dadurch in Beziehungen unangreifbar: Einerseits besteht für sie die Möglichkeit, sich die Stärke und Überlegenheit in anderen ›Affären‹ zu beweisen, andererseits versinken sie in Hilflosigkeit und Angst, appellieren an das mütterliche Verständnis der Frauen, so daß Aggressivität und der Wunsch nach der Diskussion von Konflikten als schreckliches Bedürfnis erscheinen muß. In beiden Fällen stehen die Bedürfnisse der Frauen nicht zur Diskussion. Der größeren Selbstbezogenheit der Männer entspricht bei den Frauen die Fixiertheit auf den Mann. Ihr Wunsch nach erwachsenen Liebesbeziehungen verkehrt sich für sie dadurch zur Akzeptierung der Rolle als problemlose Geliebte oder als entsexualisierte Mutter. Die Angst der Frauen vor der Durchsetzung eigener Bedürfnisse gegen die Männer ermöglicht die Unterdrückung dieser Bedürfnisse. Der Selbstverzicht der Frauen – als stets potente Geliebte wie als Mutter – wird schließlich von den Männern gratifiziert.« (*Frauengruppe im Revolutionären Kampf*, Frankfurt, S. 12)
Es bringt den Männern, die das lesen und sich getroffen fühlen, nichts, dem einfach zuzustimmen oder das einfach abzulehnen. Es bringt auch nichts, wenn die Dreißigjährigen jetzt auf die Zwanzigjährigen verweisen, die den Konflikt angeblich nicht mehr haben sollen, um dann selber nur verbal Männlichkeitsidealen abzuschwören, die in Wirklichkeit noch in ihnen drin stecken. Wir müssen schon von der konkreten Sozialisation

unserer Generation ausgehen, von den – richtigen oder falschen – Bedürfnissen, die diese Sozialisation geprägt hat. Entsprechend wird die Veränderung der Bedürfnisse eine konkrete, erzählbare und historisch begrenzte sein.

10

Mit einem Freund sprach ich darüber, wie wir selber den Widerspruch zwischen Sex und Zärtlichkeit, zwischen einer Rollenerwartung, die die Frau entweder als Geliebte oder als Mutter beansprucht, erfahren und erfahren haben.
Wir fanden, mein Freund und ich, daß wir den Widerspruch zwischen dem »sexuellen Verlangen« und dem »Bedürfnis nach Zärtlichkeit« nur selten miteinander vereinbaren konnten, daß wir erst einmal von der Tatsache des Getrenntseins dieser Bedürfnisse ausgehen müssen. Ich glaube nicht, daß eine Frau das so von sich sagen würde. Die Frauen, mit denen ich darüber gesprochen habe, sagen denn auch nicht, daß man diese Bedürfnisse nicht trennen *dürfe* (das sagen eher die Männer, die sich und ihren Frauen etwas vormachen), sondern daß sie sie nicht trennen *können*. Das ist etwas Anderes. Der Punkt, auf den es ankommt, ist nicht, daß ein Mann aus sexuellen Motiven eine Frau kennenlernen will, sondern daß er das nur in den seltensten Fällen emotional bewältigt. Jede direkte sexuelle Äußerung ist mit Angst verbunden, mit der die Männer nicht fertig werden. Das Männlichkeitsideal, »sich stets als stark, mutig, unverletzlich usw. darzustellen«, hindert die Männer, ihre Sexualität und die mit ihr verbundenen Emotionen zu akzeptieren.

11

Dabei hat sich das Männlichkeitsideal in den letzten zehn, fünfzehn Jahren erheblich verändert. Ich erschrecke manchmal, wenn ich, oft bei ganz lächerlichen Anlässen, auf den Unterschied stoße, der sich heute schon zwischen einem Zwanzig- und einem Dreißigjährigen herausgebildet hat. So ein Anlaß ist, wenn ich einmal in eine Männerboutique gehe. Meistens gefallen mir die Sachen dort nicht. Man sieht ihnen sofort an, daß sie nicht alt werden können. Sie können keine Reparatur und auch keine Geschichte aushalten. Wenn mir aber doch einmal ein Pullover oder eine Jacke gefällt, stellt sich meistens heraus, daß sie mir zu klein sind. Als Siebzehn- oder Achtzehnjähriger hatte ich ziemlich die gleiche Figur wie heute, und zu den Größten und Breitesten habe ich nie gehört. Wenn jetzt, wie mir der Verkäufer versichert, englische Samtjacken in meiner Größe und Breite überhaupt nicht lieferbar sind, dann frage ich mich, was ist mit

den Figuren der Käufer passiert? Entweder läßt die Boutiquenindustrie eine ganze, in meiner Generation eher durchschnittliche Nummer aus, oder die heute Achtzehnjährigen sind schon irgendwie schmaler und dürrer als wir. In meiner (Schul-)Klasse, also Mitte bis Ende der fünfziger Jahre, wären die meisten Männer, die heute das Bild des jungen Mannes prägen, eher als Schwächlinge dagestanden. Man braucht nur die gedrungenen, trotzigen Gestalten von Marlon Brando und James Dean mit dem eher zarten und zerbrechlichen Image von Jim Morrison oder der Beatles zu vergleichen. Neulich sah ich einen alten Elvis-Presley-Film und war erstaunt, wie hart und teilweise unbeholfen mir seine Show erschien, die damals für uns einen Ausdruck körperlicher Befreiung darstellte. Er setzt tatsächlich den Körper eher wie ein Boxer ein, er schüttelt mit den Armen und Beinen unsichtbare Ketten ab, aber verglichen mit Mick Jagger wirken seine Exaltationen äußerlich, die Musik geht nicht durch den Körper durch. Provozierend sind bei ihm die aggressiven, schnellen Rocks, sobald er ein langsames Lied singt, wird er sofort sentimental und unglaubwürdig, man hofft, daß er bald damit fertig ist. Zehn Jahre später betreten schmalschultrige, langhaarige Kollektive die Bühne und sie können zärtliche Lieder singen, ohne im mindesten schmierig zu wirken. Der männliche Anspruch, sich als stark und unverletzbar zu präsentieren, ist aus Gründen, die natürlich nicht aus der Musik-Entwicklung ableitbar sind, gelockert, die Haut ist dünner geworden. Eldridge Cleaver hat diese Entwicklung aus dem Blickwinkel des militanten Schwarzen eher skeptisch beurteilt: »Elvis, mit seinem schnoddrigen (wenn auch mechanischen und entfremdeten) Gezupfe, war zu sehr (zu früh) *Körper* für die überanstrengten, zusammenbrechenden Psychen der Allmächtigen Administratoren und Ultrafemininen Frauen, während die Beatles, indem sie ... dem *Körper* in visueller Hinsicht keine Beachtung schenkten (im Gegensatz dazu spielte in ihrer Musik der Körper eine große Rolle) ... ein unkörperliches, verstandesmäßiges Image präsentierten.« (Eldridge Cleaver, *Seele auf Eis*, München 1969, S. 219 f.)

Ich bin mit dem Männlichkeitsideal, das Elvis Presley, Marlon Brando, James Dean präsentierten, aufgewachsen, nicht mit den Beatles. Ich erinnere mich, wie wir uns nach dem Turnunterricht in der Umkleidekabine gegenseitig prüften. Wir fühlten uns die Muskeln, atmeten tief ein und streckten die Brust heraus, um herauszufinden, wer den stärksten Brustkorb hatte. Wir hatten, ich weiß nicht woher, genaue Vorstellungen, wie ein männlicher Arm und ein männliches Bein auszusehen hatte. Muskulöse Arme, an denen die Sehnen stark hervortraten, fanden wir männlich. Weiche, eher zarte Arme, die man einer Frau hätte zuschreiben können, fanden wir an einem Mann unmöglich. Ich weiß nicht, ob solche Vorstellungen inzwischen unwirksam geworden sind. Aber sicher würde ein

schmalschultriger Oberschüler von heute kaum auf die Idee kommen, sich deswegen einen Expander zu kaufen. Die Anerkannten waren in unserer Klasse diejenigen, die die besten Sportler waren, und zwar in den Mannschaftssportarten, die als erste vortraten, um sich ihre Mannschaft auszuwählen. Ihnen trauten wir auch die größten Erfolge bei den Mädchen zu, während die anderen, die sportliche »Flaschen« waren, auch bei den Mädchen nichts zu melden hatten. Merkwürdig ist, daß diese Werthierarchie sich durchsetzte, ohne daß wir die tatsächlichen erotischen Erfolge der Sportskanonen überprüften. Im Nachhinein kommt es mir so vor, als ob sich manche von ihnen eher tapsig mit den Mädchen anstellten. Überhaupt war dieses Männlichkeitsideal wohl schon damals ein ziemlich männerinternes Phantasieprodukt, das viel eher den unterdrückten homosexuellen Regungen entsprach als den offiziellen heterosexuellen. In der Realität stellte sich oft genug heraus, daß unsere Idole gar nicht die Idole der Mädchen waren, daß dieselben Eigenschaften, die wir an unseren Protagonisten bewunderten, bei den Mädchen zwar Respekt, aber nicht unbedingt Schwärmerei auslösten. Das änderte aber nichts an der Wirksamkeit dieser Leitbilder. Die Leitbilder der Mädchen kannten wir nicht, sie standen gar nicht zur Diskussion, und wenn einer aus einem von uns nicht anerkannten Grund Erfolg bei den Mädchen hatte, verschaffte ihm das keinen Statuswert.

Im Strandbad schaute ich einmal einer Gruppe von Jungen zu, die auf dem Rasen einer wie der andere aus einer Bodenkippe heraus einen Handstandüberschlag in einen Flic-Flac auflösten, und dann nach einem Salto rückwärts dastanden, als hätten sie nur auf etwas elegantere Weise von der Wiese aufstehen wollen. Diese rasche und tollkühne Art, über den eigenen Körper zu verfügen, indem man ihn den Gesetzen der Schwerkraft soweit entzog, daß der aufrechte Gang als eine lächerliche Anpassung erschien, machte mich neidisch. Wer so seinen Körper beherrschte, dachte ich damals, dem kann überhaupt nichts passieren. Ich lag, während ich das sah, mit einem Freund neben zwei Mädchen aus der Parallelklasse des Mädchengymnasiums. Wir erforschten unsere Körper und ihre Empfindungen, indem wir uns streichelten und, falls einer davon eine Gänsehaut bekam, vom Streicheln sofort zum Kitzeln übergingen. Eines der Mädchen verglich unsere Haut, sie fand, daß meine Haut zarter sei als die meines Freundes und rascher reagiere. Ich fühlte mich entlarvt. Meine Wunschvorstellung von einem männlichen Körper ließ es nicht zu, in dieser Bemerkung eine Zuwendung zu erkennen. – Ich weiß gar nicht, ob die Sportler tatsächlich ein so viel besseres Verhältnis zu ihrem Körper hatten. Der Haß auf den eigenen Körper hängt natürlich nicht nur von sportlichen Leistungen ab, ebensowenig wie körperliches Selbstbewußtsein. Damals jedenfalls, in einem bestimmten Alter, war die Verfügungsgewalt, die der

Sportler über seinen Körper durch Geschick und Training erlangte, gleichbedeutend mit männlicher erotischer Ausstrahlung. Die Fähigkeiten und Begabungen, die die »Flaschen« auf anderen Gebieten entwickelten, wurden mehr oder minder als Ersatzhandlungen gewertet. Als mir ein älteres Mädchen einmal das Kompliment machte, mit mir könne man gut reden und von mir fühle sie sich verstanden, gab ich nicht viel darauf. Ich hatte völlig recht damit. Denn sie war nicht in mich, sondern in meinen Freund verliebt, mit dem sie eben nicht gut reden konnte und von dem sie sich auch nicht verstanden fühlte.

Später haben sich andere Leitbilder an die Stelle jenes ersten geschoben, die körperliche und erotische Souveränität bezeichneten. Aber das Gefühl, daß intellektuelle Leistungen etwas mit Kompensation zu tun haben, bin ich nie ganz losgeworden. Bis heute verstehe ich das Selbstbewußtsein mancher Intellektueller nicht, die vollkommen körperlos über die Bedürfnisse der körperlich arbeitenden Menschen sprechen und nicht im mindesten unter der Abwesenheit ihres Körpers zu leiden scheinen. Und immer noch bewundere ich dieses scheinbar mühelose Zusammenspiel der Glieder bei einem Artistenpaar im Zirkus, und ich frage mich, warum diese Kinderheroen in der Erwachsenenwelt so wenig bedeuten, daß sie für weniger Geld ihr Leben in einer Nachmittagsvorstellung riskieren als ein Studienrat seine Autorität. Vielleicht deswegen, weil die Kopfathleten die Verunsicherung, die von ihren vergammelten Körpern ausgeht, durch die Monopolisierung der gesellschaftlichen Anerkennung für die geistigen Leistungen kalt gestellt haben. Das Männlichkeits-Ideal der »rohen Kraft«, das sich in vielen Filmhelden der fünfziger Jahre ausdrückte, ist durch den Prozeß der Rationalisierung und die Abwälzung der körperlich schweren Arbeit, der Dreckarbeit, auf die Gastarbeiter zunehmend zum Anachronismus geworden. Der durch körperliche Arbeit artikulierte und gezeichnete Körper galt im Kapitalismus sowieso nie als schön. Schon immer war es der in einer Freizeitbeschäftigung, im Sport, Tanz usw. sublimierte Körper, der eine erotische Ausstrahlung besaß. Aber die zunehmende Verdrängung der körperlichen Arbeit aus der Produktion, die Tatsache, daß eine ständig wachsende Zahl von Menschen ihren Körper nur noch im sexuellen Akt und in gymnastischen Abendkursen erfährt, hat in sexueller Hinsicht neue Komplikationen geschaffen. Die körperliche, die »dreckige« Seite der Sexualität wird mehr und mehr als etwas Unnatürliches erlebt und nun in ihren verselbständigten Formen als Perversion, Porno, Titelfoto beschworen. Die sogenannte sexuelle Revolution, die die Sex-Industrie inszeniert, ist ein Ausdruck dieses Problems, nicht ein Zeichen seiner Bewältigung.

12

Die pubertären Wunschvorstellungen von Männlichkeit, die den männlichen Körper als autark, unverletzlich stark definierten, prägten die ersten Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht. Aber auch die zweiten und dritten. Diese Vorstellungen wirken viel länger nach, als man denkt.
Ich erinnere mich der Balgereien, die auf Skiwochenenden mit den Mädchen zustandekamen. Wir wußten eigentlich nie genau, was wir machen sollten, wenn wir merkten, daß wir Jungen die Stärkeren waren und daß es zum ersten Mal um etwas Anderes ging als darum, der Stärkere zu sein. Aber um was? Es gab wilde Gerüchte, aber wieso sollte man denen glauben? Wir waren erregt, aber wir wußten nicht genau, wo die Erregung herrührte, nur, wo sie sich bemerkbar machte. Der weibliche Körper war noch nicht in »erogene« und »neutrale« Zonen aufgeteilt, ebensowenig wie es ein Monopol des weiblichen Körpers gab, so eine Erregung auszulösen. Nur standen wir Jungen, wenn einer plötzlich durch die Berührung einer männlichen Hand einen Steifen kriegte, der Sache ratlos gegenüber, und dachten, daß wir bei dem Ringkampf irgendwas falsch gemacht, die falschen Griffe angewandt hätten. Die Empfindung, die da entstand, durfte mit einem Mann nichts zu tun haben, das war klar. Den, der sie auslöste, nahm man lieber gleich wieder in den Schwitzkasten. – Ich habe jetzt keine Lust, über die unterbliebene Aufklärung durch Elternhaus und Schule zu lamentieren. Ich bin auch skeptisch gegenüber den plötzlich so aufgeklärten Eltern, die ihren Kindern ihre eigene unbegriffene Verklemmtheit vorleben, aber jede sexuelle Äußerung ihrer Kinder mit frommen Augen als Heiligtum betrachten. – Der Grad sexueller Freiheit oder Verklemmung ist abhängig vom Stand der Produktivkräfte und von den Produktionsverhältnissen. Die sexuellen Tabus der Nachkriegsjahre sind ebenso wenig auf einen bloßen Mangel an Bewußtsein zurückzuführen, wie die sexuelle Enttabuisierung heute damit zu erklären ist, daß vielen auf einmal ein Licht aufgegangen ist. Ganz sicher gibt es eine Beziehung zwischen der schrittweisen optischen Freigabe des weiblichen Körpers und beispielsweise der Einführung der Fünftagewoche, und dann wieder eine Beziehung zwischen der Art dieser Freigabe (in der BRD einerseits, der DDR andererseits) und dem jeweiligen Gesellschaftssystem.
Bei unseren Balgereien erfuhren wir, daß es in unserem Körper überraschende Empfindungen gibt, die durch einen ganz mechanischen Vorgang, nämlich durch körperliche Berührung oder Reibung, hervorgerufen wurden. Diese Empfindung, die zunächst ganz deutlich lokalisierbar war, teilte sich dem ganzen Körper mit und stieg uns zu Kopf, wo sie Ablehnung, freche Witze, Verachtung, oder andere Äußerungen der Angst

auslöste. Ich weiß nicht, wie solche ersten Erfahrungen von den Jungen anderer Schichten, die weniger Aufschub-Techniken erlernen, verarbeitet werden, oder ich weiß es nur aus der Literatur. Ich jedenfalls war nicht darauf vorbereitet, diese unvorhergesehenen Reaktionen meines Körpers zu akzeptieren. Daß ein fremder Körper mich erregen konnte, ohne daß ich es irgendwie beeinflussen oder kontrollieren konnte, das machte mich auf unannehmbare Weise verletzlich. Es gab einen in der Klasse, der seine Freundin, nackt im Grase liegend, fotografiert hatte. Das Foto war damals sensationell, und er ließ es rundgehen. Das Bild war schon ziemlich abgegriffen, und mir gefiel es schon deswegen nicht, weil es so viele in die Hand genommen hatten. Ich verachtete den Besitzer wegen seiner Schamlosigkeit und der Erniedrigung, die er mit dieser Veröffentlichung dem Mädchen zufügte. Irgendwie merkte ich, daß die Angst, die mit der Entdeckung jener neuen Verletzbarkeit verbunden war, durch das Herumzeigen des Fotos in ein Machtgefühl umgebogen wurde. Es war, glaube ich, das erste Mal, daß ich mit diesem Vorgang konfrontiert wurde, der sich dann zwanzig Jahre später in den Illustrierten, Sexfilmen und Sexzeitschriften durchgesetzt hat. Was ich aber mit meiner Verachtung gleichzeitig zudeckte, war die Körperlichkeit dieser neuen Empfindungen, auf die andere mit »schmutzigen« manchmal sehr phantasievollen Witzen und märchenhaften Erzählungen direkt reagierten. Wenn ich mit einem Mädchen sprach, dem ich näher kommen wollte, sprach ich über etwas Drittes: den Unterricht, die Lehrer, die Eltern oder über die Beziehungen Dritter zu uns. Alfred hat sich in Barbara verliebt, aber Barbara will Gerhard, der aber nichts von Barbara wissen will, weil er auf Monika scharf ist, die ausgerechnet Alfred am besten gefällt, der jetzt doch bei Barbara eine Chance hat, weil sie ihn dazu benutzt, Gerhard auf sich aufmerksam zu machen. Aber wenn wir uns anfaßten, gab es keinen Übergang zwischen den Empfindungen, über die wir gesprochen hatten, zu den wilden Erregungen, die wir empfanden und die mir manchmal richtig faschistisch vorkamen. Wahrscheinlich waren wir sogar froh, wenn eine Stufe im Treppenhaus knarrte, wenn irgendetwas weh tat, wenn einer von beiden sich plötzlich aufsetzte, weil er glaubte, er würde gerufen, wenn irgend eine äußere Störung uns am Weitermachen hinderte. Das war dann wieder die Gelegenheit, die Haare zurecht zu machen, alle Knöpfe zuzuknöpfen, die Decke glatt zu ziehen, vor Schreck eine normale Gesichtsfarbe zu bekommen.

13

Vieles von dem, was jetzt – auch in linken – Büchern über Sexualität zu lesen ist, leugnet mit Schlagwörtern wie »Solidarität«, »Zärtlichkeit«, »Eingehen auf den anderen« die Erfahrung der Pubertät, daß Sexualität eben nicht nur mit Zärtlichkeit, sondern auch mit Angst und Gewalt etwas zu tun hat. Ich glaube gar nicht, daß die »autoritären« Männer sich autoritär im Bett verhalten in dem Sinn, daß sie tagtäglich über ihre Frauen herfallen. Die Vergewaltigung, von der da gesprochen wird, ist eher eine psychische, sie besteht in der Unterdrückung der eigenen sexuellen Wünsche und derer des Partners in dem schlechten und langweiligen Kompromiß, der dabei herauskommt. Die Verselbständigung der aggressiven Seite der Sexualität in den Pornofilmen und -zeitschriften deutet darauf hin, daß sie nur kompensatorisch in der Phantasie, und dann eben bis zur Brutalität gesteigert, realisiert wird, daß die materielle Grundlage dieser Phantasie ein eher vorsichtiger und bürokratischer Eheverkehr ist. Das Schlimme an den Männern, die ihre Geilheit ins Puff tragen, ist nicht, daß sie geil sind, sondern daß sie solche Bedürfnisse ihren Frauen nicht zeigen und sie dann nur noch für Geld befriedigen. Und das Peinliche an den sexuellen Witzen ist nicht, was mir in der Pubertät peinlich war und vielen Frauen immer noch peinlich ist, daß darin die Geschlechtsorgane oft in aggressiver Weise angesprochen werden. Das Peinliche ist, daß sie nur im Pejorativ angesprochen werden. Fast alle sexuellen Jargonwörter, auch die für die männlichen Geschlechtsorgane, haben einen herabsetzenden Beigeschmack. Vor allem die deutsche Sprache ist ungeheuer phantasiearm im Benennen der Geschlechtsmerkmale, und alle Namen drücken Verachtung aus: »Arsch« kommt vor im Zusammenhang mit »blöd«, »dumm«, »fett«, »mit Ohren«, zu »Schwanz« fällt einem sofort »Schlappschwanz« ein, mit den »Eiern« ist es nicht besser. »Fotzen« sind grundsätzlich »blöd«, »Titten« haben auch Schweine, »Busen« kommt am häufigsten in der Zusammensetzung mit dem Verb »hängen« vor. Der Homer-Übersetzer Voß mußte neue und komisch klingende Wörter erfinden, um einige schöne Adjektive aus dem Griechischen zu übertragen, weil er die entsprechenden Wörter im Deutschen nicht vorfand. Da kamen dann merkwürdige Ausdrücke zustande: der »hochgeschenkelte Sauhirt Eumaios«, die »breitbrüstige lockige Circe« usw. Im Italienischen und Spanischen kommen die männlichen Geschlechtswerkzeuge auch in positiven Zusammensetzungen vor. Das Wort »cazzo« (Schwanz) kann für unser »Mensch«, »Mann«, »Junge« stehen, einer, dem man »quadratische Eier« zuschreibt, ist mutig und paßt sich nicht an. International ist aber der ausschließlich pejorative Gebrauch der Namen für die weiblichen Geschlechtsmerkmale. »Fotze« ist in allen Sprachen, die ich kenne, ein

Schimpfwort. Am ehesten sind bei den homosexuellen Frauen- und Männergruppen anerkennende Namen für die Geschlechtsorgane zu finden.

Der Angst vor der Sexualität, die sich hinter solchen Herabsetzungen versteckt, ist nicht beizukommen, indem man ihr eine neue, im Gewand marxistischer Begriffe auftretende Sexualangst entgegensetzt.

»Daß die Schönheit keine Rolle spielen darf«, schreibt Claudie Broyelle in ihrem Bericht über Frauenemanzipation und Kindererziehung in China, »ist offensichtlich«. Und dann berichtet sie über die revolutionäre Konzeption der Liebe, wie sie in dem Stück *Das weißhaarige Mädchen* vertreten wird: »Eine aus gemeinsamem Haß gegen die Unterdrücker geborene Liebe kann sich nicht frei entfalten, solange alle ausländischen und nationalen Unterdrücker noch an der Macht sind. Diese Vorstellung der Liebe, die eng mit der gesellschaftlichen Realität zusammenhängt, ist der idealistischen und bürgerlichen Konzeption der Liebe völlig entgegengesetzt. Es gibt nichts Magisches und Unerklärliches in der Liebe von Hsier und Darschun, keine ›magnetische Anziehung‹ oder Liebe auf den ersten Blick, sondern eine gemeinsame Vergangenheit voller Leiden, einen gemeinsamen Haß und einen gemeinsamen Kampfeswillen.« (Claudie Broyelle, *Die Hälfte des Himmels*, Berlin 1974, S. 169). Ich weiß nicht, wie Claudie Broyelle diese Sätze verstanden wissen will: ob als Bericht oder als Orientierungspunkt für die westeuropäische Linke. Aber diese Frage stellt sich ein, weil sie nicht mitberichtet, mit welchen eigenen Erfahrungen und Empfindungen sie in die Diskussion gegangen ist. Das Gleiche gilt, wenn sie fragt, ob es bereits »eine völlig befriedigende Sexualkultur« in der chinesischen Gesellschaft gibt, und die chinesischen Genossen in diesem Zusammenhang auf die Gefahr hinweist, »die späte Heirat und die strikt monogame Sexualität aus moralisierendem Konformismus und nicht aus revolutionärer Überzeugung zu bejahen.« (A.a.O., S. 169 f.) Ist das nun ein Ratschlag für die chinesischen Genossen oder ein Ratschlag für uns? Auf welche eigenen Erfahrungen und Lernprozesse stützt sich eigentlich ein solcher Rat? Im Kontext der westeuropäischen Linken haben solche Sätze, deren Übertragbarkeit nicht geprüft ist, leicht die Funktion, einer neuen Prüderie das Wort zu reden, die nur um den Preis einer Regression durchsetzbar ist. Die Sexualkultur hängt eben nicht nur von den Produktionsverhältnissen ab, sondern auch vom Stand der Produktivkräfte. Wie wird die chinesische Sexualkultur aussehen, wenn dort einmal ein den Ländern des kapitalistischen Westens vergleichbarer Stand der Produktivkräfte erreicht ist? Sicher nicht so wie die kapitalistische Sexualkultur, aber sicher auch nicht so wie im heutigen China. Noch so ein Punkt: Wenn jetzt von einigen Frauengruppen erklärt wird, die Anti-Baby-Pille sei eine neue Waffe der Männer zur Unterdrückung und

sexuellen Versklavung der Frauen, dann wird damit die Tatsache unterschlagen, daß die Pille den meisten Frauen überhaupt erst die Entdeckung eigener sexueller Wünsche ermöglicht hat, die nicht mehr durch den Kinderwunsch oder durch die Angst vor einem Kind dominiert sind. Es hat sich herausgestellt, daß die Pille ein unvollkommenes und wahrscheinlich sogar schädliches Verhütungsmittel ist. Aber die Alternative besteht ganz sicher nicht in einer Diffamierung der durch die Pille ermöglichten sexuellen Freiheiten der Frauen als »Anpassung an die Männer« und erst recht nicht in der Rückkehr zu den alten Antikonzeptiva, etwa zum Kondom, das im *Frauenhandbuch* als »realitätsbezogen« gerühmt wird, insofern, »als Männer und Frauen gleichermaßen noch darauf hingewiesen werden, warum es so furchtbar in unserer Gesellschaft ist, ein Kind zu haben.« Die Alternative besteht in der Forderung nach besseren Antikonzeptiva, und zwar nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer. – Die Auseinandersetzung mit der spätkapitalistischen Sexualkultur läßt sich nicht so führen, daß alle im Verhältnis zur chinesischen Sexualkultur neuen Bedürfnisse auf die kapitalistische Männergesellschaft zurückgeführt werden. Sie verlangt auch eine Anerkennung der *Angst,* die für beide Geschlechter mit der Entwicklung und Differenzierung der Sexualität verbunden ist. Durch die Zerschlagung alter Tabus und durch die Pille ist diese Angst vor der Sexualität keineswegs erledigt. Auf den ersten Blick scheint es ein verrückter Gedanke, daß sexuelle Offenheit, die eine Steigerung der Lust bedeuten kann, mit Angst besetzt wird. Aber es ist eben nicht einfach so, daß diese Offenheit nur Vorteile mit sich bringt. Die Steigerung der Lust ist mit einer Steigerung der Verletzbarkeit verbunden, mit einer Steigerung der Abhängigkeit von dem Partner, dem man sich zeigt. Das macht Angst.

Die Verringerung der zur materiellen Reproduktion notwendigen Arbeitszeit verlangt eine Steigerung der Genußfähigkeit. »Die Aneignung einer Totalität von Produktivkräften ist schon deshalb die Entwicklung einer Totalität von Fähigkeiten in den Individuen selbst«, schrieb Karl Marx ziemlich lapidar. (*Deutsche Ideologie,* MEW, Bd. 3, S. 67) Aber die Entwicklung der neuen, den Produktivkräften entsprechenden Bedürfnisse, gerade der sexuellen, ist natürlich genauso eine Arbeit wie die Entwicklung der Produktivkräfte selbst. Von selber kommt da nichts. Erst recht nicht durch den Rückgriff auf Vorstellungen von »Heirat« und »sexueller Monogamie«, die in unserem sozialen Kontext nur der ideologische Ausdruck vergangener Plackerei sind.

Ein anderes Argument gegen die Pille beschäftigt mich. Manche Frauen, die jahrelang die Pille genommen haben, sagen jetzt, daß die Ausschaltung des Schwangerschaftsrisikos letztlich die sexuelle Lust beeinträchtige. Die Ausschaltung der Möglichkeit, mit dem Partner ein Kind zu zeugen, die

ursprünglich und natürlich mit dem sexuellen Akt verbunden ist, schlage auf die sexuelle Erlebnisfähigkeit zurück. Die Sexualität werde verharmlost, wenn die Fortpflanzungsfunktion und damit das Risiko und die ihm entsprechende Verantwortung von ihr abgetrennt werde. Ich erkenne darin die Erfahrung wieder, daß ein noch so stürmischer Liebesakt eine Leere hinterläßt, wenn die Beunruhigung und Erschütterung, die er auslöst, verdrängt wird.

Diese ganzen mechanischen und kalten Versuche sexueller Enthemmung, die uns tagtäglich vorgeführt werden, sind am Ende nur langweilig und führen zu neuen, nämlich emotionalen Verklemmungen. Aber ich würde lügen, wollte ich nicht zugeben, daß die Trennung der sexuellen von den emotionalen und sozialen Bedürfnissen weite Strecken meiner Erfahrungen auf diesem Gebiet bestimmt hat, daß ich nur durch die Realisierung von ganz partiellen Bedürfnissen, Macken, Spleens dahin gekommen bin, diese Trennung nicht mehr zu wollen. Und ich mißtraue denen, die gleichsam fehlerfrei und von vornherein zur Harmonie zwischen ihrem Geschlechts- und ihrem Gefühlsleben gekommen sein wollen. Die also sagen, sie hätten immer nur dann mit jemand schlafen gekonnt, wenn sie ihn auch liebten usw. Es stimmt, daß vor allem die Männer dazu neigen, verselbständigten sexuellen Bedürfnissen nachzugehen. Aber die Tatsache, daß die Frauen eher dazu neigen, die emotionale Seite der Sexualität auszudrücken und auszuleben, besagt nicht, daß sie ein besseres, weniger verkorkstes Verhältnis zur Sexualität haben. Kann es nicht sein, daß dasselbe Rollenverhalten, das die Männer dazu bringt, sich auf die aggressive, technische, Emotionen aussparende Seite der Sexualität zu spezialisieren, die Frauen dazu nötigt, sich auf die emotionale, zärtliche, bindende Seite der Sexualität zu verlegen? Daß die Frauen eine ebenso große Angst vor der Sexualität haben wie die Männer vor den entsprechenden Emotionen?

14

»Es war Chubby Checkers Mission – die den Twist als eine gute Nachricht überbrachte –, den Weißen beizubringen, was die Geschichte sie zu vergessen gelehrt hatte: ihre Ärsche wieder zu schwingen. Es ist eine Fertigkeit, die sie sicherlich einst besaßen, und die sie nur der puritanischen Träume wegen, der Korruption des Fleisches zu entfliehen, aufgaben, indem sie die Schrecken des Körpers den Schwarzen überließen.« (Eldridge Cleaver, a.a.O., S. 209)

Im gesellschaftlichen Kontext des Nachkriegsjahrzehnts in der Bundesrepublik muß der Satz anders lauten: Wir Gymnasiasten träumten romantische Träume von der idealen Frau, von Liebe und Ehe und überließen die

»Schrecken des Körpers«, in der Liebe und in der Arbeit, den Kindern der unteren Schichten, die nach dem Volksschulabschluß eine Lehre anfingen und nach der Arbeit ihre Bräute auf Motorrädern davonfuhren. Ich habe damals keine Freunde gehabt, die nicht aufs Gymnasium gingen. Erst später habe ich junge Arbeiter gut genug kennengelernt, um einen Begriff von dem Unterschied zwischen ihrer und meiner sexuellen Sozialisation zu bekommen. Und ich habe den Eindruck gewonnen, daß einige von ihnen mit weniger Ausreden und Gespinsten im Hirn sich in der Pubertät den Regungen ihres Körpers viel rücksichtsloser überließen als wir und dann auch viel früher feste, nicht auf bloße Angst und Anpassung an die Erwartungen der Eltern und der Gesellschaft gegründete Beziehungen eingehen konnten. Ich will hier nicht den Fehler einiger ML-Organisationen wiederholen und die proletarische Ehe als Allheilmittel für die Lösung bürgerlicher Beziehungs- und Sexualkonflikte idealisieren. Die gesellschaftliche Teilung zwischen Kopf- und Handarbeit kommt in der Sexualität als eine Teilung zwischen den sinnlichen und den zärtlichen Bedürfnissen zum Vorschein, die sowohl die bürgerliche wie die proletarische Sexualität verengt. Aber der Impotenzkomplex vieler Bürgersöhne gegenüber der arbeitenden Klasse, der sich in Europa mehr und mehr auf die Gastarbeiter, in den USA auf die Schwarzen verschiebt, hat den realen Kern, daß es bei den körperlich arbeitenden Männern nicht angelernte, verinnerlichte, sondern täglich erfahrene äußere Zwänge sind, die der Verwirklichung ihrer Sexualität die Grenze setzen. »Die Klassengesellschaft projiziert ein fragmentarisches Sexualimage. Jede Klasse projiziert ein Sexualimage, das mit ihrer gesellschaftlichen Klassenfunktion übereinstimmt... Die Ursache der Zersplitterung des Ichs in der Klassengesellschaft liegt in der Entfremdung zwischen der Funktion des Gehirns des Menschen und der Funktion des Körpers begründet.« (Eldridge Cleaver, a.a.O., S. 194.)

Ich ließ, glaube ich, nur diejenigen sexuellen Regungen gelten, die ich im Kopf hatte und kontrollieren konnte. Wie jeder andere Mann wurde ich, wenn ich vier Wochen abstinent gelebt hatte, unruhig und lächerlich leicht erregbar. Aber wie lange hat es gedauert, bis ich dieses zunächst ganz körperliche Bedürfnis eingrenzen konnte, es nicht mehr auf alle möglichen anderen Empfindungen wie Einsamkeit, Sehnsucht nach Wärme und Geborgenheit zurückführte? Wenn mir jemand auf den Kopf zusagte, ich sei einfach nur »spitz«, fühlte ich mich verletzt, niemandem war es erlaubt, meine »Sehnsucht« so in den Dreck zu ziehen. Wie viele andere Jungen aus meiner Klasse und Schulklasse ging ich heimlich in jugendverbotene Nachtvorstellungen und ließ mich von französischen »Sonnenanbetern« aufgeilen, die an entlegenen Inselstränden und kaum sichtbar in der ständig untergehenden Sonne im Wasser herumplanschten. Aber

wenn ich dann, vielleicht sogar im gleichen Zimmer mit einem Freund, der es auch gerade »unhörbar« unter der Bettdecke trieb, mit diesen Bildern im Kopf onanierte, verabscheute ich mich, daß es so mit mir durchgegangen war. Ich weiß nicht, ob solche Heimlichkeiten so leicht durch ein »offenes« Gespräch von Mann zu Mann, durch ein aufklärendes Wort von Lehrer zu Schüler zum Beispiel, abzubauen sind. Es kommt sehr darauf an, wie der ist, der dieses offene Wort sagt. Wenn ein Erwachsener einem ganz locker zur Onanie rät, der selber vor Verklemmungen platzt, dann wird von der Botschaft nur soviel verstanden, daß Onanie zur Verklemmung führt. Meiner Freundin zeigte oder sagte ich nichts von solchen Regungen, an ihr liebte und förderte ich das Image der Zerbrechlichkeit und Verletzbarkeit, das mir erlaubte, meine eigene Verletzbarkeit zu verbergen. Wenn es einmal bei ihr »mit mir durchging«, ließ sie das passiv über sich ergehen und ich fühlte mich hinterher wie ein Wüstling. Ich bekam keine Antwort von ihr und war auch unfähig, sie zu fordern. So ging das jahrelang. Wir waren zärtlich, taten verliebt, auch wenn wir es gar nicht waren, wir klebten aneinander, ohne daß wir einander den Selbsthaß und den Haß auf den eigenen Körper abnehmen konnten, wir stellten uns gegenseitig auf einen Sockel und hatten Selbstmordgedanken. Erst nachdem wir uns getrennt hatten, erfuhr ich von ihr, daß sie lange Zeit nicht zum Orgasmus gekommen war und daß es ausgerechnet dann ging, wenn ich mich wie ein »Wüstling« benahm. Getrennt aber hatten wir uns nicht, weil wir uns nicht befriedigen konnten, sondern weil wir glaubten, nicht füreinander geschaffen zu sein, nicht die »ideale Frau« und der »ideale Mann« zu sein.

Es ist wirklich so, daß man Jahre vergeudet, nur weil man sich über die Natur des Bedürfnisses, das eine Beziehung zusammenhält oder sprengt, keine Klarheit verschafft. Später habe ich dann die Durchsetzung der mir unheimlichen und nicht recht akzeptierten Wünsche in lockeren Beziehungen gesucht. Ich habe momentanen Einfällen und Versuchungen nachgegeben und meine Phantasien, die sich im selben Maße verselbständigten, wie ich sie geheimhielt, teilweise eingeholt. Dabei habe ich die Erfahrung gemacht, daß ich nur dann eine Erfahrung machte, wenn ich meine Bedürfnisse genau so darstellte, wie sie gerade waren. Wenn ich also nicht seelische Verwandtschaft vortäuschte, wo ich nichts weiter als scharf war, oder sinnliches Verlangen, wo ich nichts weiter als Zärtlichkeit wollte. Vielen Mädchen erscheint es brutal, wenn man ihnen direkt sagt, was gerade mit einem los ist, was man gerade will. Aber viel brutaler finde ich es, wenn man bei einem Abenteuer, auf das man sich eingelassen hat, vorgibt, die »Frau des Lebens« zu suchen, um dann nach kurzer Zeit festzustellen, daß man sich merkwürdigerweise wieder einmal getäuscht hat. So macht man sich und den Partner unfähig, eine erwachsene und ernst-

hafte Liebesbeziehung einzugehen, man treibt Schindluder mit den eigenen und den fremden Gefühlen. Die Beziehungen fangen ebenso unklar an, wie sie aufhören.
Wenn ich von heute aus die Erfahrungen betrachte, die ich seit meiner Pubertät gemacht habe, dann ärgert mich am meisten diese häufige Vermischung von widersprüchlichen Empfindungen und Regungen, die dazu führt, daß man viele Erfahrungen gar nicht wirklich gemacht hat, sondern sie nur wiederholt hat. Es ist mir passiert, daß ich mit einem Mädchen schlafen wollte, nur weil sie einen ungeheuren Busen hatte. Ihr Busen war für mich in diesem Augenblick das Schönste und Begehrenswerteste auf der Welt.
Ich bat sie unter irgendeinem Vorwand um eine Verabredung, sie war einverstanden. Beim Essen fragte sie mich, warum ich sie eigentlich so unbedingt hatte treffen wollen. Ich redete mich heraus, ich wüßte auch nicht so genau warum, ich bildete mir ein, ich sei verliebt und sagte ihr das. Sie erzählte mir, daß sie ständig wegen ihres Busens angequatscht würde, ich versuchte, das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen. Aber sie kam immer wieder auf ihren Busen zurück, die Männer täten so, als bestünde sie nur aus Busen, ihr Onkel war deswegen einmal über sie hergefallen, ein Filmregisseur hatte sie angesprochen, ob sie nicht in einem deutschen Tarzanfilm eine Rolle übernehmen wolle, ihr Freund habe Schwierigkeiten, weil ihm der Busen zu groß sei, alles drehte sich immer und vor allem um ihren Busen. Ich verurteilte gemeinsam mit ihr diese geilen Böcke und fing schon an zu glauben, daß ich edlere Motive hätte. Wir unterhielten uns dann sehr gut über andere Dinge, sie hatte Lust, mit mir zu kommen. Als ich mit ihr und ihrem riesigen Busen allein war, bekam ich doch einen Schreck und dachte, ich bin verrückt. Der Reiz war schnell verbraucht, es war keine gute Nacht. Am anderen Morgen nach dem Frühstück kam meine Freundin. Wir standen zu dritt in der Küche und wuschen ab. Als ich die beiden Mädchen so nebeneinander sah, wünschte ich mir, daß sich ein Loch auftäte und mich verschluckte. Das Mädchen, mit dem ich die Nacht verbracht hatte, war groß und gewaltig, man konnte auf den ersten Blick sehen, warum ich sie mitgenommen hatte. Meine Freundin war zwei Köpfe kleiner, sie hatte fast gar keinen Busen und sah eher wie ein Knabe aus. Der Gegensatz, auf den ich meine in ihrer Einseitigkeit unvereinbaren Bedürfnisse gebracht sah, erschien mir so monströs, daß ich vor Scham einen roten Kopf bekam. Meine Freundin erfaßte die Situation sofort, sie nahm ein Handtuch und fing an, sich mit meinem Tarzanmädchen zu unterhalten, als wäre ich gar nicht da. Ich stand sprachlos zwischen den beiden am Spülbecken und war froh, daß ich nicht den Conferencier spielen mußte. Da die Szene meiner Freundin nicht so peinlich war wie mir, brauchte ich mich nicht zu verteidigen, ich konnte

mir meinen Schreck aneignen und fragen, wie es eigentlich soweit gekommen war, daß meine Bedürfnisse in so extreme Richtungen auseinanderschossen.
Später habe ich noch öfter ähnliche Fehler gemacht und ich fürchte, es waren weniger meine Einsichten und Schwüre als die Erfahrung der Wiederholung und Leere, die solche Wiederholungen hinterließen, daß ich immer weniger Lust dazu hatte. Und wenn ich jetzt nachts auf dem Nachhauseweg den zahllosen Männern begegne, die gerade wieder auf der Suche sind, dann ist mir nach einem Gruß zumute: Nur zu, keine Angst. Früher oder später kriegt ihr es schon satt, so durch die Gegend zu flippen. Und zwar desto früher, je weniger ihr euch und den Frauen vormacht. Das andere Gefühl, daß man niemanden liebt und von niemand geliebt wird, holt einen irgendwann ein. Nur ist es schwerer, diesem Gefühl nachzugeben, weil die Umsetzung weniger vom Zufall abhängt.
Wahrscheinlich ist die wichtigste Funktion solcher »lockeren Sexualbeziehungen« die Ausschaltung eines Risikos. Des Risikos, die »niedrigen« und auf Erniedrigung abzielenden sexuellen Wünsche einem Partner zu zeigen, der mich sehr gut kennt und den ich sehr gut kenne. Das Gefühl der Angst, des Selbsthasses, der Abhängigkeit, das mit der Äußerung solcher Bedürfnisse verbunden ist, läßt sich in einer lockeren Beziehung leicht in Unverbindlichkeit auflösen. In einer festen Beziehung erzeugt es neue Bindungen, neue Verletzbarkeiten, neue Spannungen. Vor allem die Angst, abgelehnt zu werden, abzustoßen oder selber abgestoßen zu werden. Warum, wenn es schon so mühsam war, einander zu akzeptieren, immer wieder von vorne anfangen? Diese Angst ist es wahrscheinlich, die für das Gefühl verantwortlich ist, man habe eben zu Sachen, zu denen man vielleicht mit einem neuen Partner Lust hätte, mit dem eigenen einfach keine Lust. Und über Lust zu diskutieren, macht einem selten Lust. Lust ist praktisch undiskutabel. Schon bilden sich starre, streng nach Rollen getrennte Verhaltensmuster aus, die Beziehung beginnt sexuell abzustumpfen, die zärtlichen Bindungen wachsen, und man braucht dreimal so lang, die Beziehung zu zerstören, wie man brauchte, sie aufzubauen. Gerade die Ausschaltung des emotionalen Risikos, das durch die Aufteilung der zärtlichen und der aggressiven sexuellen Strebungen auf die »omnipotente Geliebte« und die »mütterliche Ehefrau« erreicht wird, mindert die Lust herab. Jeder Mann, den der Weg seiner sexuellen Verirrungen einmal ins Puff geführt hat, hat dieselbe Erfahrung gemacht. Wenn ihn nicht einfach sexuelle Not dorthin getrieben hat, so war es der Wunsch, eine Seite von sich zu zeigen, die er vor seiner Frau oder Freundin sorgfältig geheim hält: der Wunsch, sich roh wie ein Tier zu zeigen, auf alle Zärtlichkeiten und alle Rücksichten zu verzichten, um die »höchste« Stufe der Befriedigung zu erreichen. Aber wenn er diesen Wunsch in die

Tat umsetzt, erfährt er, daß diese seine Vorstellung von der höchsten Befriedigung mit der geringsten tatsächlichen Befriedigung zusammenfällt. Der Preis, den die Prostituierte für die von ihr dargestellte Rolle der einen Sexualität übernimmt, ist das Geld des Mannes und die Verweigerung ihres Orgasmus. Sein Spaß ist nicht ihr Spaß, er widert sie sogar an. Also ist sein Bedürfnis widerlich, und in dieser Gestalt ist es das auch. Die Bestätigung seiner Männlichkeit ist gleichzeitig die vollständige Verleugnung seiner Männlichkeit. – »Die Prostitution muß abgeschafft werden!« Gut. Aber das hat, wenn es mehr ist als nur ein Verbot, Konsequenzen für die Sexualität in der Dauerbeziehung und in der Ehe. Oder wie hat Karl Marx das gemeint: Es gelte, den Widerspruch aufzuheben zwischen der Ehe, »welche eine Form des exklusiven Privateigentums ist«, und der Prostitution, »wo also das Weib zu einem gemeinschaftlichen und gemeinen Privateigentum wird«? (Karl Marx, *Pariser Manuskripte*, MEW, Ergänzungsband 1)
Ist damit nicht auch eine Aufhebung des Widerspruchs zwischen den sich in diesen Institutionen verschanzenden Bedürfnissen gemeint? In der sexuellen Unterwelt wird die Liebe auf den Sex reduziert, weil in der bürgerlichen Dauerbeziehung oder Ehe der Sex auf die sublimen Formen der Zärtlichkeit, Sicherheit, Geborgenheit reduziert wird.

15

Die Schwierigkeit für eine Dauerbeziehung heute, die nicht mehr im gleichen Maße wie früher durch äußere Zwänge zusammengehalten wird, besteht darin, sie durch die Erneuerung der Bedürfnisse, die sie tragen, zusammenzuhalten. Das ist nur möglich, wenn diese Bedürfnisse mit einer Radikalität herausgearbeitet werden, die früher nicht im gleichen Maße nötig war. Die Männer haben es vielleicht in der Erforschung der aggressiven Seite der Sexualität weiter gebracht als die Frauen. Aber mit der Entwicklung der entsprechenden emotionalen Fähigkeiten bleiben sie immer weiter zurück. Andererseits sind die Frauen dazu erzogen, diese emotionale Seite auszudrücken. Sie haben gelernt, sich »verletzt« oder »verstanden« zu zeigen, Zärtlichkeit auszudrücken oder Trauer, das Verhältnis »zusammen zu halten«. Wenn es aber darum geht, ein direktes sexuelles Bedürfnis, z. B. nach einem anderen Partner, zu äußern, sind es in der Regel die Männer, die das Bedürfnis anmelden, und die Frauen, die sich dadurch bedroht fühlen. Diese Rollenteilung ist für niemanden gut und sie läßt sich immer weniger aufrecht erhalten.
Es wird Zeit zu fragen: welche aufgeschobenen Ängste und Verletzbarkeiten verbirgt ein Mann hinter der Äußerung eines angeblich unaufschieb-

baren sexuellen Bedürfnisses? Welche Bedürfnisse verbirgt eine Frau hinter der Äußerung ihrer Verletztheit und ihrer Angst vor dem Verlust? Ist sie wirklich so bedroht, wie sie sich fühlt? Oder ist diese Äußerung der Angst nur ihre erlernte weibliche Art, ein aktives, nach außen gerichtetes Bedürfnis aufzuschieben? Und hat er wirklich die Lust auf eine andere, die er zu haben behauptet? Oder ist dieses Bedürfnis nur seine erlernte männliche Art, seine Verletzbarkeit, die er nicht gezeigt hat, als Stärke auszuspielen? Häufig werden ausgerechnet die Männer, die dabei den aktiven Part übernommen haben, dann viel schlechter mit ihren Gefühlen fertig als die Frauen, die die ganze Zeit gegen eine Trennung gearbeitet haben. Noch schlimmer, wenn eine Frau einen Mann verläßt. Dann ist er, in was für einer »Männlichkeit« eigentlich, so getroffen, daß er gleich für ein paar Jahre einen Knacks weg hat.
Ich glaube nicht, daß es ein richtiges Ziel ist, die Rollen einfach zu vertauschen. Wahrscheinlich muß die gesellschaftlich vorgeschriebene Geschlechterrolle bis zu einem gewissen Grad durchgespielt werden, damit sie kritisierbar wird. Ein Rollenverhalten, das aus Angst vor einem Rollenverhalten unterdrückt und gar nicht zum Vorschein gebracht wird, kann auch nicht überwunden werden.

Wie aber sollen die Männer lernen, ihre Verletzbarkeit auszudrücken, wenn auch noch der Kampf gegen den von den Männern erfundenen Kapitalismus von ihnen »unnachgiebige Härte« verlangt?
Das ist ein neues Kapitel. Das soll ein anderer schreiben.

Marie Marcks informiert

24 alltägliche Szenen.
Eine schlimmer als die
andere! 96 S. Kart. 10.80

allRaith

Wir trauen dem Mann
über 130!

480 S. 11.80

H.-D. Bamberg / M. Bosch
(Herausgeber)

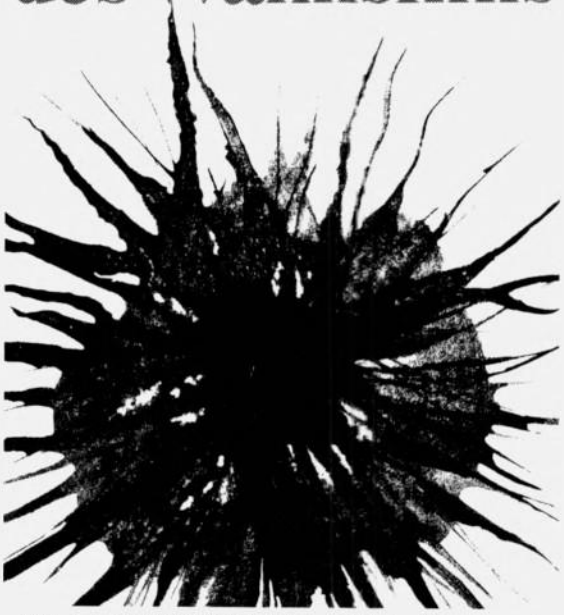
Politisches Lesebuch

für Arbeiter-innen
Schüler-innen
Lehrlinge

Sozialarbeiter, Gewerkschafter und progressive Lehrer

Raith Verlag Starnberg

Thomas S. Szasz Die Fabrikation des Wahnsinns



Eine vergleichende Untersuchung der Inquisition und der Psychohygiene-Bewegung. Aus dem Amerikanischen von Thomas M. Höpfner. Etwa 500 Seiten. Leinen ca. DM 58,–

Erscheint in diesen Tagen

Der Autor weist nach, daß die allmähliche Verwandlung des Hexereibegriffs in den Begriff der Geisteskrankheit der Verwandlung einer religiösen in eine wissenschaftliche Ideologie entspricht. Die Mittel der Verfolgung und die Verfolger haben sich geändert, doch die Jagd auf Unangepaßte dauert an.

bei Walter

128 Seiten. Kartoniert
DM 8,80

»Von dem vor allem, was sich aus dem mündlichen Überlieferten als Redensarten erhalten hat, zehrt die Schlagfertigkeit der Astelschen Kurzzeiler. Sie beißen sich dort fest, wo sich die Umgangssprache metaphorisch aufbläht, wo die Sprache nicht zur Sache kommt, sondern sich vor ihr drückt; wo alle wissen, was gemeint ist, wenn man etwas sagt, was man nicht so meint. Redensarten sind somit unbewußte Lügen, die sich bei richtigem Gebrauch ausgezeichnet zur Enttarnung der bewußten Lügen eignen.«
(Lothar Baier)

Luchterhand

Opel-Arbeiter über ihre Erfahrungen mit einem korrupten Gewerkschaftsapparat • Klassenkämpfe in Süddeutschland und der Streik bei John Deere • Streikchronik 1973 • Thesen zur Lage der Arbeiterjugend und Lehrlinge in Betrieb und Gewerkschaft • Gegenwehr zum Schulterror • Häuserkampf • Sozialistische Hochschulpolitik

Jahrbuch zum Klassenkampf 1973

Sozialistische Initiativen
im kapitalistischen Deutschland
Hrsg. Harald Wieser
192 Seiten DM 7.– (Abo: 6.–)

Rotbuch Verlag
Berlin 31
Jenaer Straße 9

Til Schulz
»Der Kampf als inneres Erlebnis«
Abenteuer des falschen Bewusstseins

Die von Marx vor mehr als hundert Jahren avisierte proletarische Revolution der hochentwickelten kapitalistischen Staaten hat nicht stattgefunden. Durch diese Tatsache wird der Status theoretischer Kritik betroffen. Die Gesellschaft weiterhin unter dem zusammenbruchstheoretischen Aspekt zu betrachten und auf die Selbstläufigkeit der proletarischen Revolution zu bauen, ist Theologie: »Revolution« wird so zum ersehnten Erscheinen des Messias. Solche Hoffnung auf den Messias mag gottgefällig sein, aber sie hilft nicht vom Fleck. Ihr theoretischer Widerschein läßt die gesellschaftliche Realität als so starr und unveränderbar erscheinen, wie die spätbürgerliche Ideologie sie in der Tat konzipiert. Gleichwohl ist es nicht nur ideologischer Schein, sondern korrekter Ausdruck bürgerlicher Immergleichheit, wenn wir heute im Gesicht von Herrschaft Züge »ewiger Wiederkehr« erblicken. Und solange diese Herrschaftsverhältnisse zementiert bleiben, kann man rechtens mit der bürgerlichen Anthropologie, wenn auch anderen Sinnes, von »*dem Menschen*« reden: dem der bürgerlichen Herrschaft unterworfenen Subjekt.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts trat an die Stelle der Geschichtsphilosophie, die auf dem bürgerlichen Fortschrittsbegriff gründete, zunehmend ein statischer »Irrationalismus«: Ontologie und Anthropologie. Sie sind ein Reflex der zur selben Zeit beginnenden und seit dem Ersten Weltkrieg massenhaft sich durchsetzenden Trennung von Besitz und Bildung. Die depossedierten und durch ihre Sozialisation vereinzelten Bürger entwikkelten eine Ideologie, die einerseits zwar »richtiges« Bewußtsein ihrer Lage, andererseits aber gerade deshalb durch imperialistische Herrschaft instrumentalisierbar war. Während die von aller »Kultur«, allen »liberalen Mystifikationen« entbundenen Inhaber von Produktions- und Machtmitteln den Gang der kapitalistischen Entwicklung weitertrieben, haben jene Depossedierten, Versprengten, Davongekommenen das »geistige« Bild des Jahrhunderts gestaltet. Ihre Lehre vom Menschen ist die des immer noch davonkommenden Bürgers.

Die marxistische Kritik an Ontologie und Anthropologie beruhte darauf, daß sie Gesellschaft als geschichtlich entstandene, geschichtlich werdende und veränderbare begriff, die Menschen also als das Subjekt der Geschichte. Das bürgerliche Denken, das diese Prämisse nicht akzeptierte,

konnte von starken Positionen aus bekämpft werden, solange die Erhebung der Massen, ihre Bereitschaft, ihr eigenes Schicksal zu gestalten, möglich und greifbar erschien. Ist aber die Veränderung verschoben auf den Nimmerleinstag der Revolution, so treten die Lehren vom Sein und vom Menschen wieder in ihre historischen Rechte ein: es wird legitim, von »dem Sein« und »dem Menschen« zu sprechen, ebenso von »der Masse« als dem Konglomerat atomisierter Individuen, das keine eigene politische Potenz, nur ein steuerbares politisches Potential darstellt.
Wie sehr aufgrund vorgegebener Verhältnisse auch heute noch existentialontologische und anthropologische Theorien praktische Verhaltens- und Wahrnehmungsstrukturen nicht bloß widerspiegeln, sondern auch prägen, versucht die folgende Darstellung zu zeigen. Wenn sie auf weite Strecken mit dem Mittel der Montage arbeitet, so soll damit zugleich das Stationäre jener Positionen zum Ausdruck gebracht werden.

I. Der Faschismus und die Massen – »Dem geheimen Deutschland«[1]

Die marxistische Theorie über den Faschismus besagt, daß diese spezifische Gesellschaftsformation auf dem Boden bürgerlicher Gesellschaft entstand, als Suspension liberaler Herrschaft zum Zwecke imperialistischer Expansion: den Monopolen wurde freie Bahn geschaffen, wie es Alfred Sohn-Rethel von seinem Aufsatz in den *Führerbriefen* (1932) an bis zu seiner jüngsten Publikation deutlich nachgewiesen hat.[2] Damit wird zwar die ökonomische Funktion des Faschismus erklärt, nicht aber das Versagen der kommunistischen Arbeiterparteien, das durch den Verweis auf die kleinbürgerlich verhetzten Massen nicht aus der Welt zu schaffen ist. Auch die von ehemals Frankfurter Autoren wie E. Fromm u. a. vorgelegte massenpsychologische Interpretation der Vorgänge, die zur Errichtung des Regimes des deutschen Faschismus führten, sind in dieser Hinsicht ungenügend: sozialpsychologische Daten werden hier zu Determinanten einer politischen Entwicklung, die als nicht aufhaltsam erscheint. So führt z. B. die Konstruktion eines autoritätsgebundenen Charakters, wie ihn Th. W. Adorno u. a. mit beachtlicher Suggestivkraft vorgestellt haben, notwendig zu reformistischen Konsequenzen: nicht die Gesellschaft soll verändert werden, sondern die Familie – das ist schlechter, weil von vornherein zum Scheitern verurteilter Antifaschismus.
Wilhelm Reich hat in der Originalfassung seiner *Massenpsychologie des Faschismus* gezeigt, wie die deutschen Nationalsozialisten schafften, was den deutschen Kommunisten eben nicht gelang: die Massen zu ergreifen. Sie knüpften an ihrer miserablen psychischen Verfassung, an ihren Vorurteilen, ihrer Sentimentalität an; die Propaganda der Faschisten stand im direkten Lebenszusammenhang derer, die sie ansprach, die sie mobilisieren

wollte und tatsächlich mobilisierte, d. h. für die Zwecke der Gangster in den politischen Apparaten und in den Monopolen einspannte. So wurde der latente Antikapitalismus der Massen als Antisemitismus instrumentalisiert und damit wirkungslos gemacht; die revolutionären Energien dieser Massen waren gerade gut genug, den Zweiten Weltkrieg in Gang zu setzen.

Was die Revolution in Deutschland hätte sein sollen, fand als Folge der Irrationalisierung der Massen und der Vernunft der Marxisten als Konterrevolution statt. Unter diesem Aspekt muß man sagen, daß der Faschismus qua Bewegung links war: eine revolutionäre Bewegung mit konterrevolutionärer Zielsetzung. Nur diese revolutionär-konterrevolutionäre Mobilisierung kann erklären, warum es Deutschland gelang, im Zweiten Weltkrieg solche Erfolge zu erzielen, die es nahelegen, diesen Krieg als »Volkskrieg« zu bezeichnen.

Die Interpretation dieser Vorgänge durch marxistische Theoretiker ist, von Ausnahmen abgesehen, kaum weniger hilflos als diejenige bürgerlicher Autoren. Spätestens seit Kautsky begann die marxistische Theorie, die doch die Dialektik in der geschichtlichen Wirklichkeit erkennen und aus dieser Kenntnis auf sie einwirken will, objektivistisch zu verarmen. Sie vertraute auf die »objektiven Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus« und die Mechanik des theoretischen Systems, das alles weiß und das Neue von vornherein einordnet. Georg Lukács etwa hat in seinem Buch *Die Zerstörung der Vernunft* die Ideologen des deutschen Imperialismus und Faschismus pauschal als »irrationalistisch« denunziert. Er tut das vom Standpunkt des orthodoxen Diamat aus, der *»uns wappnet mit der Kenntnis der Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung und des politischen Kampfes, mit der Kenntnis der Triebkräfte der Revolution«*[3]. Weder er noch die anderen Marxisten haben an den vorhandenen Eigenschaften und ideologischen Inhalten der Massen angeknüpft, sondern aus der revolutionären Theorie eine Applikationswissenschaft gemacht, die alles andere als revolutionierend wirkte. »Polemisch ließe sich der Umgang solcher Theoriebildung mit historischen Novitäten so charakterisieren: es werden kurzerhand theoretische Erklärungsmuster ausgesucht, gleichsam Präzedenzfälle, um sie dann zur Erklärung des historisch Neuen heranzuziehen, welches damit unter der Hand zu einem guten alten Bekannten wird, dem man fast freundschaftlich auf die Schulter klopfen möchte. Auch der Faschismus verliert seine Schrecken, ist er einmal als Neuauflage des Second Empire mißverstanden.«[4]

An den Erscheinungsformen des Faschismus wurde immer wieder festgemacht, was faschistisch sei: die Begeisterung der vordem vereinzelten Massen, ihre spontane Kollektivität, ihre kompromißlose Treue, ihr Vertrauen zu den Führern, zu einer Sache, ihre Bereitschaft, Gewalt anzu-

wenden und den Gegner zu schlagen. Alle diese Eigenschaften aber wurden immer sehr positiv gewertet, wenn es die von »fortschrittlichen« Massen waren; waren es »reaktionäre« Massen, dann galten dieselben Eigenschaften als faschistisch. Die Massen werden damit, nicht anders als bei den Faschisten, zum verfügbaren Potential der Weltgeschichte, wobei sich unversehens die bürgerliche Konzeption des ewig vereinzelten Individuums wieder einschleicht, jenes »Menschen«, der erst durch einen ihm fremden Willen politisch definiert wird.

Mit der Autorität der Kommunistischen Internationale ist nur einmal der Versuch gemacht worden, das, was ideologisch im Bewußtsein der proletarischen und der proletarisierten Massen vor sich ging, aufzugreifen: Karl Radek sagte 1923 anläßlich der Erschießung des nationalsozialistischen Freikorpskämpfers Leo Schlageter während der Ruhrwirren:
»*Wenn die Kreise der deutschen Faschisten, die ehrlich dem deutschen Volk dienen wollen, den Sinn der Geschicke Schlageters nicht verstehen werden, so ist Schlageter umsonst gefallen, und dann sollen sie auf sein Denkmal schreiben: Der Wanderer ins Nichts . . .*
Nur, wenn die deutsche Sache die des deutschen Volkes ist, nur wenn die deutsche Sache im Kampf um die Rechte des deutschen Volkes besteht, wird sie dem deutschen Volk tätige Freunde werben. Das stärkste Volk kann nicht ohne Freunde bestehen, destoweniger ein geschlagenes, von Feinden umgebenes Volk. Will Deutschland imstande sein zu kämpfen, so muß es eine Einheitsfront der Arbeitenden darstellen, so müssen die Kopfarbeiter mit den Handarbeitern sich vereinigen zu einer eisernen Phalanx. Die Lage der Kopfarbeiter erfordert diese Einigung. Nur alte Vorurteile stehen ihr im Weg. Vereinigt zu einem siegreichen, arbeitenden Volk wird Deutschland imstande sein, große Quellen der Energie und des Widerstandes zu entdecken . . . Wer in diesem Sinne den Kampf nicht vorbereitet, der ist fähig zu Verzweiflungstaten, nicht fähig aber zum wirklichen Kampf.
Dies hat die Kommunistische Partei Deutschlands, dies hat die Kommunistische Internationale am Grabe Schlageters zu sagen. Sie hat nichts zu verhüllen, denn nur die volle Wahrheit ist imstande, sich den Weg zu den tiefleidenden, innerlich zerrissenen, suchenden nationalen Massen Deutschlands zu bahnen . . .«[5]
Geantwortet darauf hat Ernst Niekisch, zwischen den Fronten stehend:
»*Die Nachkriegsjugend erfaßt die Situation und rüstet sich, deren Konsequenzen auf sich zu nehmen. Sie weiß sich ausgestoßen, unterdrückt, um ihr Lebensrecht geprellt; sie gerät in die Stimmung, daß sie ›nichts mehr zu verlieren habe als ihre Ketten‹. Sie trägt eine Haltung der Voraussetzungslosigkeit und Bindungslosigkeit zur Schau, die der älteren Generation*

Schrecken einflößt ... Sie will Umsturz ... Sie geht zu den extremen Parteien ... um Ernst zu machen. Sie sagt ›Sozialismus‹ und meint nicht das leere Lippenbekenntnis zur marxistischen Lehre, sondern den entschlossenen Aufstand gegen die bürgerliche Welt. Die Besitzlosigkeit ist ihr keine ausgesprochene wirtschaftliche Kategorie mehr; wer tiefer blickt, erkennt, wie diese Jugend beginnt, ihre Armut in eine Art preußischer Tugend umzudeuten: dem Kämpfer steht es wohl an, durch keine Habe belastet zu sein.«[6]

Hans Zehrer schrieb im selben Jahr (1931) in der Zeitschrift *Die Tat*, die sich um die Aufrüstung der deutschen Mittelschichten bemühte:

»*Gegen diese Vernunft* [des Liberalismus] *kann man zunächst nur einen neuen Glauben setzen, und ein Glaube kann sich nie dialektisch mit dem Gegner auseinandersetzen; folgt er ihm auf sein Gebiet, so wird er stets der Unterlegene sein ... Das Schwert ist das einzige Argument, das nicht in den Rahmen des liberalistischen Systems der Vernunft und der Diskussion paßt. Das Schwert und die Faust ... Ein neuer Glaube, ein neuer Mythos lösen das System des Liberalismus ab ...*

Die Sehnsucht nach diesem Einzelnen [dem Führer] *ist im Volk seit über einem Jahrzehnt vorhanden. Wir wollen uns doch nichts vormachen: wenn das erste scharfe, aber gerechte Kommandowort eines wirklich persönlichen Willens in das deutsche Volk hineinfahren würde, würde sich dieses Volk formieren und zusammenschließen ... und es würde befreit aufatmen, weil es den Weg wieder wissen würde.«*[7]

Die Einlösung dieser Voraussage ließ nicht auf sich warten. Gottfried Benn rühmte Anfang 1933:

»*Führer ist nicht der Inbegriff der Macht, ist überhaupt nicht als Terrorprinzip gedacht, sondern als höchstes geistiges Prinzip gesehen. Führer: das ist das Schöpferische, in ihm sammeln sich die Verantwortung, die Gefahr und die Entscheidung, auch das ganz Irrationale des ja erst durch ihn sichtbar werdenden geschichtlichen Willens, ferner die ungeheure Bedrohung, ohne die er nicht zu denken ist, denn er kommt ja nicht als Muster, sondern als Ausnahme ... Diesem Führer übergab sich nun in unserem Fall auch noch sukzessiv die Masse: in einem zehnjährigen, öffentlich geführten, vor aller Augen sich abspielenden Kampf haben sie gemeinsam das Reich erobert, keine Macht konnte sie hindern, keine Widerstände sie zurückhalten, es war überhaupt keine andere Macht mehr da –, auch hierin zeigt sich das Elementare, Unausweichliche, immer wieder um sich greifend Massive der geschichtlichen Verwandlung.«*[8]

»*In den Vernichtungsnächten des letzten Krieges erschütterte den Gliederbau der Menschheit ein Gefühl, das dem Glück der Epileptiker gleichsah. Und die Revolten, die ihm folgten, waren der erste Versuch, den neuen Leib in ihre Gewalt zu bringen. Die Macht des Proletariats ist der Grad-*

messer seiner Gesundung. Ergreift ihn dessen Disziplin nicht bis ins Mark, so wird kein pazifistisches Raisonnement ihn retten. Den Taumel der Vernichtung überwindet Lebendiges nur im Rausche der Zeugung.«[9]
So Walter Benjamin am Ende der *Einbahnstraße*. Noch 1930 hoffte er darauf, daß Millionen »*sich weigern werden, den nächsten Krieg als einen magischen Einschnitt anzuerkennen, vielmehr in ihm das Bild des Alltags entdecken und eben mit dieser Entdeckung seine Verwandlung in den Bürgerkrieg vollziehen werden in Ausführung des marxistischen Tricks, der allein diesem finsteren Runenzauber gewachsen ist*«.[10] Es waren aber die Hitleristen, die revolutionäre Energie, revolutionäres Handeln, revolutionäre Begeisterung mobilisierten. Die Massen waren bereit zu kämpfen, bis zu dem allerdings bitteren Ende in rauchenden Trümmern.
Ernst Jünger hat die Situation des März 1933 in seinem *Waldgang* an *einem* Fall klar beschrieben:
»*Ein Angriff gegen die Unverletzbarkeit, ja Heiligkeit der Wohnung zum Beispiel wäre im alten Island unmöglich gewesen, in jenen Formen, wie er im Berlin vom 1933 als reine Verwaltungsmaßnahme möglich war. Als rühmliche Ausnahme verdient ein junger Sozialdemokrat Erwähnung, der im Hausflur seiner Wohnung ein halbes Dutzend sogenannter Hilfspolizisten erschoß. Der war noch der substantiellen, der altgermanischen Freiheit teilhaftig, die seine Gegner theoretisch feierten. Das hatte er natürlich nicht aus seinem Parteiprogramm gelernt.*
Wenn wir nun ferner annehmen wollen, daß in jeder Berliner Straße auch nur mit einer solchen Falle zu rechnen gewesen wäre, dann hätten die Dinge anders ausgesehen . . .«[11]

II. Stadtguerilla und Waldgang

> »Der Reichtum echt anthropologischer Einsichten ist hier – wie in den Horoskopen, den chiromantischen, ja überhaupt esoterischen Schriften so oft – zum Erstaunen.«[12]

Die Probleme von damals haben sich durch beherztes Liegenlassen nicht erledigt. Seit der Mitte der sechziger Jahre finden wir uns wieder in einem »entschlossenen Aufstand gegen die bürgerliche Welt« und ihren Liberalismus, dessen konsequenteste Verfechter bislang die Vertreter des bewaffneten Kampfes waren.
Die Schriften der Roten Armee Fraktion, die inzwischen gesammelt vorliegen, vermitteln den Eindruck, als sei diese politische Gruppierung organisch aus der Radikalität der Studentenbewegung hervorgegangen. Fast verzweifelt wird der Anschein zu erwecken versucht, als sei man Teil einer Bewegung, die innerhalb der Legalität in Betrieben arbeite, Frauen organisiere, Häuser besetze etc., außerhalb der Legalität aber den bewaff-

neten Kampf führe. Dieses Selbstverständnis ist falsch. Die den bewaffneten Kampf führenden Gruppen repräsentieren nur sich selbst. Weder mit den unorganisiert kämpfenden antiautoritären Gruppen (»Spontis«) noch mit den Dogmatikern à la »KPD« haben sie mehr als Teile des Jargons gemeinsam.

In dem an theoretischer Einsicht bedeutendsten Buch *Bewaffneter Kampf in Westeuropa* wird überzeugend nachgewiesen, daß die schematische Vorstellung nahezu aller linken Gruppen, es gebe in der Politik ein Nacheinander von ökonomischem, politischem und bewaffnetem (militärischem) Kampf, verkehrt ist: wenn Politik wirkungsvoll betrieben werden soll, dann muß in ihr eine innige Verbindung aller drei Elemente herrschen, muß z. B. der Betriebskampf gewerkschaftliche Elemente, politische Interpretation, Bündnispolitik und auch Sabotage enthalten. Nur dann wird, wenn Polizeieinheiten einen Streik zerschlagen, auch sinnfällig, warum ein Fließband plötzlich kaputt ist.

Ein anderes ist die Geschichte und Praxis der RAF. Die Entscheidung so bedeutender Figuren wie Horst Mahler und Ulrike Meinhof, in den Untergrund zu gehen, ist keine taktische; als Apologeten und Propagandisten der RAF hätten sie dieser in der Legalität sehr viel nützlicher sein können. Ihre Entscheidung ist eine existentielle, sie gründet auf der Idee der totalen Verantwortlichkeit des Individuums.

»Der Mensch ist der, der er ist, eben in der Bezeugung des eigenen Daseins... Die Bezeugung des Menschseins und damit sein eigentlicher Vollzug geschieht aus der Freiheit der Entscheidung. Diese ergreift das Notwendige und stellt sich in die Bindung eines höchsten Befehls.« [12a]

»Handeln des Kriegers. Entschlossenheit in einmaligen Situationen, die nie absolut identisch wiederkehren, ist die Kraft zur Entscheidung unter dem Äußersten – Leben oder Tod... Im Äußersten wird offenbar, was ich eigentlich bin und vermag.« [12b]

»Es gibt keine unmenschliche Situation; nur durch die Furcht, die Flucht, den Rückgriff auf magische Verhaltensweisen würde ich über Unmenschliches entscheiden; *aber eine solche Entscheidung ist menschlich und ich würde die ganze Verantwortung dafür tragen. Außerdem aber ist die Situation die* meinige, *weil sie das Bild meiner freien Selbstwahl ist... Bin ich es nicht, der über den Feindseligkeitscharakter der Dinge und bis in ihre Unberechenbarkeit hinein dadurch entscheidet, daß ich über mich entscheide?«* [13]

Daß ein Stadtguerilla wirkungsvoller von einer formalen Legalität aus operieren kann, zeigt nicht nur eine realistische Überlegung, sondern auch das Beispiel der Tupamaros: ihre Köpfe operierten in der Legalität, von ihren Positionen in Wirtschaft, Polizei und Armee aus. Von einer Übernahme dieses oft beschworenen Modells durch die RAF kann kaum die

Rede sein, eher von einer in deutschen (anthropologischen) Traditionen wurzelnden Haltung, die Befriedigung darin findet, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun.

Die Notwendigkeit, aktiven bewaffneten Widerstand in der Form der existentiell motivierten Guerilla zu organisieren, hat Ernst Jünger schon vor mehr als zwanzig Jahren im *Waldgang* betont. Insofern ist er der bedeutendste Vorläufer der RAF. Wenn ihm heute vorgeworfen wird – etwa von den klugen Theoretikern des *Arguments* oder ähnlichen Vertretern intellektueller Aphasie –, daß diese Schrift insgeheim auf eine bloß nationalistische Widerstandsbewegung ziele, so kann man dem getrost zustimmen; es kommt nicht darauf an, was der Autor persönlich gewollt hat, sondern darauf, was wir von ihm lernen können. Kommunistischer oder pseudokommunistischer Purismus in der Art der DKP hilft uns nicht weiter.

Der Waldgang geht aus vom Bild der Wahl, von den 98 oder 99 Prozent, die in »totalitären« Staaten für die Einheitspartei bzw. eine der zugelassenen Parteien stimmen. (Dieses Bild gilt ebenso für die heutigen westlichen Massendemokratien, wo Stimmenthaltung nicht Widerstand, sondern Akklamation zum Bestehenden ausdrückt.) »*Nun würde aber bei hundert Prozent guter Stimmen der Terror sinnlos werden, man träfe nur noch Gerechte an.*«[14] Der Wähler, der mit Nein stimmt, ist tendenziell schon der Verbrecher; er ist die Feindfigur, die das System braucht. *Daß* das System ihn braucht, widerlegt nicht schon seine Haltung. Was immer sogenannte Kommunisten den Genossen von der RAF anlasten mögen: gäbe es nicht die RAF, so würde eine andere Gruppe gefunden werden, die das Feindbild der Genscher und Weyer füllt; harmlose kommunistische Existenzen wie die KPD/ML (Roter Morgen) mußten schon dafür herhalten, und die KPD der fünfziger Jahre war alles andere als gefährlich – dennoch wurde sie verboten und ihre Vertreter mußten in den Bau.

»*In solcher Lage wird die Bereitschaft winziger Minderheiten bedenklich sein, vor allem, wenn sie eine Taktik entwickeln. Daraus erklärt sich das riesenhafte Wachstum der Polizei. Die Ausweitung der Polizei zu Heeren wird auf den ersten Blick seltsam erscheinen in Reichen, in denen der Beifall so überwältigend geworden ist. Sie muß also ein Zeichen dafür sein, daß die Potenz der Minderheit im gleichen Verhältnis gewachsen ist. Das ist auch in der Tat der Fall. Von einem Mann, der . . . mit Nein stimmt, wird unter allen Umständen Widerstand zu erwarten sein, und dann besonders, wenn der Gewalthaber in Schwierigkeiten gerät . . .*«[15]

»Waldgänger« nennt Jünger denjenigen, der sich aus seiner persönlichen Freiheit heraus entscheidet, Widerstand zu leisten, der gleichnishaft in den Wald geht, welcher – wie Jünger betont – auch das dichtbesiedelte Viertel einer Großstadt sein kann. Es versteht sich, daß hier eine anthropologische

Konzeption des Menschen vorliegt, die mythologisch auf eine unzerstörbare Substanz im Menschen abhebt. Aber von ihr aus kommt Jünger wieder zu den erstaunlichen Einsichten, von denen Benjamin sprach; zum Beispiel, *»daß auf Konferenzen und Kongressen Beschlüsse gefaßt werden, die viel dümmer und gefährlicher sind, als es der Schiedsspruch des Nächsten, Besten wäre, den man aus einer Straßenbahn herauszöge«*.[16]

»Der Wahlspruch des Waldgängers heißt: Jetzt und hier – er ist der Mann der freien und unabhängigen Aktion.«[17] Das ist der Grund, warum der Stadtguerilla der RAF sich taktischen Kompromissen versagt – Moral und Politik gehen bei der existentiellen Entscheidung eine unlösbare Verbindung ein; einziges taktisches Kalkül ist die Existenz des Guerilla selbst: die Logistik wird zum Existential, das eigentliche Kampfziel fällt tendenziell damit zusammen: den übermächtigen Gegner zu vernichten und sich selbst zu behaupten, sind in der Erfahrung der Kämpfenden eins.
»Wald ist vor allem im Hinterland des Feindes selbst. Der Waldgänger steht nicht im Bann der optischen Täuschung, die den Angreifer als Nationalfeind sieht. Er kennt seine Zwangslager, die Schlupfwinkel der Unterdrückten, die Minderheiten, die ihrer Stunde entgegenharren. Er führt den kleinen Krieg entlang der Schienenstränge und Nachschubstraßen, bedroht die Brücken, Kabel und Depots ... Der Waldgänger verfügt nicht über die großen Kampfmittel. Aber er weiß, wie Waffen, die Millionen kosten, durch kühnen Ansatz zu vernichten sind. Er kennt ihre taktischen Schwächen, ihre Blößen, ihre Entzündbarkeit.«[18]
»Ohne die logistischen Probleme teilweise gelöst zu haben, ohne sich selbst bei der Lösung logistischer Probleme kennengelernt zu haben, ohne in kollektiven Lernprozessen kollektive Arbeitsprozesse eingeleitet zu haben, wird der Ausgang von Aktionen technisch, psychisch und politisch dem Zufall überlassen.«[19]
»Es ist schon ungemein wichtig, den Bedrohten an den Gedanken zu gewöhnen, daß der Widerstand überhaupt möglich ist – ist das begriffen, dann wird mit einer winzigen Minderheit die Erlegung des gewaltigen, doch plumpen Kolosses möglich sein.«[20]
»Ich denke nicht daran, mich zu stellen. Kein Typ von der RAF denkt daran, sich zu stellen ... Erfolgsmeldungen über uns können nur heißen: verhaftet oder tot. Die Stärke des Guerilla ist die Entschlossenheit jedes einzelnen von uns. Wir sind nicht auf der Flucht ... Wenn der Preis für unser Leben oder unsere Freiheit der Verrat am antikapitalistischen Kampf ist, so ist dazu zu sagen: wir zahlen ihn nicht.«[21]
»Oder sollten Strömungen unserer Zeit doch schon so reißend geworden sein, daß niemand mehr versteht, wie wir das Leben geringer achten konnten als eine Idee? Ich kann es nicht glauben.«[22]

»Die Erkenntnis des Hauptwiderspruchs in den Metropolen läßt nur eine revolutionäre Schlußfolgerung zu: Die Fesseln der bürgerlichen Produktionsverhältnisse sprengen, den Faschismus vernichten, die Banker enteignen, den bürgerlichen Staat, den vom Finanzkapital beherrschten Staat der sozialliberalen Koalition, den westdeutschen Imperialismus zerschlagen. Das heißt: Die Rote Armee aufbauen! Heute noch!«[23]

»Es geht um den Menschen. *Und die Entscheidung darüber, wohin es geht und wie lange es dauert, fällt in jedem Einzelnen selbst, nirgends sonst!«*[24]

»Petra, Georg und Tommy stehen für eine andere Linke – wir brauchen uns nicht zu schämen. Die RAF lebt! Der Kampf geht weiter. Habt Mut zu kämpfen! Habt Mut zu siegen! Alles für den Sieg im Volkskrieg!«[25]

III. Der Kampf als inneres Erlebnis

»Du kauerst zusammengezogen einsam in deinem Erdloch und fühlst dich einem unbarmherzigen, blinden Vernichtungswillen preisgegeben. Mit Entsetzen ahnst du, daß deine ganze Intelligenz, deine Fähigkeiten deine geistigen und körperlichen Vorzüge zur unbedeutenden, lächerlichen Sache geworden sind. Schon kann, während du dies denkst, der Eisenklotz seine sausende Fahrt angetreten haben, der dich zu einem formlosen Nichts zerschmettern wird ...

Dabei ist es dunkel. Du mußt alle Kraft zum Aushalten aus dir allein schöpfen. Du kannst nicht einmal aufstehen ... Du wirst nicht ermutigt durch einen Freund ... Du weißt, wenn es dich trifft, wird kein Hahn nach dir krähen.

Ja, warum springst du nicht auf und stürzt in die Nacht hinein, bis du in einem sicheren Gebüsch wie ein erschöpftes Tier zusammenbrichst? Warum harrst du noch immer aus? ... Du beißt die Zähne zusammen und bleibst.«[26]

»Zwei Leute sitzen im Frankfurter ›Café Westend‹. Sie werden observiert, weil sie unter dem Verdacht stehen, der RAF anzugehören. Eine Hetzjagd beginnt. Quer durch das Frankfurter Westend. Die Jäger sind: Observierungsfahrzeuge, BFV-Bullen, Fahnder der Bundessicherungsgruppe, der Sonderkomission Baader-Meinhof, LFV-Bullen, BKA-Bullen, LKA-Bullen, das einheimische 18. K (Politische Polizei) und die üblichen Streifenwagen. Die beiden Genossen werden gejagt. Sie werden beschossen: Vier Schüsse allein hat der Exekutivfahnder der Soko, Michael Simons, nach eigener Aussage abgegeben, aus nächster Nähe. Die Genossen stolpern, fallen – und entkommen.«[27]

»Schlimmer als die schnellen Stunden offener Feldschlacht war diese ewige Bereitschaft, das Auf-der-Lauer-Liegen, Anspannung aller Sinne, Erwar-

tung mörderischen Begegnens, während Wochen, Monate versickerten.«[28] Der Kampf wird nur als inneres Erlebnis durchgehalten; er reduziert die ideologischen und philosophischen Gehalte, die begründen, warum man kämpft, auf Existentiale. Nur wer diese elementare zweite Natur erfährt, kann kämpfen, kämpft. Die echte Kampfsituation – diejenige, wo es um Leben und Tod geht – reduziert das, worum man kämpft, auf schablonenhafte Umrisse. Die Angst, nicht zu überleben, ist keine metaphysische, sie ist konkret. Sie bezieht sich auf die reale Munition, mit der auf einen geschossen wird, auf den realen Gegner, seien es Jüngers Engländer oder die Exekutionskommandos bundesdeutscher Polizei; sie bezieht sich auch auf die schweigenden Mordversuche in den Toten Trakten, die Isolationsfolter in den Gefängnissen und Zuchthäusern. Selbst dort noch gibt es persönlichen Widerstand, nicht mehr die Anonymität und Ohnmacht in der totalen Liquidation der Vernichtungslager. *»Mit dem Mord an Millionen durch Verwaltung ist der Tod zu etwas geworden, was so noch nie zu fürchten war. Keine Möglichkeit mehr, daß er in das erfahrene Leben der Einzelnen als ein irgend mit dessen Verlauf Übereinstimmendes eintrete. Enteignet wird das Individuum des Letzten und Ärmsten, was ihm geblieben war«*[29] – des eigenen Erlebens seiner Vernichtung, das nur dem Kämpfenden gewährt ist.

Die Selbstbehauptung des sich als historisches Subjekt setzenden Individuums erfüllt sich im Selbstopfer. Das von der bürgerlichen Anthropologie beschworene autonome Individuum, das nach dem Bild des freien Unternehmers geformt wurde, als dieser schon von der historischen Bühne abtrat, konnte seit der Jahrhundertwende nur noch als fiktiver oder aber selbstmörderischer Heroismus eingelöst werden. Daß diese von den bürgerlichen Bildungsinstitutionen tradierte, von der spätkapitalistischen Gesellschaft aber desavouierte Idee nicht einfach ausstarb, dafür sorgte die Gesellschaft selbst: sie brauchte die (abrufbare) Opferbereitschaft ihrer Mitglieder. Ohne sie wäre das rauschhafte Erlebnis des Ersten Weltkrieges sowenig denkbar gewesen wie der faschistische »Aufbau«. Die existentialistische Anthropologie hat mit ihrem Begriff vom »Sein zum Tode« diese als Entschlossenheit mißverstandene Verfügbarkeit verklärend und doch präzis bezeichnet – ohne freilich zu sehen, daß diese Idee eine potentiell systemsprengende Kraft besitzt, dann nämlich, wenn die Opferbereitschaft sich einem systemfeindlichen »Gewissen« (Uberich, Führer, ZK) unterstellt, das die psychischen Dispositionen des Bürgers für sich ausbeutet.

»Die Frage nach dem Ganzseinkönnen ist eine faktisch existentielle. Das Dasein beantwortet sie als entschlossenes . . .

Die vorlaufende Entschlossenheit ist kein Ausweg, erfunden, um den Tod zu ›überwinden‹, sondern das dem Gewissensruf folgende Verstehen, das

dem Tod die Möglichkeit freigibt, der Existenz des Daseins mächtig *zu werden ... Das als Sein zum Tode bestimmte Gewissen ›haben‹ wollen bedeutet auch keine weltflüchtige Abgeschiedenheit, sondern bringt illusionslos in die Entschlossenheit des ›Handelns‹ ...*
Mit der nüchternen Angst, die vor das Vereinzelte Seinkönnen bringt, geht die gerüstete Angst vor dieser Möglichkeit zusammen.«[30]
Das ist verschroben ausgedrückt, aber die Verschrobenheit des Stils spiegelt die der Verhältnisse wider. Wer sich dazu entschließt, ausgerechnet heute den bewaffneten Kampf aufzunehmen, muß in seinem Politisierungsprozeß eine »vorlaufende Entschlossenheit« feststellen, die ihn zum »Handeln« zwingt. Ob sich dabei die Überich-Instanzen als Teil der persönlichen Biographie oder eines theoretischen Gebäudes darstellen, ist in diesem Zusammenhang unerheblich. Das »als Sein zum Tode bestimmte Gewissen« ist ohnehin mehr eine anthropologische als eine psychoanalytische Kategorie. Unerheblich ist weitgehend auch, welcher Couleur die theoretische Orientierung ist: die existentielle Entschlossenheit sprengt nicht den Rahmen spätbürgerlich-anthropologischer Möglichkeiten, sie bleibt auf dem geschichtlichen Boden, der *das* Sein, *den* Menschen (*den* Kämpfenden), *die* Massen (*das* Volk) generiert und Widerstände immer nur als äußere (*der* Feind, *der* Machtapparat etc.) ins Blickfeld treten läßt.
»Wenn der Sozialismus unwahrscheinlich ist, bedarf es der umso verzweifelteren Entschlossenheit, ihn wahr zu machen. Was ihm entgegensteht, sind nicht die technischen Schwierigkeiten der Durchführung, sondern der Machtapparat der Herrschenden.«[31]
»Eine geschichtliche Verwandlung wird immer eine anthropologische Verwandlung sein. In der Tat, jede politische Entscheidung, die heute fällt, ist eine Entscheidung anthropologischer und existentieller Art ... Bis vor kurzem war der Mensch ein Vernunftwesen und sein Hirn der Vater aller Dinge, heute ist er ein metaphysisches Wesen, abhängig und von Ursprung und Natur umrahmt ... Bis vor kurzem war er gut und selber von lauter guten Pazifisten individueller und nationaler Art umgeben, heute wird er groß durch den Begriff des Feindes, nur der bildet sich, der Feinde sieht ...«[32]
»Die revolutionäre Karriere führt nicht über Bankette und Ehrentitel, über interessante Forschungen und Professorengehälter, sondern über Elend, Schande, Undankbarkeit, Zuchthaus ins Ungewisse, das nur ein fast übermenschlicher Glaube erhellt ... Stammt das ›höhere Niveau‹ der bürgerlichen Kritiker, ihr feineres moralisches Gefühl nicht zum Teil aus ihrer Fernhaltung vom wirklichen politischen Kampf? Wäre aber diese Fernhaltung als allgemeine Maxime nicht das Todesurteil der Freiheit? Haben die Menschen mit ›höherem Niveau‹ Grund, jene zu verdammen, die wirklich im Kampf stehen?«[33]

Angesichts der bürgerlichen Herrschaft als einer quasi-ontologischen, angesichts des Mangels an Anzeichen dafür, daß das Proletariat als Klasse sich anschickt, seine Ketten zu zerbrechen, angesichts des Fehlens der geringsten Sicherheit, daß die erstrebte Revolution in absehbarer Zeit kommt, sind die Verkehrsformen des bewaffneten Kampfes heute, ist erst einmal die existentielle Entscheidung getroffen, notwendig irrational, bestimmt durch die Grundformel *Freund-Feind.*

Diese Unterscheidung stammt in ihrer Prägnanz von Carl Schmitt. »*Was Hitler im Instinkt hatte, das erfaßte Schmitt mit der Schärfe seines Verstandes: daß sich nämlich Deutschland in einer Klassenkriegssituation befand. Vom Boden dieser Erkenntnis her erschienen plötzlich alle Begriffe und Ideen, die wissenschaftlichen, philosophischen, künstlerischen ebenso wie die unmittelbar politischen, in einem ganz neuen Licht – sie waren getarnte Bürgerkriegswaffen, sie waren Verkleidungen des Bürgerkriegswillens. Es war ungewöhnlich, wie hier ein bürgerlicher Gelehrter die Begriffe nicht mehr auf ihre sachlich-inhaltliche, geistig-abstrakte Bedeutung hin, sondern allein nach ihrem politisch-bürgerkriegsmäßigen Hintersinn befragte ... In seiner wirkungsreichsten Schrift ›Der Begriff des Politischen‹ definierte er das Politische als Freund-Feind-Unterscheidung ... Einen Augenblick schwankte er, zu welcher Front er sich praktisch schlagen solle. Er las Marx und auch Lenin ...*«[34]

»*Von den Menschen im Ernst zu fordern, daß sie Menschen töten und bereit sind zu sterben, damit Handel und Industrie der Überlebenden blühe oder die Konsumkraft der Enkel gedeihe, ist grausam und verrückt ... Der Krieg, die Todesbereitschaft kämpfender Menschen, die physische Tötung von anderen Menschen, die auf der Seite des Feindes stehen, alles das hat keinen normativen, sondern nur einen existentiellen Sinn und zwar in der Situation des wirklichen Kampfes gegen einen wirklichen Feind, nicht in irgendwelchen Programmen, Idealen oder Normativitäten.*«[35]

»*Nun aber, meine Herren, werfen Sie noch einen Blick auf den Vertreter hinter dem Ladentisch, der sich mit Tabellen um Sie bemüht, wie er dasteht in der Fülle seiner Gedankenwelt; doch sehen Sie, krümmt er sich nicht, hat er nicht etwas im Gedärm? Hat sich etwa bei ihm der Biß in den Apfel der Erkenntnis, von einem harmlosen Mesopotamier unter günstigeren hygienischen Bedingungen vor mehreren Jahrtausenden vorgenommen, zu einer schweren Obstvergiftung entwickelt?*«[36]

»*Entweder sie sind ein Teil des Problems oder sie sind ein Teil der Lösung. Dazwischen gibt es nichts. Die Scheiße ist seit Dekaden und Generationen von allen Seiten untersucht und begutachtet worden. Ich bin lediglich der Meinung, daß das meiste, was in diesem Land vor sich geht, nicht länger analysiert werden braucht – sagt Cleaver.*«[37]

IV. Verfolgung und Paranoia – »To the happy few«[38]

> »Man muß den Typus des Verfolgers im Auge behalten, nicht die Art der Parteiungen. Die Parteien wechseln und die Verfolgung bleibt. Die Justiz folgt der Politik wie die Geier den Heerzügen. Mutig sind alle gegen den, der am Boden liegt.«[38a]

Peter Brückner hat die Aktionen und das Verhalten solcher Gruppen wie der RAF und des SPK als unter Bedingungen der *Exterritorialisierung* verlaufend begriffen und so deren Situation genauer beschrieben als jene, die nur »die Sozialpsychologie des linken Ghettos« konstatieren, »wenn Gruppen, die vielleicht hundert Mitglieder haben, auf eine Gruppe von fünfzig herunterschauen und sie verächtlich als Einzelkämpfer oder selbsternannte Avantgarde zu disqualifizieren suchen«.[39]

Der Ausdruck »linkes Ghetto«, der die legalen und illegalisierten Gruppen gleichmäßig erfassen soll, ist zu unpräzise; durch die Verfolgung und die Distanzierungen gerade der linken Gruppen sind die RAF und das SPK gesellschaftlich ausgebürgert worden, und durch diese Ausbürgerung wird ihr Verhalten geprägt. Unter Bedingungen brutaler Verfolgung, die Tötungshemmungen nicht mehr kennt – siehe Georg von Rauch, Petra Schelm, Thomas Weißbecker, Ian Macleod und die entsetzlich vielen Unbekannten – ergibt sich faktisch und psychisch für die Agierenden dieser Gruppen etwas, das als *totale Mobilmachung* zu bezeichnen ist.

Diesen Ausdruck finden wir einerseits bei Ernst Jünger im Jahre 1930, der dabei wohl eine nationalistische bzw. nationalbolschewistische Konzeption des später so genannten »*Volkskrieges*« im Auge hatte, den er schon in den Materialschlachten und im Grabkampf der Jahre 14/18 angelegt sah: »*Wer hätte gedacht, daß diese Söhne eines materialistischen Geschlechts den Tod mit solcher Inbrunst begrüßen könnten?*«[40]

Andererseits finden wir den Terminus »total mobilization«, der wohl deckungsgleich ist, in dem Buch *Neurotic Styles* des amerikanischen Analytikers Shapiro (1965), wo er der Beschreibung des paranoiden Charakters dient. Mit seiner Hilfe kann die psychische Situation derer umgrenzt werden, für die – unter Bedingungen der Verfolgung – Paranoia primär nicht abweichendes Verhalten, sondern realitätsadäquate Reaktion ist. Psychotherapeutische und psychoanalytische Kategorien erfassen »abweichendes« Verhalten ohnehin nur aus der Perspektive der Normalität, die durch die bürgerliche Gesellschaft gesetzt und durch die bürgerliche Anthropologie bekräftigt wird. Die Abweichungen definieren die Norm nicht nur, sie sind in Wahrheit ihr Begriff. Erst in der Neurose und Psychose kommt der Bürger zu sich selbst, wird die anthropologische Lehre vom Menschen ganz eingelöst.

»*Paranoia – Chronische Psychose, die durch einen mehr oder weniger gut*

systematisierten Wahn, die Prädominanz der Interpretation, das Fehlen von Intelligenzabnahme charakterisiert ist und im allgemeinen nicht zur Vernichtung der Persönlichkeit führt.
Freud ordnet nicht nur den Verfolgungswahn, sondern auch die Erotomanie, den Eifersuchtswahn und den Größenwahn in die Paranoia ein.«[41]
»Die spezielle Kombination von Introjektion und Projektion, die wir hier als Identifizierung mit dem Angreifer bezeichnen, gehört . . . so lange dem normalen Leben an, solange das Ich sich ihrer im Kampf mit den Autoritätspersonen, also in der Auseinandersetzung mit seinen Angstobjekten bedient . . . Die Verkehrung ins Gegenteil, in diesem Fall von Liebe in Haß, vervollständigt dann die Leistung von Introjektion und Projektion und bringt den Aufbau paranoider Wahnbilder zustande.«[42]
Der Paranoide lebt in der Erwartung der kommenden Katastrophe, des *Ernstfalles* (»Sein zum Tode«). Überraschungen vermeidet er, indem er sie antizipiert. Primär ist sein Argwohn. Er hat ein festgefügtes Weltbild mit vorgeprägten Erwartungen. Er sucht nach Bestätigung und Wiederholung seiner Erwartungen. Wie beim paranoiden Machthaber jeder der potentielle Konspirateur sein kann, so ist beim Verfolgten jeder der potentielle Spitzel, Verräter.
»Verräter müssen aus den Reihen der Revolution ausgeschlossen werden. Toleranz gegenüber Verrätern produziert neuen Verrat. Verräter in den Reihen der Revolution richten mehr Schaden an, als die Polizei ohne sie anrichten kann.«[43]
»Der Begriff des Verräters kommt aus dem ewigen Vorrat kollektiver Repression, gleichgültig welcher Farbe. Das Gesetz verschworener Gemeinschaften ist die Unwiderruflichkeit; darum wärmen Verschwörer gern den mythischen Begriff des Eides auf. Wer anderen Sinnes wird, ist nicht nur ausgestoßen sondern härtesten moralischen Sanktionen ausgesetzt.«[44]
»Wer niemals am bruder den fleck für den dolchstoß bemaß/Wie leicht ist sein leben und wie dünn das gedachte/Dem der von des schierlings betäubenden körnern nicht aß/O wüßtet ihr wie ich euch alle ein wenig verachte.«[45]
»Vielleicht ist es nützlich, schon hier auf die Bedeutung von Komplotten für den Paranoiker hinzuweisen. Konspirationen oder Verschwörungen sind bei ihm auf der Tagesordnung, man ist sicher, auf alles zu stoßen, das auch nur entfernt ähnlich klingt. Der Paranoiker fühlt sich umstellt. Sein Hauptfeind wird sich nie damit begnügen, ihn allein anzugreifen. Er wird immer eine gehässige Meute gegen ihn aufzuregen suchen und sie im richtigen Augenblick auf ihn loslassen . . .«[46]
Die Einstellung der Gruppe gegenüber dem Verräter wird praktisch identisch mit der Haltung, die die Gesamtgesellschaft ihr selbst gegenüber

zeigt – und umgekehrt. Man denke nur an die kollektive Hysterie, die, staatlich geschürt, nach den – wirklichen oder angeblichen – Aktionen der RAF ausbrach, die Bevölkerung zur »Meute« machte, die den Feind jagte. *»Die zur Meute gehörigen halten sich erst versteckt, sie können überall sein. Sie stellen sich harmlos und unschuldig, als wüßten sie nicht, worauf sie lauern. Aber die durchdringende Geisteskraft des Paranoikers vermag es, sie zu entlarven. Wo immer er hingreift, zieht er einen Verschworenen heraus . . .«*[47]

Die Wahrnehmung des Paranoiden ist gleichsam überzüchtet und zur selben Zeit von einer überwachen, übergenauen Selektivität. Er übersieht kein Detail, sondern prüft es sorgfältig – es wird in das System eingebaut. Shapiro erzählt, daß ein Patient aus einem 4 Meter entfernten Bücherstapel das *eine* Buch erkannte, das mit seinem Wahnsystem in Beziehung stand, und dann sagte: »Zufällig sah ich gerade in diesen Büchern . . .«[48] Die subtilste Asymmetrie eines Rorschach-Tintenkleckses entgeht ihm nicht – im Gegensatz zu dem erfahrenen Tester, der ihn auswendig zu kennen meint.

Das Problem besteht bei den klinischen Patienten darin, daß sie gleichzeitig in ihrer Wahrnehmung absolut richtig und in ihrer Deutung absolut falsch verfahren. Charakteristisch ist die Unbeeinflußbarkeit; gegen die Logik der Paranoia als eines geschlossenen Systems ist nicht zu argumentieren. *»Was Ihr Liberalismus nennt, ist in Wirklichkeit die reformistische Seite des Faschismus«*, heißt es in einem Beitrag der IZRU.

Wer nicht für uns ist, ist wider uns: das ist die Maxime der Moskauer Prozesse: *»In konkreteren Worten: die Kontingenz der Zukunft und die Rolle der menschlichen Entscheidungen in der Geschichte machen politische Divergenzen irreduzibel und List, Lüge und Gewalt unvermeidlich . . .«*[49] Das Verhalten und die Argumentation werden stereotyp; subjektives Erleben wird reduziert und findet nur noch in den vorgeprägten Erwartungsmustern statt; diejenigen, die aus der Krankheit eine Waffe machen wollten, machten aus der Waffe eine Krankheit.

»Da sind die Unbedenklichen, die niemals zweifeln.
Ihre Verdauung ist glänzend, ihr Urteil ist unfehlbar.
Sie glauben nicht den Fakten, sie glauben nur sich. Im Notfall
Müssen die Fakten dran glauben. Ihre Geduld mit sich selber
Ist unbegrenzt. Auf Argumente
Hören sie mit dem Ohr des Spitzels.«[50]

Diejenigen, die den bewaffneten Kampf nicht führen, sondern stattdessen propagieren, die man sozusagen eine »Gesellschaft der Freunde des bewaffneten Kampfes« nennen könnte, haben die paranoiden Verhaltensweisen, die andere gezwungen waren zu entwickeln, mit der Übersensitivität der partiell Exterritorialisierten bereits antizipiert; die Ausbürgerung

wird von ihnen freiwillig, ohne den Zwang der Verhältnisse vollzogen; das Stadium des bewaffneten Kampfes wird übersprungen, stattdessen werden seine Folgeerscheinungen, Isolation und verselbständigte Paranoia, adaptiert. Alle Affekte des vermeintlich oder echt Kämpfenden reduzieren sich auf die Bezugsgruppe:

»*Längst hatte der Kampf sein Außerordentliches verloren: er war Zustand geworden, ein Element, mit dessen Erscheinungen wir uns abgefunden hatten wie mit denen des Himmels und der Erde. Unser früheres Leben war uns nur noch ein dumpfer Traum, mit dem wir immer mehr den Zusammenhang verloren ... Die wenigen von uns, die sich darüber klar waren, wußten wohl, daß die dahinten sie nie verstehen würden.*«[51]

So wird, in der sozialen Exterritorialität, die soziale Normalität wieder hergestellt. Die dahinten können einen zwar nicht verstehen, aber man versteht auch sie nicht mehr. Der Kampf, zum Alltag geworden, ist sich selbst genug: er bewirkt und verändert nichts mehr. Er bestätigt das Immergleiche der bürgerlichen Herrschaft. »Das alltägliche Sein zum Tode ist als verfallendes eine ständige Flucht vor ihm.«[52]

Nachweise

1 Motto des Buches *Kaiser Friedrich II* von Ernst Kantorowic, Berlin 1927.
2 Vgl. Alfred Sohn-Rethel, »Die soziale Rekonsolidierung des Faschismus«, in *Kursbuch 21*, 1970, S. 17 ff., und *Ökonomie und Klassenstruktur des deutschen Faschismus*, Frankfurt 1973.
3 *Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki). Kurzer Lehrgang*, Berlin 1945, S. 4.
4 Wolfgang Pohrt, »Theorie des Gebrauchswerts«, unveröffentl. Mskr., Frankfurt 1973, S. 25.
5 Karl Radek, »Leo Schlageter, der Wanderer ins Nichts«, Rede vor der erweiterten Exekutive der Kommunistischen Internationale am 20. Juni 1923, zit. nach Harry Pross, *Die Zerstörung der deutschen Politik*, Frankfurt 1959, S. 343.
6 Ernst Niekisch, *Hitler, ein deutsches Verhängnis*, zuerst Berlin 1931, jetzt in ders., *Politische Schriften*, Köln/Berlin 1966, S. 43 f.
7 Hans Zehrer, zitiert nach Siegfried Kracauer, »Der Aufstand der Mittelschichten«, in ders., *Das Ornament der Masse*, Frankfurt 1963, S. 85, 89.
8 Gottfried Benn, »Züchtung«, in ders., *Der neue Staat und die Intellektuellen*, Stuttgart/Berlin 1933, S. 154.
9 Walter Benjamin, »Einbahnstraße«, *Ges. Schriften* Bd. IV, 1, Frankfurt 1972, S. 148.
10 Walter Benjamin, »Theorien des deutschen Faschismus«, *Ges. Schriften* Bd. III, Frankfurt 1972, S. 250.
11 Ernst Jünger, *Der Waldgang*, Frankfurt 1951, S. 108 f.
12 Walter Benjamin, a.a.O., S. 253.
12a Martin Heidegger, *Hölderlin und das Wesen der Dichtung*, München 1937, S. 6.
12b Karl Jaspers, *Von der Wahrheit* (1947), München 1958, S. 340.

13 Jean-Paul Sartre, *Das Sein und das Nichts*, Hamburg 1952, S. 346.
14 Jünger, a.a.O., S. 14.
15 Ebda. S. 30 f.
16 Ebda. S.
17 Ebda. S. 98.
18 Ebda. S. 112.
19 *Bewaffneter Kampf. Texte der RAF*, Utrecht 1973, S. 168.
20 Jünger, a.a.O., S. 125.
21 Andreas Baader, Brief an dpa, aus: R. Rauball (Hrsg.), *Die Baader-Meinhof-Gruppe*, Berlin/New York 1973, S. 233.
22 Ernst Jünger, *In Stahlgewittern*, Berlin 1925, S. XII.
23 Astrid Proll, Rede vor Gericht, Frankfurt 1973 (unveröffentl. Mskr., S. 19).
24 »Wohin treiben wir?« Programmaufsatz der *Tat*, 1931; zit. nach Kracauer, a.a.O., S. 95.
25 Horst Mahler, Rede vor Gericht, in Schily/Ströbele, *Plaidoyers einer politischen Verteidigung*, Merve Arbeitspapiere Nr. 11, Berlin 1973, S. 141.
26 Jünger, *In Stahlgewittern*, a.a.O., S. 162.
27 Rote Hilfe, »Die RAF-Prozesse in Sindlingen«, in *Diskus 5*, Frankfurt 1973, S. 14.
28 Ernst Jünger, »Der Kampf als inneres Erlebnis«, in ders., *Werke* Bd. 5, Stuttgart o. J., S. 31.
29 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, Frankfurt 1966, S. 353.
30 Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, Halle 1932, S. 309 f.
31 Heinrich Regius (d. i. Max Horkheimer), *Dämmerung*, Zürich 1934, S. 65.
32 Gottfried Benn, a.a.O., S. 154 f.
33 Regius, a.a.O., S. 74 f.
34 Ernst Niekisch, *Das Reich der niederen Dämonen*, Hamburg 1953, S. 198 f.
35 Carl Schmitt, *Der Begriff des Politischen*, Hamburg 1933, S. 31.
36 Gottfried Benn, »Das moderne Ich«, a.a.O., S. 140.
37 Rote Armee Fraktion, »Das Konzept Stadtguerilla«, in *Bewaffneter Kampf*, a.a.O., S. 44.
38 Stendhal, Ende der Romane *Rot und Schwarz* und *Die Kartause von Parma*.
38a Ernst Jünger, »Maxima-Minima, Adnoten zum ›Arbeiter‹«, in ders., *Werke* Bd. 6, Stuttgart o. J., S. 335.
39 Rote Hilfe, Rede auf einem Teach-in mit Peter Brückner, Frankfurt 1972 (maschinenschr.).
40 Jünger, »Der Kampf als inneres Erlebnis«, a.a.O., S. 45.
41 Laplanche/Pontalis, *Vokabular der Psychoanalyse*, Frankfurt 1972, S. 365.
42 Anna Freud, *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, London 1952, S. 138 f.
43 *Bewaffneter Kampf*, a.a.O., S. 166.
44 Theodor W. Adorno, »Marginalien über Theorie und Praxis«, in ders., *Stichworte. Kritische Modelle 2*, Frankfurt 1969, S. 173.
45 Stefan George, »Der Täter«, in ders., *Der Teppich des Lebens und Die Lieder von Traum und Tod*, Berlin 1920, S. 51.
46 Elias Canetti, *Masse und Macht*, Hamburg 1960, S. 505.
47 Ebda.
48 David Shapiro, *Neurotic Styles*, New York/London 1965, S. 58.
49 Maurice Merleau-Ponty, *Humanismus und Terror*, Frankfurt 1966, S. 58.
50 Bertold Brecht, »Lob des Zweifels«, *Ges. Werke* Bd. 9, S. 626.
51 Jünger, »Der Kampf als inneres Erlebnis«, a.a.O., S. 48.
52 Heidegger, *Sein und Zeit*, a.a.O., S. 254.

Wolfgang Harich
Jean Pauls Revolutionsdichtung
Versuch einer neuen Deutung seiner heroischen Romane
(41 / DM 15,—)
Bereits Jean Paul, so erfahren wir, hat »Aufklärung durch Aktion«, »Unterwandern der Institutionen«, ja bewaffneten Aufstand und Revolutionskrieg als mögliche Wege, unerträgliche Zustände loszuwerden, bejaht. Zwischen 1790 und 1802 ging es dem Dichter vor allem darum, in Romanform ein mitreißendes Modell zu schaffen für das von ihm ersehnte Übergreifen der Französischen Revolution auf Deutschland. Dreimal hat er diese Idee gestalterisch zu verwirklichen versucht, dreimal dabei in den Mittelpunkt seiner Fabeln einen Jünglingshelden gestellt, den niederschmetternde Lebenserfahrung über die Aussichtslosigkeit belehrt, der deutschen Misere mit friedfertiger Reformpolitik beizukommen, und der so zum Revolutionär reift.

Die neuen Titel

Proletarische Lebensläufe
Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland
Bd. 1: Anfänge bis 1914
Hg. Wolfgang Emmerich
(50 / DM 12,—)

Jürgen Theobaldy
Blaue Flecken
Gedichte
Mit Zeichnungen von Berndt Höppner
(51 / DM 8,—)

Burkhard Driest
Die Verrohung des Franz Blum
Bericht
(48 / DM 8,—)

Joris Ivens
Die Kamera und ich
Autobiographie eines Filmers
(47 / DM 12,—)

Gustav von Wangenheim
Da liegt der Hund begraben
und andere Stücke
Aus dem Repertoire der »Truppe 31«
(44 / DM 10,—)

Thomas Pynchon
Die Versteigerung von Nº 49
Roman
(42 / DM 8,—)

das neue buch rowohlt die Reihe mit dem leuchtroten Rahmen. Herausgegeben von Jürgen Manthey

OBERBAUMVERLAG

1 Berlin 21 , Bundesratufer 1

INTERNATIONALE REIHE

Bd. 3 Materialien und Dokumente zur Geschichte der griechischen Volksbewegung 1935–1973

Herausgegeben von der Revolutionären Kommunistischen Bewegung Griechenlands (EKKE)
Mit über 150 Fotos, ca. 350 S., ca. DM 9,80
(Gleichzeitig erscheint die griechische Ausgabe im Verlag)

Bd. 5 Afrika-Komitee: Ein Volk in Bewegung kann niemand aufhalten
Die Unabhängigkeit Guinea-Bissaos
230 S., DM 8,–

Bd. 6 Samdech Norodom Sihanouk/Wilf. Burchett: Mein Krieg mit dem CIA
ca. 300 S., ca. DM 10,–

MARX-LEXIKON ZUR POLITISCHEN ÖKONOMIE

Bd. 1 Konkurrenz
Bd. 2 Methode (Doppelband)
Bd. 3 Materialistische Geschichtsauffassung (Doppelband mit Sachregister)

Im Auftrag des Ohara-Instituts für Sozialforschung an der Hosei-Universität zu Tokio herausgegeben von Prof. Dr. S. Kuruma.
Insgesamt 1110 S., DM 68,–
(Die Bände werden nur zusammen verkauft.)

REIHE MATERIALISTISCHE WISSENSCHAFT

Bd. 10 Richard Wiegand: Der "Vorwärts" in der Novemberrevolution
Dokumentation und Analyse der Januar- und Märzkämpfe 1919
ca. 100 S., mit Fotos und Faksimiles, ca. DM 7,–

Bd. 12 Philip Neumann: Die Entwicklung der politischen Ökonomie des Revisionismus in der DDR
ca. 200 S., ca. DM 10,–

Bd. 13 L. Segal: Lehrbuch der Politischen Ökonomie (1934)
Nachdruck mit Kommentar; ca. 420 S., ca. DM 12,–

REIHE PROLETARISCH-REVOLUTIONÄRER ROMANE

Bd. 15 Karl Wiesinger: Der rosarote Straßenterror Der Roman eines großen Verrats an den Arbeitern in Österreich im Jahre 1950 durch die SPÖ
Mit Kommentar, Fotos und Dokumenten.
248 S., DM 9,50
Während die Literatur des Werkkreises bisher allenfalls Konflikte am Arbeitsplatz schilderte und die politischen Kämpfe der Arbeiter konsequent aussparte, legt jetzt der österreichische Autor Karl Wiesinger zum erstenmal einen proletarisch-revolutionären Roman vor, der einen wichtigen Ausschnitt aus den Massenkämpfen nach dem 2. imperialistischen Weltkrieg darstellt.

Bd. 14 Willi Bredel: Rosenhofstraße
Roman einer Hamburger Arbeiterstraße
(erschien 1931 in der Reihe "Roter-Eine-Mark-Roman" im Internationalen Arbeiterverlag, Berlin) Mit Kommentar, Fotos und Dokumenten
200 S., DM 7,–

Bestellungen und Anforderungen des kostenlosen Verlagsalmanachs DAS ROTE HEFT 1973/74 an:
UNIVERSUM-BUCH-DIENST (UBD), 1 Berlin 30, Lützowstr. 105

BEFREIUNG

Zeitschrift der Gesellschaft "Wissenschaft im Dienste der kämpfenden Völker Indochinas"

Nr. 2 (April) Enthält u.a.: Birkholz und U. Bunke, Tradition und Rebellion. Thailand bis 1850/R. Wagner, Thailand vom Eindringen des Imperialismus bis zur Gegenwart/Schmidt, Entwicklungshilfe in Südostasien/Indochina-Archiv: Unsere eigene Sache, Schulungsbroschüre der Thai Patriotischen Front/10-Punkte-Programm der Thai Patriotischen Front

Herausgeber: Prof. Dr. Jens Scheer (Bremen)

Redaktionsadresse: 46 Dortmund, Hohe Straße 115, Telefon: 0231/128 026
Erscheinungsweise: vierteljährlich. Umfang: 176 Seiten, mit 12 Fotoseiten oder Sonderbeilage. Preis: Einzelheft DM 7,–, im Abonnement DM 5,–; für Institutionen Einzelheft DM 20,–, im Abonnement DM 15,– je Nummer (Abonnements nur direkt über den Vertrieb) Bestelladresse und Vertrieb: UNIVERSUM-BUCH-DIENST (UBD), 1 Berlin 30, Lützowstraße 105

Wolfgang Pohrt / Michael Schwarz
Wegwerfbeziehungen

Versuch über die Zerstörung der Gebrauchswerte

I.

Cesare Pavese – ein Schriftsteller, der von den Faschisten in die Verbannung geschickt worden war, Mitglied der KPI wurde und sich 1950 auf dem Höhepunkt seines literarischen Erfolges das Leben nahm – entdeckt in seinem 1930 publizierten Essay über Sinclair Lewis als treibende Kraft in dessen Romanen das Motiv, »dem erniedrigenden grauen Alltag, der ermüdenden Leere der Fabrik, der Büros und der Häuser zu entrinnen«. Die *Spoon River Anthology* von Edgar Lee Masters charakterisiert derselbe Autor als ein Buch, »in dem sich fast alle über ihr verpfuschtes Leben beklagen«. Er schließt sich diesem Tenor an und stellt fest: »Es bedarf keiner Psychoanalyse, um zu entdecken, daß das Leben ein einziger Friedhof gescheiterter Pläne ist.« Fast überdeutlich bestätigen diese Sätze Hans-Jürgen Krahls Vermutung, daß sich »der ästhetische Gehalt, die Wahrheit der modernen Kunst aus der Trauer über das Sterben der Gebrauchswerte« bestimmt.

Als zentrales Thema der amerikanischen Literatur zwischen den Weltkriegen entschlüsselt Pavese ein Übel, welches die Gesellschaft über die Klassengegensätze hinweg periodisch befiel, seit das Zerrinnen der von der französischen Revolution geweckten Hoffnungen die heroische Epoche des bürgerlichen Zeitalters abschloß. Schon von Offenbach ist der Plan überliefert, eine »Gesellschaft zur wechselseitigen Versicherung gegen Langeweile« zu gründen. Die Zeit des Flaneurs, dem seine historische Gnadenfrist nach Benjamins Beobachtung nur noch Gegenstand des Zeitvertreibs sein konnte, war dieselbe, in welcher die Arbeiter erstmals in den Selbstmordstatistiken massiv in Erscheinung traten. Würde die Geschichte ihren logischen Trott weitermarschieren, dann – das deutete sich damals an – würde die Welt allmählich die Gestalt völliger Unbrauchbarkeit für die Menschen annehmen.

Seit dem Zusammenbruch der Protestbewegung wird man von der Gegenwart sagen dürfen, daß sie solche in sie gesetzten Erwartungen noch weit übertroffen hat. Arbeiter, denen auch der Sportteil der Bildzeitung in der Frühstückspause kein Lebenszeichen mehr entlockt; 16jährige Lehrlinge, die bereits gegen das Krankfeiern einzuwenden haben, daß im Betrieb immer noch mehr los sei als anderswo, die sich im Kindesalter schon wie Rentner fühlen; Schüler, die mittags in der Straßenbahn das am Abend zu

erwartende Fernsehprogramm bejammern; Mittelstandskinder, die sich trotz antiautoritärer Erziehungsmechanik in der frostigen und bedrückenden Atmosphäre der vorstädtischen »Komfortwohnungen« zu den sprachlosen und gefühlskalten Menschenhülsen heranentwickeln, welche die Eltern schon sind; Jugendliche, die bei moderner Popmusik – Lärm gewordene Monotonie – stundenlang fast wortlos beieinandersitzen, mit stumpfem Blick, aber ohne gelegentliche Wutausbrüche als Zeichen, daß das völlige Fehlen von Verständigung als unerträglich empfunden wird; deren Aphasie so weit geht, daß sogar innerhalb eines zusammenlebenden Paares die Mitteilung selbst der trivialen Alltagserlebnisse unterbleibt; linke Wohnungen, in denen der Besucher die Einsamkeit und Freiheit genießen kann, die er sonst nur in Bahnhofswartesälen findet; Versammlungen politischer Gruppen, während derer die einen den *Stern* lesen, die anderen unbeirrbar und mit entrücktem Gesichtsausdruck stricken und als einziges Lebenszeichen bisweilen die Mitteilung von sich geben, sie verstünden nicht – ohne sich ernsthaft daran zu stoßen; »Spontis«, die nach dem Ende eines Teach-in der aus aktuellstem Anlaß gebotenen spontanen Demonstration zur griechischen Handelsbank dann doch den gewohnten Trott in die Stammkneipe vorziehen – all diese beliebig fortzusetzenden Beobachtungen verdichten sich zu dem Eindruck, daß die beklemmende Enge jeglicher Lebensverhältnisse so drückend geworden ist wie nie zuvor.

Es ist dies um so befremdlicher, als die Rebellion gegen solche Lebensverhältnisse vielleicht gerade den Mythos und damit die politische Kraft und Radikalität der Studentenbewegung ausmachte, namentlich im Pariser Mai, wo surrealistisch-hintersinnige Parolen die neuen Gebrauchswertqualitäten auf den Begriff brachten, welche vordem nahezu unbenutzbar gewordenen Gegenständen und Beziehungen durch die Aktionen der Arbeiter und Studenten zuwuchsen (»Sous le pavée est la plage«). Vorboten dieser Revolte waren die Pflastermaler, Gammler und Hippies gewesen, die Filme von Godard und Truffaut, die Musik der Beatles und der Rolling Stones. Schon in Truffauts 1959 entstandenem Film »Schießen Sie auf den Pianisten« sind die wichtigsten Motive und Mittel der Darstellung versammelt. Dank seiner Frau, die sich mit einem einflußreichen Impressario einläßt, macht ein Pianist Karriere. Aber damit ist nichts gewonnen. Seine Frau stürzt sich aus dem Fenster, und er selbst spielt unter anderem Namen in einer Pariser Vorstadtkneipe Tanzmusik. Dann der Versuch eines Comeback, zwei Tote, und in der letzten Einstellung klimpert der Pianist wieder in einer Kneipe Tanzmusik. Diese Geschichte wird ohne Pathos und Sentimentalität erzählt, eigentlich gar nicht als Geschichte, denn auf logische Stringenz der Handlung wird ebenso verzichtet wie auf durchgehaltene Charaktere. Ausgedehnte Einstellungen verweilen bei Personen und Dialogen, die für den Gang der Handlung, so

wie er eben resümiert wurde, ohne Belang sind. Durch solche Emanzipation von dem Schwindel, der in den konventionellen Filmen jenem Tun und Lassen der Akteure Sinn und Bedeutung gab, entsteht eine albtraumhafte Atmosphäre. Daß die gutmütigen, täppischen Ganoven schließlich schießen würden, hatte man bis zum Schluß nicht geglaubt und doch immer schon gewußt. Bei jeder neuen Etappe der Tragödie zuckt man zusammen, ohne eigentlich überrascht zu sein. Das Verhängnis ist banaler Alltag geworden, und im Rahmen des Üblichen gibt es kein Entrinnen.
Das Gedicht eines Pflastermalers, im Frühling 1965 mit Kreide auf den Berliner Kurfürstendamm geschrieben, drückt eine andere Variante dieses Lebensgefühls aus. In einer kunstlosen Litanei erzählt es die Lebensgeschichte seines Autors, indem es sie auf folgende Angaben reduziert: »Werkzeugschlosser geworden ..., täglich 8 Stunden gearbeitet, 8 Stunden geschlafen, 2 Stunden gegessen, 2 Stunden ferngesehen ... im Jahr drei Wochen Urlaub gehabt ...« Als lebendige Konsequenz aus dieser Geschichte saß der Autor auf der Straße. Er hatte es satt gehabt, seinen Job hingeschmissen und war Gammler geworden.
Aus besseren Verhältnissen kommt Godards »Pierrot le Fou«. Gegen die gutsituierte Monotonie seiner Ehe rebelliert er in den ersten Einstellungen durch merkwürdige, skurrile Lektüre, an die er Überlegungen knüpft, deren eigentümlicher Zauber darin besteht, daß sie ernst gemeint und doch ganz sinnlos sind. Dann verläßt er eine Party, wo die Dialoge in der Rezitation von Werbeslogans auf anspruchsvollere Konsumgüter bestehen, und brennt mit dem Kindermädchen durch. Die beiden knacken Autos, prellen die Zeche und gewinnen ihr merkwürdig zerrissenes Glück dem Umstand ab, daß sie an Eines mit Sicherheit keinen Gedanken verschwenden: an die Garantien eines bürgerlichen Lebens. Dieser selbstzerstörerische Zug führt in der letzten Einstellung zu einer brüchigen Konsequenz. Pierrot wickelt sich eine Batterie Dynamitstangen um den Kopf, verwirft den Plan wieder, aber da hat die Zündschnur schon Feuer gefangen und er fliegt mit einer Detonation von überdimensioniertem over-kill in die Luft.
Im selben Jahr erscheint von den Rolling Stones der Titel »I can get no Satisfaction«. Dominiert in diesem Beat-Stück noch die Freude, es endlich einmal auszusprechen, nicht länger mehr verlegen gute Miene zu bösem Spiel machen zu müssen; herrscht hier noch das befreiende Gefühl, etwas gewagt zu haben; ein Selbstbewußtsein, welches es sich leisten kann, über sich selbst und die anderen zu lachen – so zeichnen sich zwei Jahre später in »Bonnie und Clyde« unerbittlich und exemplarisch die Konsequenzen für alle ab, die sich das entwürdigende Alltagsleben selbst um den Preis der physischen Integrität nicht gefallen lassen. Den Wendepunkt in der Geschichte der Protestbewegung, mit dem der Zeitpunkt des Anlaufens dieses Films ungefähr zusammenfällt, bezeichnet im Film selbst noch

einmal die Szene im Auto, wo der Leichenbestatter seinen Beruf verrät. Eben noch hatte man sich über das Heiratsannoncenpärchen amüsiert, hinter dessen aufgetünchter Turtelei lächerliche Schäbigkeit zum Vorschein kam, und nun gibt Bonnies visionäre Empfindlichkeit augenblicklich zu erkennen: wenn das Alltagsleben erbärmlich ist, so ist die individuelle Rebellion dagegen schrecklich. Das Ende des Films ist inzwischen amerikanischer Alltag geworden. Die folgende Pressereportage über das Schicksal eines schwarzen »Amokschützen« könnte eine Passage aus dem Drehbuch sein:

»Er riß die Arme himmelwärts, und sein ganzer Körper bäumte sich kerzengrade auf. Dann fiel er aufs Gesicht. Die Maschinengewehre überschütteten ihn weiter mit Kugeln. Sie feuerten volle fünf Minuten. Auch die Polizisten auf meiner Seite schossen immer weiter. Seine Kleidung wurde in Fetzen gerissen. Er bewegte sich nicht mehr, nachdem er zu Boden gestürzt war. Sie pumpten ihn einfach mit Kugeln voll.« (*Frankfurter Rundschau* vom 9. 1. 73: Aus aller Welt)

Es ist vermutlich solcher Terror (ein inzwischen in Hubschrauberdepots – nach ein paar vorgeschalteten Eskalationsstufen – auf jeden Anpassungsunwilligen lauernder Terror), aus dem sich der Bann konstituiert, der die gegenständliche Welt in nutzloses Spielzeug verzaubert. Ganz unmittelbar und bewußt kann man diesen Zusammenhang verspüren, wenn man am Tag nach einer zerschlagenen Demonstration durch die Geschäftstraßen läuft. Der Kampf gegen solche Ohnmacht, die selbst die luxuriösen Wohnungen besserer Angestellter zu Stätten stillen und qualvollen Dahinsiechens macht, stellte in der Protestbewegung den Bezug her zwischen tagtäglich erfahrener Entmündigung und Erniedrigung und großer Politik. »Die beschnittenen Entäußerungsmöglichkeiten in der bürgerlichen Produktion bedeuten konkret z. B. Ohnmacht und Untätigkeit angesichts von Krieg, Völkermord, von Hunger und Elend in der unterentwickelt gehaltenen Welt, von sinnloser, die Existenz vergiftender Arbeit...«, hatte es 1967 in einem SDS-Papier zur Hochschulpolitik geheißen. Die Protestbewegung nahm die politische Essenz eines Lehrsatzes auf, den Godards »Pierrot le Fou« in Bildern ausspricht: Ein Auto verwandelt sich aus einem verhätschelten Fetisch, der seinen Besitzer versklavt, in einen vorzüglichen Gebrauchsgegenstand, wenn man es nur einfach klaut und ein paar Kilometer weiter stehen läßt. Auf legale Weise ließ sich die gegenständliche Welt zwar kaufen, aber nicht mehr als Gebrauchswert aneignen. Die Lebensfreude, welche die Protestbewegung den alltäglichen Bedürfnissen wie Kleidung und Wohnung abgewann, leitete sich analog vom politischen Kampf ab, in dessen Zusammenhang sie standen. War als zentrale Instanz der Unterdrückung die amerikanische Kriegsmaschinerie in Vietnam identifiziert, dann war der Antiimperialismus der Angelpunkt für den kulturrevolutionären Kampf gegen den American Way of Life, aus

dem Wohnung und Kleidung plötzlich wieder als Gebrauchswerte erstanden – die freilich mit dem Zusammenbruch der Bewegung, als solche festgehalten und vom politischen Zusammenhang gelöst, zu harmlosen Modeartikeln in den Boutiquen und auf dem Büchermarkt wurden. Parallel zu diesem Niedergang regredierte das Leben vieler Individuen aus der Protestbewegung auf bürgerliche Formen. Politische Arbeit als Berufsalltag mit Fernsehen als Entspannung und Fußball als obligatorischem Ausgleichssport war bis dahin unbekannt gewesen. Die Protestszene spaltete sich, abgesehen von wenigen militanten Gruppen, in komplementäre Momente. Die vordergründige Tüchtigkeit der Funktionäre wurde nur ergänzt durch den störrischen Infantilismus derer, die sich die verdinglichte Bezeichnung »Spontis« (nach großer Anstrengung und mit viel Glück ist man vielleicht auch mal spontan, Spontaneität als Programm aber ist absurd) gern gefallen ließen. Intellektuelle, die sich an den Schriften von Benjamin, Adorno und Horkheimer politisiert hatten, blieben bei ihrem Metier, nun als Berufsalltag behandelt, und schworen zu ihrer Entlastung nach Feierabend auf die Arbeiterbewegung und die Politische Ökonomie. Damit war von der Verheißung, von der die Protestbewegung einmal lebte, nichts mehr übrig geblieben. Die seltenen Aktionen wurden zu lästigen, halbherzig absolvierten Pflichtübungen, die einst so lebendige Diskussion schlug um in lähmende Aphasie.

Damit aber war nicht einfach eine politische Bewegung am Ende. Damit war – so lautet hier eine ganz zentrale Vermutung – der endgültige Durchbruch von gesellschaftlichen Verhältnissen besiegelt, gegen welche der Widerstand der internationalen Studentenbewegung ein letztes Todeszucken oder der erste größere Aufstand war – das ist einstweilen keine theoretische Frage, sondern hängt von den Aktionen ab, die folgen werden. In der Protestbewegung galt, daran erinnert sich eine Publikation von *Il Manifesto*, »das Studentsein als Privileg und gleichzeitig als Entfremdung und spezifisches Elend«. Die materialistische Interpretation dieses Sachverhalts wird vielleicht durch folgendes Marx-Zitat erleichtert: »Selbst die Erleichterung der Arbeit wird zum Mittel der Tortur, indem die Maschine nicht den Arbeiter von der Arbeit, sondern die Arbeit von ihrem Inhalt befreit« (I/446). Die Entsubstanziierung manueller wie nun auch wissenschaftlicher Arbeit (Ärzte, die nur Pillen verschreiben, Physiker, die nur Meßreihen veranstalten usw.) könnte dazu geführt haben, daß hier wie dort die partikulare Tätigkeit als quälende Ohnmacht und Beschränkung empfunden wird. Der Umstand, daß über Sinn und Zweck der arbeitsteiligen einzelnen Tätigkeit nur nach Maßgabe des Ganzen entschieden werden kann, drängt sich unabweisbar ins Bewußtsein, weil er die einzelnen Tätigkeiten verunstaltet und entstellt: es gibt nichts mehr, was so selbstverständlich nützlich wäre, daß man es guten Gewissens tun

könnte. Weil im akademischen Bereich der Blick für die Sinnlosigkeit der Arbeit nicht durch den Umstand getrübt wird, daß immerhin noch handgreifliche und unverzichtbare Gegenstände dabei herauskommen, konnte die Studentenbewegung Forderungen entwickeln, von denen *Il Manifesto* behauptet, daß die Arbeiterklasse »in ihnen eigene und allgemein gewordene Bedürfnisse wiederentdeckte«. Der antiinstitutionelle Kampf der Studentenbewegung gegen Schule und Universität als Reproduzenten von Hierarchien und sozialen Rollen hatte zur Voraussetzung, daß die harmonisierende Vorstellung von gerechter und vernünftiger Arbeitsteilung verschwunden war, derzufolge es, weil Menschen zu kurieren, Prozesse zu führen und Autos zu reparieren waren, Ärzte, Advokaten und Schlosser geben mußte. Die Verschiedenheit der Gebrauchswerte war Angelpunkt für die Legitimation der Verschiedenheit der Produzenten, die sie herstellten. Das Zusammenbrechen dieser Legitimation deutet demnach auf tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen hin, die bis in die Ware hineinreichen. Ihnen kommen die Autoren von *Il Manifesto* auf die Spur, indem sie den Widersinn, daß einerseits die Studenten nicht in der Klassentheorie unterzubringen sind, andererseits doch aber die Studentenbewegung zweifellos höchst real war, nicht mit barschem Verweis auf die Arbeiterbewegung verdrängen, sondern sich von ihm zu der Frage veranlaßt sehen: »Ob der Schlüssel zur Studentenrevolte nicht gerade in der Ambiguität und in der Entfremdung der Lage des Studenten zu finden ist. Ob seine ›Nichtexistenz‹ [das klassentheoretisch nur Scheinbare seiner Existenz] gerade *nicht* die Nebelbildung einer ideologischen Konkretion ist (man glaubt, Student zu sein), sondern die Materialität eines vom Kapital... verursachten Prozesses.« Diese merkwürdige »Nichtexistenz« ist nach einer Vermutung Horkheimers aus dem Jahre 1939 das universelle Schicksal der Menschen, falls sie nicht in den logischen Gang der Geschichte intervenieren: »Im Spätkapitalismus verwandeln sich die Menschen zuerst in Unterstützungsempfänger und dann in Gefolgschaften«; in diese Verfassung gerät der Mensch »durch seine steigende Entbehrlichkeit, durch seine Trennung von der produktiven Arbeit, durch das dauernde Zittern um die erbärmliche Notstandshilfe im Zeitalter der großen Industrie.« Die Menschen werden Rentner und Zwangsarbeiter in einem, deren materielle Existenz sich nicht aus einem unverbrüchlichen Rechtsanspruch auf das Entgelt für ihre Arbeitskraft herleitet, sondern als Gnadenerweis, als jederzeit widerrufbare Gratifikation empfunden wird. Daher selbst bei gutsituierten Angestellten die tiefsitzende Angst vor Hunger und Elend, welche die zentrale Energiequelle aller Unterwürfigkeit und manischen Anpassung ist. Die staatlichen Arbeitsbeschaffungsprogramme lassen alle Tätigkeiten tendenziell Beschäftigungstherapie werden, und die damit einhergehende Zerstörung der Gebrauchswerte nimmt deren Produzenten

Selbstbewußtsein und Funktion. Das Wertgesetz wirkt nach seinem Untergang negativ und als reiner Zwang fort: Ohne Arbeit bekommt man kein Geld, aber mit Arbeit hat man es noch lange nicht verdient. Arbeit, die selbst nur noch Leiden und Unterdrückung, die Hinnahme der eigenen Entwürdigung zum kindischen Produzenten von überflüssigem Unfug, die Verhinderung selbstbestimmter und vernünftiger Tätigkeit ist, wird zur Bedingung dafür, daß die Herrschenden einen aushalten. Daher wird bei der Arbeit die Langeweile zur furchtbaren Tortur: das ewige Warten auf die Frühstückspause, die Toilettenpause, die Mittagspause und schließlich den Feierabend – ein Warten, das fast noch quälender wird, wenn der Produktionsablauf ins Stocken gerät und man untätig herumsteht. Im selben Maße, wie mit der Zerstörung der Gebrauchswerte die ökonomische Vermittlung von Herrschaft bloßer Vorwand wurde, entwickelte sich die außerökonomische Unterdrückung, die sublimere der Kulturindustrie wie die brutale der Polizei- und Militärapparate. Diesem Umstand trägt Adorno Rechnung, wenn er die Marxsche Verelendungstheorie aufnimmt und radikalisiert: »Der Schauplatz des kryptogamen, gleichsam zensurierten Elends aber ist die politische und gesellschaftliche Ohnmacht. Sie macht alle Menschen derart zu bloßen Verwaltungsobjekten der Monopole und ihrer Staaten, wie es zu Zeiten des Liberalismus nur jene paupers waren, die man in der Hochzivilisation hat aussterben lassen.«

Daß die Wirklichkeit diese Analyse eingeholt hat, ist seit dem Zusammenbruch der Protestbewegung offenkundig. Selbst politisch organisierte Studenten sind mit Argumenten, Motiven und Vorschlägen, von denen die Protestbewegung lebte, überhaupt nicht mehr zu erreichen. Obgleich sie mit gesellschaftstheoretischem Vokabular so geschickt zu hantieren wissen, wie vordem gewiß keine andere Studentengeneration, sind sie gegen Interesselosigkeit, Autismus und Aphasie so wenig resistent geblieben wie andere Gruppen der Bevölkerung. Offenbar hat die offene Brutalität der Unterdrückung militanter Gruppen, an Hand derer alle anderen sich ausrechnen können, was ihnen passiert, wenn sie Ernst machen, einem Sozialcharakter sehr plötzlich zum Durchbruch verholfen, der in viel zu essentiellen gesellschaftlichen Veränderungen angelegt war, als daß pädagogische und gruppentherapeutische Maßnahmen ihn hätten aufhalten können. Diese Veränderungen konnten umso ungestörter durchschlagen, als Scheinerfolge der Bewegung ihre Wirkungen nicht nur verdeckten, sondern ihnen partiell auch Vorschub leisteten. Zumindest atmosphärisch jedoch, daher auch leicht zu verdrängen, wurden sie bald spürbar: Linke Literatur strömte in Bestsellerauflagen unter die Leute, aber die Leute nicht zur Revolution. Demonstrationen waren massenhaft, aber die Massen langweilten sich; der Markt linker Zeitschriften wurde immer bunter, aber die Diskussionen immer öder; die Wohngemeinschaften wurden

populär, aber unpolitisch; isolierte individuelle Arbeit wurde durch Gruppenarbeit abgelöst, aber in den Gruppen wurde gar nicht ernstlich gearbeitet; Begriffe wie Kapitalismus, gesellschaftliche Funktion, Relevanz usw. waren in aller Munde, aber niemand stieß sich daran. Die politische Essenz der Protestbewegung war in allen ihren Manifestationen, obschon sie nun erst richtig zu wuchern begannen, plötzlich nicht mehr präsent – ohne daß man genau hätte sagen können, was eigentlich fehlte. Was war geschehen?

Der Protest dieser Bewegung hatte primär der Zerstörung der Gebrauchswerte gegolten. Bezogen auf inhaltliche Vorstellungen und Wünsche – auf eine Tätigkeit, daran man einen Narren gefressen zu haben glaubte; auf eine geplante Biographie; auf ein glückliches Leben mit einer ganz bestimmten, unverzichtbaren Person – war deren Auflösung durch gesellschaftstheoretische und psychoanalytische Kategorien getragen gewesen von der finsteren Entschlossenheit, mit dergleichen einmal wirklich Ernst zu machen: statt selbstgewählter Tätigkeit nicht das gerade gefragte Berufsbild; statt geplanter Biographie keine Angestelltenkarriere; statt glücklichem Leben mit einer bestimmten Person keine qualvoll gemütliche Ehe. Der analytische Verstand war eine der Waffen, derer man sich dabei bediente. Die Energie für das nächtliche Verschlingen von Büchern, die inzwischen nur noch in Seminaren mühsam durchgekaut und damit um ihren Gehalt gebracht werden, wurde gespeist aus der Wut über den Betrug am richtigen Leben, dessen Opfer man selbst werden sollte. Sie schloß die moralische Empörung über all jene ein, die zwei Weltkriege und den Faschismus widerstandslos über sich hatten ergehen lassen. Die intellektuelle Arroganz entsprang der richtigen Erkenntnis, daß die selbstmitleidige wie stets auch zu bedrohlichem Auftrumpfen bereite Dummheit kleiner Leute von den Untaten der KZ-Wächter ununterscheidbar geworden war. Die Wut über die Zumutung, nach dem Vorbild jener gemodelt zu werden, die sich nicht nur mit einer trüben Spießerexistenz zufrieden gaben, sondern daran selbst um den Preis der Kumpanei mit den faschistischen Verbrechen festhielten – diese Wut also war stets bereit, sich an Gegenständen zu entzünden, deren Aufzählung mit den Schikanen des Hausmeisters beginnen und mit der amerikanischen Indochinapolitik noch längst nicht aufhören würde. Sie löste politische und theoretische Arbeit, die beide fast ununterscheidbar geworden, aus der fatalen Alternative von Pflicht und Entspannung. So ernsthaft und anstrengend, wie sie waren, wurden sie zu einem lebensnotwendigen Bedürfnis. Aus solcher im emphatischen Sinn ernsthaften Arbeit entstanden dann auch unbeabsichtigt Augenblicke, in denen die Befreiung von Mühe und Anstrengung wirklich glückte. Deshalb waren damals die Versammlungen und Demonstratio-

nen, mit denen durchaus nicht zu spaßen war, um so viel vergnüglicher, als es heute selbst die trostlosen linken Feste sind. Psychoanalytische und gesellschaftstheoretische Kategorien waren das Seziermesser, womit man die Personen und Institutionen, von denen man gequält wurde, genießerisch zerlegen konnte. Die einschüchternd akademische Universität entpuppte sich als Kadettenanstalt fürs Kapital, hinter furchterregenden Autoritätspersonen kamen faschistoide Kleinbürger zum Vorschein, und prüde Moral war nichts weiter als schäbige Furchtsamkeit vor den eigenen deformierten Trieben. Wo solche Erkenntnisse im Medium der Kritik blieben als Wut über die Unmöglichkeit, menschenwürdig zu leben, wurden sie auf unvorhersehbare Weise praktisch und lehrten die Bürger das Fürchten.

Zu Lebenshilfen positiviert aber wurden sie schnell akzeptabel. Die Kritik an der monogamen Ehe etwa griffen die Bürger dankbar auf als vernünftigen Grund, die längst schon zum umständlichen und lästigen Beiwerk gewordene Liebe endgültig fallen zu lassen. Um so fataler angesichts dessen, daß sich der politische Anspruch mancher Wohngemeinschaften darauf zu reduzieren droht, gouvernantenhaft und mit puritanischer Strenge darüber zu wachen, daß das Geschlechtsleben nicht durch Liebesbeziehungen und Eifersüchteleien problematisiert werde. Die zur neuen Moral gewordene Kritik an der alten kodifizierte nur, was ohnehin schon auf der Tagesordnung stand, und gegen ihre Vorgängerin ist sie so fortschrittlich wie das Aktienkapital gegen das individuelle Kapital, oder wie der Staatsinterventionismus gegen den Freihandel. Sie verschüttet solche lebensgeschichtlichen Erfahrungen, wie sie selbst zu Zeiten des Wirtschaftswunders einen Arbeiter zu gesellschaftstheoretischen Erkenntnissen von solcher Radikalität zwangen, wie kein betulicher Schulungsabend sie erzielen kann: Sein kleinbürgerliches Glück mit frisch möblierter Neubauwohnung, Kind und Frau wurde zunichte, als letztere sich während der Überstunden, welche die ökonomische Basis der Idylle waren, mit einem anderen tröstete. Statt Verständnis zu zeigen, packte er seine Sachen. Anders als selbst für KP-Funktionäre war Familienglück für ihn keine Lebensperspektive mehr. Ziemlich versoffen war er als Hilfsarbeiter beim Brunnenbau gelandet und aufs Wirtschaftswunder und auf den freien Westen äußerst schlecht zu sprechen. Eine ähnliche Lebensgeschichte mögen jene gescheiterten Existenzen in den mittleren Jahren gehabt haben, die sich nach der Schlacht um den Kettenhofweg mit den Genossen solidarisierten und betonten, es sei schade gewesen um jeden fehlgeworfenen Stein. Insofern die affirmativ gewordene Kritik an der alten Moral solches Leid als rückständig, ja als Marotte diffamierte, trug sie zur Eliminierung der wenigen verbliebenen Brennpunkte lebensgeschichtlicher Erfahrung bei, an denen sich Erinnerung und Wunschvermögen bisweilen

noch einmal aufrichteten und dem Verstand die Kraft gaben, im Röntgenbild der kleinen Freuden des Alltags die tödliche Notwendigkeit zu erkennen, entweder die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse niederzureißen oder an ihnen zu verenden. Während es gegolten hätte, die selbst nur noch widersprüchlich, nämlich allein im Augenblick ihres Scheiterns erfahrbaren Errungenschaften des bürgerlichen Zeitalters – Vernunft, Autonomie, Individualität, romantische Liebe – durch eine revolutionäre Aktion vor ihrer Liquidierung durch die kapitalistische Entwicklung zu retten, betrieb die neue Moral durch die Zerstörung der nur noch im Verhältnis von Anstrengung und Scheitern bestimmbaren lebensgeschichtlichen Identität den ökonomisch schon vorbereiteten Untergang des Subjekts. Den Bürgern, die sich nun endlich auf FKK-Stränden, in schamlos sterilen Pornofilmen und beim Partnertausch tummeln konnten, um um so unbeschwerter der Ehe und dem Geschäft nachzugehen, war diese Moral deshalb so viel bekömmlicher als den Genossen, die teils mit masochistischer Lust darunter litten, teils restaurativen Tendenzen zum Opfer fielen. Einerseits wurde häusliches Glück, Schöner Wohnen und reichlicher Kindersegen, alles mit sozialistischen Maximen zart übertüncht, wieder populär. Andererseits wurde das solidarische Prinzip, gemeinsam die Schwierigkeiten eines jeden Einzelnen zu besprechen und zu lösen, zum Vorwand für den allen karitativen Bemühungen innewohnenden Genuß, den anderen im selben Dreck stecken zu sehen, von dem man selbst nicht freikam. Das jeweilige Opfer kam dabei insofern auf seine Kosten, als es all die zu Recht geforderte Aufmerksamkeit, die aber mit rebellischen Anstrengungen nicht zu erringen gewesen war, nun plötzlich auf sich gewendet sah. Ausdruck dieses Mechanismus, dem allmählich auch die übrigen Lebensbereiche der Genossen zum Opfer fielen, und der nicht die Rebellion gegen die Erniedrigung, sondern diese selbst honoriert, ist auf Gruppentreffen der fürsorgerische Ton, die ausbeuterische Anteilnahme, wenn, weil keinem was Vernünftigeres einfällt, schließlich dazu aufgefordert wird, reihum einmal mit den eigenen Problemen herauszurücken. Die nur als Kritik richtige Erkenntnis, ein jeder sei einstweilen ein armer Teufel, dumm und unterdrückt, führt nicht mehr zu verletztem Stolz und wütendem Aufbegehren, sondern sie wird schamlos breitgetreten und als beglückendes Erlebnis einigender Verbundenheit in gemeinsam ertragener Unterdrückung genossen. Weil solche Kameraderie die Menschen nicht bestätigt, wo sie sich wehren, sondern wo sie wehrlos leiden – nichts wollen, nichts wissen, nichts können und nichts tun –, herrscht grenzenlose Bereitschaft zu ›menschlichem‹ Verständnis, und schon daran zu kratzen ist tabu. Milde Rücksichtnahme produziert eine Atmosphäre wie im Altersheim. In solchermaßen wattiertem Verkehr kann sich kein Widerstand entwickeln, wird doch auch niemand wirklich ernst genommen. Wer

Unsinn redet, erfährt nicht durch Kritik, daß er auch anders könnte und sich gefälligst anzustrengen hat. Stattdessen gibt ihm die herzlose Toleranz der Genossen zu verstehen, daß er sich als Sozialfall zu betrachten hat, von dem man gar nichts anderes erwartet. Weil jeder jeden als armen Irren betrachtet, von dem aus guten sozialwissenschaftlichen Gründen nichts zu erwarten ist, hört keiner dem anderen mehr zu. So hat sich die universelle Tendenz des Kapitals, die Menschen zu überflüssigen, wirr vor sich hin brabbelnden Rentnern zu machen, die einander weder ernst nehmen, noch verstehen, noch wirklich lieben oder hassen können, unter der Maske des antiautoritären Protests gegen das Leistungsprinzip in die Studentenbewegung selbst eingeschlichen. Wo dieser gegen die Zumutung rebellierte, sich um puren Unfugs willen quälen zu sollen, traf er den Nerv der allermodernsten kapitalistischen Entwicklung. Indem er sich aber zur neuen Moral verfestigte, welche die Forderung an den Einzelnen, etwas Richtiges und Vernünftiges zu tun, insgesamt tabuierte, griff er nur den Bürgern unter die Arme, die ihren historischen Untergang überlebt und als kindische Greise und greisenhafte Kinder die Forderung längst aufgegeben hatten, daß ihre Tätigkeit sich als inhaltlich vernünftig und sinnvoll ausweise und anerkannt werde. Die Mischung aus Kinderfastnacht und Altersheim fügt sich in der Marlboro-Reklame zum prägenden Bild, wo senile Typen jegliche Würde des Alters preisgeben und sich nicht schämen, als Cowboys verkleidet herumzustiefeln. Der praktische Erfolg von Rollen- und Spieltheorie, der Boom auf dem Markt für Erwachsenenspiele, der Atika-Bummel und die Langnese-Blödeleien markieren ein soziales Klima, worin alles Spiel und Spaß wird, die eben deshalb mit Anstrengung und Zwang wieder unmittelbar zusammenfallen, statt die Menschen davon zu befreien.

Vom Bezug auf vernünftige Tätigkeit gelöst, werden Arbeit und Freizeit zu einem unernst tristen Einerlei, worin die alte gewerkschaftliche Forderung nach Verkürzung des Arbeitstages ihre Unbedingtheit und mit ihrer Unbedingtheit ihren revolutionären Gehalt verliert. Der Arbeiter oder Angestellte, den es aus anderen als nur unmittelbar ökonomischen Gründen über die notwendige Zeit hinaus am Arbeitsplatz festhält, ist zwar nicht repräsentativ, aber er ist auch keine Erfindung der Unternehmerverbände. Seine Logik, von zwei Möglichkeiten, sich zu langweilen, doch die zu wählen, bei der wenigstens Geld herausspringt, ist bestürzend folgerichtig: verbissenere und gelangweiltere Gesichter als bei Urlaubern und Sonntagsspaziergängern sieht man selten. Seit die Herrschaft des Kapitals kaum noch inhaltlich, sondern nur mehr negativ bestimmbar ist als Zwang, nichts Ernsthaftes und Vernünftiges zu tun, sind vernunftloser Genuß und sinnliche Freuden nicht mehr identisch mit der selbstherrlichen Emanzipation der Menschen von notwendiger Arbeit unter der ständigen

Drohung des Verhungerns und deren naturgesetzlich unbarmherziger Logik. Als Unterwerfung unter die Willkür der Apparate, welche die Menschen nur als Witzfiguren in einem Betätigungsfeld duldet, das den großstädtischen Spielplätzen ähnelt, wird die Genußfähigkeit selbst kraftlos und verkümmert. Daß der terroristische Zwang zum Genuß, nämlich die Reklame, über diesen selbst triumphiert, ist daher nur konsequent. Deshalb der Widerspruch, daß einerseits bunt bebilderte und anspruchsvolle Kochbücher in Bestsellerauflagen auf den Markt geworfen werden, andererseits gerade besser verdienende Angestellte beobachtet werden können, wie sie in der Mittagspause mit sichtlichem Wohlbehagen an einem aufgewärmten Stück Fleischwurst herumkauen; daß einerseits immer delikatere Fleisch- und Wurstsorten den Markt beherrschen, die aber andererseits ganz einheitlich und so viel schlechter schmecken als früher und heute noch in rückständigen Gebieten der einfachste Preßkopf; daß einerseits die Sexualität propagiert wird wie nie zuvor, andererseits selbst die Darsteller in den einschlägigen Filmen schon auf den Standphotos so aussehen, als säße *sie* besser hinter der Schreibmaschine, *er* besser hinter dem Lenkrad, und somit dem heute repräsentativen Menschentypus gleichen, den man sich in allen Situationen des Lebens ganz gut vorstellen kann, nur eben bei der Liebe nicht. In der Kraftlosigkeit, mit der selbst die falschen und fetischistischen Bedürfnisse ersehnt werden, liegt gerade ihre Macht. Weil der an sich maßlose abstrakte Konsumwunsch unfähig ist, sich zur Besessenheit zu entwickeln, treibt er nicht zu der Schwelle fort, an der er seines Irrsinns inne werden müßte. Deshalb bringt selbst die Putzwut es nicht an den Punkt, wo schließlich auch die Menschen selbst im desinfizierenden Salzsäurebad ihr Leben lassen – oder aber in Gelächter über den Wahnwitz ausbrechen müßten. Das wunschlose Unglücklichsein, worin gegenwärtig alle Begeisterung getaucht ist, ist der Grund, weshalb aus Technikfetischisten, Fußballfanatikern und Bastlernarren keine rabiaten Käuze und potentiellen Revolutionäre werden, sondern verträgliche Zeitgenossen. Der Niedergang der Spielbanken im 20. Jahrhundert erklärt in diesem Zusammenhang vielleicht, warum die zu Beginn der Protestbewegung gelegentlich ausgesprochene Erwartung, der Widerspruch zwischen propagiertem und möglichem Konsum werde eine sprengende Kraft entwickeln, kaum Aussicht hat, bestätigt zu werden.

Zwischenbemerkung

Die Tatsache, daß die barbarischen spätkapitalistischen Verkehrsformen, die auch in den linken revolutionären Gruppen offen zutage treten, alle Lebensbereiche okkupieren, war eine der tragenden Erfahrungen der

Revolte. Sie ermöglichte kollektive Einsichten über die gesamtgesellschaftliche Relevanz von Bereichen und Institutionen, die der orthodox kommunistischen Politik schon immer als peripher erschienen, da sie ihr Augenmerk darauf richtete, mit hölzern-puristischen Sprüchen dem Proletariat auf die Beine zu helfen, damit es endlich den Bürgern die Machtfrage stelle, den sozialistischen Staat schaffe und auf diesem Wege das Paradies aller Werktätigen errichte. Wie ein nach diesem Rezept errichtetes Paradies geraten muß, zeigen schon die rigiden Organisations- und Verkehrsformen der kommunistischen Kaderparteien, die jene der kapitalistischen Gesellschaft in versteinerter Form reproduzieren.

Der Angriff gegen diese Verkehrsformen erfolgte in der Protestbewegung vor allem antizipatorisch, jedoch in der Erkenntnis, daß die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse von jeder theoretischen Bemühung, sie zum Zwecke ihrer Veränderung zu begreifen, eine verändernde Praxis erfordert. Diese Erkenntnis ist indessen bald zum Versatzstück linker Selbst-Agitation verkommen. Kapitalismus heißt eben auch, daß richtige Einsichten, die über ihn in seinem Schoß gedeihen, auf die lange Bank ewiger Programmatik geschoben werden und so zu seiner Verewigung beitragen. Ein von linken Gruppen organisierter einheitlicher Theoriebildungsprozeß existiert bei uns zur Zeit nicht – daran ändert auch die Tatsache nichts, daß fast jede Sekte behauptet, für sich diese Frage längst gelöst zu haben. Doch damit, daß man seine jeweilige Theorie auf das Niveau seiner Praxis oder – schlimmer noch – seine Praxis auf das Niveau seiner Theorien herunterbringt, ist niemandem gedient, vielleicht mit Ausnahme linker Berufspolitiker.

Angesichts solcher Verdinglichung radikaler Einsichten und Ansätze der Protestbewegung scheint es heute legitim, auf deren Ursprünge zu reflektieren. Die radikale Frage nach Momenten, die den Widerstand gegen die extensiven und intensiven Tendenzen des Kapitals objektiv ermöglichen, aktualisierte Ende der sechziger Jahre die Diskussion über den revolutionären Stellenwert des Komplexes, den Marx durch die Kategorie des Gebrauchswerts zu bestimmen trachtete. Es war ein Komplex, an dem sich die Forderungen der Bewegung nach kollektiv erfahrener Sinnlichkeit, Spontaneität, Phantasie festmachen ließen, als konkret-utopisches Gegenbild zu den durch systematische Gebrauchswertzerstörung charakterisierten kapitalistischen Verkehrsformen. Daß die Diskussionen über diese Kategorie nicht als akademische Orgien betrieben, sondern als praktisch-politische Aufgaben gesehen wurden, machte gerade ihre Stärke aus. Dieser Tradition sieht sich der folgende Teil – trotz der Sperrigkeit seiner Form – verpflichtet.

II.

Rosdolskys Befund aus dem Jahre 1959, daß der Gebrauchswert in der gesamten marxistischen Literatur ausgesprochen stiefmütterlich behandelt werde, ist nach wie vor gültig. Abgesehen von Kurnitzkys knappem und engagiertem Essay *Versuch über den Gebrauchswert* ist kaum eine Arbeit erschienen, worin dieser Begriff ökonomiekritisch problematisiert oder auch nur thematisiert würde. Nur in kulturkritischen und ästhetischen Debatten (denen auch Kurnitzkys Buch weitgehend zuzurechnen ist) wurde er im Zusammenhang mit der um sich greifenden Zerstörung der Sinnlichkeit implizit diskutiert. Was dabei an Einfallsreichtum, Beobachtungsfähigkeit und Assoziationskraft zutage trat, konnte jedoch über den Mangel an stringenter Theorie niemals ganz hinwegtrösten. Er äußerte sich beispielsweise darin, daß fast alle Überlegungen sich um die wenigen Formulierungen im Warenkapital rankten, während eine systematische Marx-Exegese unterblieb.

Die nach der Protestbewegung zu neuem Leben erwachende Politische Ökonomie hingegen trat bald in die Fußstapfen ihrer Ahnen und behandelte den Gebrauchswert generell so, wie Marx es an Ricardo kritisierte, nämlich primär exoterisch. Das Ignorieren von Marxens Hinweis, »daß die Unterscheidung von Gebrauchswert und Tauschwert in die Ökonomie selbst gehört, und nicht, wie Ricardo tut, als einfache Voraussetzung tot liegen bleibt« (Gr/226-227), hat mit Sicherheit die Debatten über »Produktive Arbeit« und »Wissenschaft als Produktivkraft« in jene Sackgasse geführt, in der man sie heute wohl vermuten muß. Produktiv und Produktivkraft – Kategorien also, die man doch zunächst dem Gebrauchswert zuordnen würde – wurden ohne viel Federlesens den Wertbestimmungen zugeschlagen. Das theoretische Gerüst dieses Verfahrens war ein aus passenden Formulierungen im *Kapital*, in den *Theorien über den Mehrwert* und den *Resultaten des unmittelbaren Produktionsprozesses* scholastisch und gewaltsam zusammengeflochtener Argumentationsstrang. Mit Erleichterung und als bequeme Bestätigung orthodoxer politischer Positionen wurde Marxens Befund zitiert, daß produktive Arbeit nur solche sei, durch welche sich Kapital verwertet. Wie gegensätzliche Stellen bei Marx übergangen wurden, so wurde auch übersehen, daß dieser Befund einen Nervenpunkt der Gesellschaftstheorie berührt und dringend der Interpretation bedarf. Wenn hier eine dem Gebrauchswert assoziierte Kategorie in die ökonomische Formbestimmung des Kapitals hineingenommen wird, was ist dann eigentlich aus der Elementarkategorie der Kritik der politischen Ökonomie, der Ware geworden, in welcher der Gebrauchswert dem Tauschwert äußerlich und gleichgültig war? (»Ein Ding kann Gebrauchswert sein, ohne Wert zu sein.« I/55) Statt aber solche Fragen an den

Befund zu knüpfen, wurde dieser beschwichtigend als Vergewisserung über die innere Stimmigkeit der Marxschen Theorie genommen, in welcher Funktion er, tautologisch verkümmert, seinen spezifischen Gehalt verliert. Entsprechend einsilbig war dann auch das Ergebnis dieser Diskussion, daß es nämlich nach wie vor auf die Arbeiter in den Produktionsbetrieben ankäme – als ob einerseits dergleichen in solcher Generalisierung je bestritten worden wäre, andererseits aber diese Auskunft die politischen Schwierigkeiten der Linken auch nur einen Schritt ihrer Klärung näherführte.

Der generellen Vernachlässigung des Gebrauchswerts hat Marx vielleicht selbst dadurch den Weg gebahnt, daß er im *Kapital* diesen Begriff nur im Warenkapital explizit behandelt. Diese erste Fassung des Gebrauchswerts, wie er unter der Bedingung der einfachen Zirkulation bestimmt, genauer: eben *nicht* bestimmt ist, hat sich deshalb hartnäckig als die einzige rezipierte durchgesetzt. Hingegen steht in der *Grundrissen* der ausdrückliche Hinweis, daß sich im Kapitalkreislauf nicht mehr so umstandslos zwischen den Dingen und ihren ökonomischen Formbestimmungen unterscheiden läßt wie in der einfachen Zirkulation, wo Gebrauchswert und Tauschwert einander kraß entgegengesetzt wie gegeneinander gleichgültig waren. Als Kapital steht das Geld »nicht im Gegensatz zum Gebrauchswert, sondern existiert außer dem Geld eben nur in Gebrauchswerten« (Gr/182). Diese Stelle ist insofern von strategischer Bedeutung, als Marx aus ihr den Antagonismus von Lohnarbeit und Kapital deduziert. Trat dem Tauschwert der Gebrauchswert als solcher gegenüber, so ist dem Kapital, welches die Gebrauchswerte involviert, nur die lebendige Arbeit rein entgegengesetzt. Wo das Geld wesentlich nur als Zirkulationsmittel fungierte, als sich selbst aufhebende und verschwindende Vermittlung, also in der einfachen Zirkulation, »endete für die einzelne Ware der Prozeß damit, daß sie als Gebrauchswert an ihren Mann kam, konsumiert wurde. Sie ... verlor ... überhaupt ihre ökonomische Form« (Gr./218). Im Kapitalverhältnis hingegen fällt die Konsumtion des Gebrauchswerts »selbst in den ökonomischen Prozeß, weil der Gebrauchswert hier selbst durch den Tauschwert bestimmt ist« (Gr./218). Auf früheren Stufen der Produktion, wo der Austausch nur das überflüssige Produkt ergriff,

»war es einfach zu übersetzen aus der Form des besonderen Gebrauchswerts in die des Tauschwerts. Seine Schranke erschien nur darin, daß es aus erstrer kommend durch seine *natürliche Beschaffenheit* in einer besonderen Form statt in der Wertform existierte, in der es gegen alle Waren direkt austauschbar war. Jetzt [im Kapitalverhältnis] aber ist gesetzt, daß in seiner *natürlichen* Beschaffenheit selbst das Maß seines Vorhandenseins gegeben ist. Um in die allgemeine Form übersetzt zu werden, darf der Gebrauchswert nur in einer bestimmten Quantität vorhanden sein; einer Quantität, deren Maß nicht in der vergegenständlichten Arbeit liegt, sondern aus *seiner Natur als Gebrauchswert*, und zwar *als Gebrauchswert für andere* [= Gesamtbedürfnis der Austauschenden nach diesem

Gebrauchswert] hervorgeht ... Die Gleichgültigkeit des Werts als solchen gegen den Gebrauchswert ist damit ebenso in falsche Position gebracht, wie andrerseits die Substanz und das Maß des Werts als vergegenständlichte Arbeit überhaupt.« (Gr/310)

Ist also für die einfache Zirkulation die natürliche Beschaffenheit des Produkts nur eine behindernde Form, während der Inhalt selbst, die natürliche Beschaffenheit in ihrer besonderen Ausprägung, noch gar nicht zur Debatte steht, so greift das Kapitalverhältnis unmittelbar in diesen ein.
Zum einen geht damit die Autonomie des Gebrauchswerts, die in der einfachen Zirkulation deshalb real war, weil unter Bedingungen produziert und konsumiert wurde, die dem Tauschverkehr kontingent waren (naturwüchsig verschiedene Reproduktionsweise der einzelnen Stämme etc., mithin Verschiedenheit der Produkte als Voraussetzung des Tauschverkehrs), im Kapitalverhältnis verloren. Wenn nun der Ware die Gleichgültigkeit von Tauschwert und Gebrauchswert, also deren Autonomie konstitutiv war, dann könnte dies heißen, daß das Kapital die Ware – obgleich seine fundierende Kategorie – allmählich zerstört in dem Maße, wie es die ganze Welt unter seine Kontrolle bringt. Auf diesen Prozeß mag sich eine Vermutung Hans-Jürgen Krahls beziehen, in der, wohl erstmalig in der marxistischen Literatur, die Ware nicht als ein Begriff behandelt wird, der, weil unveränderlich, nachgeschlagen und gelernt werden kann, sondern als der geschichtlichen Veränderung unterworfene Realität. Er schreibt über die Ware: »Deren Elemente, Gebrauchswert und der an dessen Naturalform usurpatorisch erscheinende Wert, müssen in eine qualitativ veränderte Konstellation getreten sein; die Warenform, in der Gebrauchswert tendenziell schon stets abstirbt, zur Allegorie wird, trägt die Tendenz zur Zersetzung in sich« (Hektogr. Schriftensammlung S. 21). Auf andere Weise, als Rosa Luxemburg damals gegenwärtig, würde sich so ihre Annahme bewahrheiten, daß das Kapital zu seiner Selbsterhaltung stets nichtkapitalistische Bereiche verschlingen muß.
Zum andern aber wäre zu fragen, ob nicht der Wert im selben Maße, wie die ins Exil getriebenen Gebrauchswertbestimmungen in ihn einwandern, durch solche Befleckung allmählich seinen Charakter als »automatisches Subjekt«, seine Selbstherrlichkeit als universelles gesellschaftliches Regulativ verliert; ob damit die durchs Kapital konstituierte gesellschaftliche Objektivität, die eben nicht nur naturwüchsig Herrschaft und Ausbeutung fortsetzte, sondern ebensosehr die Emanzipation von unmittelbaren Naturzwängen und bloßen Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnissen einschloß, nicht im Begriff steht, sich in die letzteren zurückzubilden. Es sei jedoch betont, daß solche Überlegungen kaum dem eilfertigen Frohlocken revisionistischer Positionen, nun sei der Wert überwunden und Marx überholt, Vorschub leisten werden. Der Wert ist mit Sicherheit nicht überwunden, sondern er ist vielleicht schon aus der kontemporären

Geschichte ins stets noch erweiterungsfähige Arsenal gerade in ihrem Anachronismus moderner Herrschafts- und Ausbeutungsformen herabgesunken, welches mit seinem ganzen in der Geschichte aufgetürmten Umfang immer noch auf den Menschen lastet, weil nur die gelungene Revolution sie davon hätte befreien können.

Noch im Handwerksbetrieb, der sich im Rahmen der Zunftordnung entwickelte, ist der Gebrauchswert im Partikularen unmittelbar präsent und wird daher von den arbeitsteilig Produzierenden gewußt, ohne daß sie ein Bewußtsein von dessen gesellschaftlichen Bestimmungen haben müßten. Hier noch setzt sich die Tradition naturwüchsiger Gemeinwesen durch, »die ihre eigene, naturwüchsige Teilung der Arbeit so gut besitzen wie die Warenproduktion«, und in welchen die einzelnen Arbeiten »in ihrer Naturalform gesellschaftliche Funktionen« sind, weil »die individuellen Arbeitskräfte von Haus aus nur als Organe der gemeinsamen Arbeitskraft des Gemeinwesens« wirken (I/92). Weil sich das Gesellschaftliche noch nicht als besonderes Allgemeines von den einzelnen Tätigkeiten abgesetzt hat, fallen in deren Produktion partikularer Zweck und gesellschaftliche Funktion, Naturales und menschliche Bestimmung unmittelbar zusammen. Das Kapital des Handwerksbetriebs, welcher sich aus der vorkapitalistischen Produktionsweise noch nicht gelöst hat, ist deshalb »an eine bestimmte Form des Gebrauchswerts gebunden«:

»Die Methoden der Arbeit, die er anwendet, sind nicht nur erfahrungsmäßige, sondern zunftmäßig vorgeschriebene – gelten als die notwendigen, und somit erscheint auch nach dieser Seite nicht der Tauschwert, sondern der Gebrauchswert der Arbeit als letzter Endzweck. Es hängt nicht von seinem Belieben ab, Arbeit von dieser oder jener Qualität zu liefern, sondern der ganze Zunftbetrieb ist darauf eingerichtet, daß bestimmte Qualität geliefert wird ... Er arbeitet auf Bestellung ... für den unmittelbaren Gebrauchswert ... Standesgemäße Existenz – nicht der Tauschwert als solcher, nicht Bereicherung als solche erscheint hier als Zweck und Resultat der Exploitation fremder Arbeit.« (Res/55-56)

Inhalt, Zweck und Resultat der Arbeit gehorchen Bestimmungen, die sich mühelos konkretisieren lassen, weil sie sich auf Bereiche außerhalb der Zirkulation beziehen: auf das kunstfertige Hantieren mit Werkzeugen, worüber innerhalb der Zunft Übereinkunft herrscht; auf die standesgemäße Existenz, die der Meister praktiziert; auf Arbeitsprodukte, die einem überschaubaren Kreis von Bedürfnissen in bekannter Art und Weise genügen. Fast immer sind es solche autonomen, gegen die Entwicklung des Kapitalverhältnisses resistent gebliebenen Bereiche, die wie erratische Blöcke in seine Geschichte hineinragen, an denen Marx den Begriff des Gebrauchswerts veranschaulicht. Als historisch frühere dient die einfache Zirkulation (W-G-W, Verkauf für den Kauf) immer noch »zum Mittel für einen außerhalb der Zirkulation liegenden Endzweck, die Aneignung von Gebrauchswerten, die Befriedigung von Bedürfnissen« (I/167). Dies des-

halb, weil ihr die Gebrauchswerte noch Zwecke sind, die vor ihr, unabhängig von ihr und außerhalb ihrer existieren.
War in der einfachen Zirkulation der Gebrauchswert das fraglos Vorausgesetzte, schlechthin Selbstverständliche, weil er den Produzenten als gewußter Zweck gegenwärtig war, so wird er im Kapitalverhältnis ein äußerst rätselhaftes Gebilde, gleichsam Produkt eines höheren Willens. Die Menschen produzieren ihn, aber sie tun es ohne Absicht: »Ebenso gleichgültig wie dem Kapital, als sich verwertendem Wert, die besondre stoffliche Gestalt, worin es im Arbeitsprozeß erscheint, ob als Dampfmaschine, Misthaufen oder Seide, ebenso gleichgültig ist dem Arbeiter der besondre Inhalt seiner Arbeit« (Res/40). Konsequent folgt daraus, »daß produktive Arbeit zu sein eine Bestimmung der Arbeit ist, die an und für sich nichts zu tun hat mit dem bestimmten Inhalt der Arbeit, ihrer besondren Nützlichkeit oder dem eigentümlichen Gebrauchswert, worin sie sich darstellt« (Res/70). Gleichwohl muß in dieser ökonomischen Formbestimmung der Arbeit der Gebrauchswert enthalten sein, »denn der kapitalistische Arbeitsprozeß hebt die allgemeinen Bestimmungen des Arbeitsprozesses [die alle solche des Gebrauchswerts sind] nicht auf« (Res/65). Der Widerspruch, daß über die Produktivität einzelner Arbeiten nicht nach Maßgabe des Zweckmäßigen zu urteilen ist, obwohl die Assimilierung von Naturstoffen für menschliche Zwecke eine Bestimmung der Produktivität ist, löst sich dahin auf, daß die Gebrauchswertbestimmungen der Arbeit von den partikularen Tätigkeiten abgezogen wurden und in die kombinierte Tätigkeit der ganzen Gesellschaft eingewandert sind: »Um produktiv zu arbeiten, ist es nun nicht mehr nötig, selbst Hand anzulegen; es genügt, Organ des Gesamtarbeiters zu sein, irgendeine seiner Unterfunktionen zu vollziehen« (I/532). Der Gesamtarbeiter aber ist nichts anderes als die gesamte unter das Kapital subsumierte Arbeit.
Mit diesen Bestimmungen sind nun keineswegs, wie in den *SoPo*-Aufsätzen angenommen wurde, sichere Kriterien (etwa im Sinne einer Prüfliste) gewonnen, welche Arbeit produktiv sei und welche nicht. Stattdessen verdeutlichen sie, daß die bescheidene Frage nach dem Charakter einer einzelnen Tätigkeit die viel gewichtigere nach der gegenwärtigen historischen Funktion des Kapitalverhältnisses notwendig involviert. Der widersprüchliche Produktivitätsbegriff, demzufolge eine Tätigkeit nicht an und für sich nützlich, dafür aber Bestandteil der Gesamtarbeit sein muß, um für produktiv zu gelten, hat zur logischen Voraussetzung, daß der Gesamtarbeiter, also die gesamte unter das Kapital subsumierte Arbeit oder das Kapitalverhältnis selbst – in wie widersprüchlicher Form auch immer – nützliche Dinge hervorbringt. Damit aber stehen Produktivität und Gebrauchswert selbst auf dem Spiel. Ob nämlich diese logische Voraussetzung in der Wirklichkeit nach wie vor gegeben ist – das

läßt sich nicht ohne weiteres aus dem *Kapital* deduzieren. Es wird zur Prüfung dieses Sachverhalts aber erforderlich sein, die Marxschen geschichtsphilosophischen Bestimmungen des Kapitalverhältnisses – deren aus dem Text hervorstechende lyrische Diktion die Wissenschaftler wohl peinlich berühren muß, denn sie werden in der Sekundärliteratur so selten erwähnt – in die Diskussion einzubringen, statt sie im Dunstkreis stillschweigenden Einverständnisses zu belassen, worin sie zu universell gültigen Lehrsätzen, zu Dogmen also heranwuchern.

Der objektive Schein, die »Mystifikation der kapitalistischen Produktionsweise, die Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse, das unmittelbare Zusammenwachsen der stofflichen Produktionsverhältnisse mit ihrer geschichtlichen Bestimmtheit« (III/838) – wodurch die Unterscheidung von Produktivkraft und Produktionsverhältnis, von Gebrauchswert und Wert, von den Dingen und ihren ökonomischen Formbestimmungen überhaupt erst zum Problem wird – dieser Schein ist Ausdruck des realen Unvermögens der Menschen, autonom über die Ressourcen ihres Reichtums zu verfügen. Seine revolutionäre Überwindung ist die Voraussetzung dafür, daß Menschen wie Dinge zu ihrem Recht gelangen, indem die Menschen einander und den Dingen mit der Souveränität gegenübertreten, die die Attitüde des gewalttätigen Plünderers entbehrlich macht. In einer der wenigen Stellen, die sich über nachrevolutionäre Verhältnisse äußern, hat Marx das Motiv der Versöhnung von Mensch und Natur (Adorno und Horkheimer häufig als metaphysische Schrulle vorgeworfen) entwickelt:

»Vom Standpunkt einer höheren ökonomischen Gesellschaftsformation wird das Privateigentum einzelner Individuen am Erdball ganz so abgeschmackt erscheinen, wie das Privateigentum eines Menschen an einem anderen Menschen. Selbst eine ganze Gesellschaft, ja alle gleichzeitigen Gesellschaften zusammengenommen, sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, ihre Nutznießer, und sie haben sie als boni patres familias den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen.« (III/784)

Zu solcher Überwindung ihres usurpatorischen Verhältnisses zueinander und zur Natur bedürften die Menschen freilich einer Fähigkeit, derer erst frei assoziierte Produzenten mächtig wären, nämlich der zu »selbstbewußter rationaler Behandlung des Bodens als des gemeinschaftlichen ewigen Eigentums, der unveräußerlichen Existenz- und Reproduktionsbedingung der Kette sich ablösender Menschengeschlechter« (III/820). Ist dieser nachrevolutionäre Zustand die reale Voraussetzung dafür, daß sich die zwangshafte Verschränkung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen mit den Dingen löst, so hat dessen theoretische Vorwegnahme in der Unterscheidung von Gebrauchswert und Tauschwert, von Produktivkraft und Produktionsverhältnis seine Antizipation zur Bedingung. Das störrische Festhalten an ihr befähigt das Denken erst, die Kategorien der politischen Ökonomie bis zu dem Punkt zu entwickeln, wo ihnen Gebrauchs-

wert und Produktivkraft als Unbegriffenes, damit als Stigma ihrer Unwahrheit entgegentritt.

Wurde die der Kritik der politischen Ökonomie konstitutive Antizipation richtiger gesellschaftlicher Verhältnisse der Menschen untereinander und zur Natur von den bestehenden falschen zwar mitproduziert als objektive (aber eben auch versäumbare) Möglichkeit der proletarischen Revolution, so wurde sie ihnen doch nur mit äußerster Anstrengung abgerungen. Dies geht beiläufig aus stilistischen Eigenheiten hervor, die bei einem Autor wie Marx beinahe die Dignität des manifesten Inhalts besitzen, so aus der trotzigen sprachlichen Gebärde des »Umgekehrt.«, und es bestimmt den Ton von Formulierungen wie der folgenden, die sich wütend und beschwörend zugleich gegen die trinitarische Formel wendet:

»Kapital Boden Arbeit! Aber das Kapital ist kein Ding, sondern ein bestimmtes, gesellschaftliches, einer bestimmten Gesellschaftsformation angehöriges Produktionsverhältnis, das sich an einem Ding darstellt und diesem Ding einen spezifischen gesellschaftlichen Charakter gibt.« (III/822)

Die geschichtliche Einmaligkeit des Aufblitzens dieser Antizipation, in jener historischen Konstellation, wo die bürgerliche Produktionsweise noch nicht ganz vernunftverlassen und die proletarische Revolution auf der Tagesordnung waren, ist der Grund dafür, es in revolutionärer Theorie mit der Tradition zu halten. Daher Adornos Orthodoxie im Umgang mit Marxschen Begriffen.

In der Antizipation vernünftiger gesellschaftlicher Verhältnisse kann die Theorie, anders als die jene partiell realisierende Praxis des politischen Kampfes, solche Verhältnisse jedoch nicht vorwegnehmen. Sie würde sonst sich selbst als historisches Subjekt unterstellen, welches in Wahrheit die um ihre Emanzipation kämpfenden lebendigen Menschen sind. Aus dieser nur um den Preis der Ideologisierung ignorierbaren Beschränkung aller Theorie resultiert, daß die Begriffe Gebrauchswert und Produktivkraft trotz aller naturalen Pausbäckigkeit eigentümlich ungreifbar bleiben und dort, wo man ihrer außerhalb der komplexen Darstellung habhaft werden will, nur sehr abstrakt als Negation des herrschenden Gesellschaftszustands bestimmbar sind. Obgleich für sie selbst nicht positivierbar, ist so der Gebrauchswert das innere Motiv der Kritik der politischen Ökonomie und ihr Telos. In diesem Sinn ist Marxens energischer Protest gegen Wagner zu verstehen, der ihm Vernachlässigung des Gebrauchswerts vorgeworfen hat:

»Nur ein vir obscurus, der kein Wort des ›Kapitals‹ verstanden hat, kann schließen: Weil Marx in einer Note zur ersten Ausgabe des ›Kapitals‹ allen deutschen Professorenkohl über ›Gebrauchswert‹ im allgemeinen verwirft und Leser, die etwas über wirkliche Gebrauchswerte wissen wollen, auf ›Anleitungen zur Warenkunde‹ verweist, – daher spielt der Gebrauchswert bei ihm keine Rolle.« (MEW 19/396)

Betont Marx hier einerseits die Bedeutung des Gebrauchswerts für seine Theorie, andererseits die Differenz dieses theoretisch bedeutsamen Begriffs zur Enzyklopädie daseiender Gebrauchsgegenstände (»wirkliche Gebrauchswerte«), so unterstreicht er die Wichtigkeit dieser Momente an anderer Stelle mit der Bemerkung, daß »bei mir der Gebrauchswert eine ganz anders wichtige Rolle spielt als in der bisherigen Ökonomie, daß er aber notabene immer nur in Betracht kommt, wo solche Betrachtung aus der Analyse gegebener ökonomischer Gestaltungen entspringt« (MEW 19/371).

Die Modifikation des Inhalts bürgerlichen Reichtums, des Gebrauchswerts, besteht gerade darin, daß er nur im Gegensatz von Gebrauchswert und Wert als Ware real vorhanden, durch diesen Gegensatz konstituiert und in diesem Gegensatz begrifflich faßbar ist, sich folglich dem unmittelbaren Zugriff entzieht. Weil sie dies ignoriert, erkennt »die bisherige Ökonomie«, wo ihr Blick auf die materiellen Dinge fällt, nicht wirklich Gebrauchswerte, sondern nur Produkte, in denen verdinglichte gesellschaftliche Verhältnisse der Menschen und sachliche Eigenschaften der Dinge eine für sie unentwirrbare Verflechtung eingegangen sind; sie bleibt dem Warenfetischismus verhaftet. Als gegenstandskonstitutive Aktivität seitens des Subjekts erfordert der Gebrauchswert aber das Durchbrechen dieses Fetischismus. Bedeutet dies in Wirklichkeit nichts Geringeres als revolutionäre Praixs, so für die Theorie, die Dinge unter dem Aspekt ihres Andersseins, ihres Gegensatzes zu ihrer unmittelbaren Erscheinung zu betrachten. Die damit vorausgesetzte abstrakte Antizipation des richtigen Gesellschaftszustands, der als Wunsch dem Gedanken die Kraft gibt, sich vom unmittelbar Vorgefundenen zu lösen, durchzieht zwar die Theorie als inneres Motiv, kann aber niemals ihr Gegenstand werden. Sonst würde sie Ideologie, insofern sie das praktisch erst noch Herzustellende als bereits vorhanden voraussetzt. Gegenstand theoretischer Operationen kann nur werden, was existiert – weshalb Marx Wagners Unterstellung, er, Marx, habe ein »sozialistisches System« aufgestellt (MEW 19/357), energisch zurückweist. So unmöglich es ist, noch vor der Revolution mit dem Zeigefinger auf den Sozialismus zu tippen, um ihn zu analysieren, zu systematisieren usw., so wenig ist der Gebrauchswert unmittelbar greifbar. Er existiert real nicht als solcher, sondern nur innerhalb des Gegensatzes von Gebrauchswert und Wert, worin letzterer die unmittelbar handgreifliche Realität besitzt. Aus dessen Analyse ist daher das der Theorie einzig zugängliche Schattenbild des Gebrauchswerts zu modellieren – indem die Kategorien kraft theoretischer Anstrengung an die Punkte geführt werden, wo ihr Anspruch, die Wirklichkeit zu begreifen, zunichte wird und sie den Gebrauchswert als ihr Nichtidentisches preisgeben müssen. Deshalb kann Marx die »anders wichtige Rolle des Gebrauchswerts« in seiner

Theorie betonen und ihn gleichwohl nur in Betracht ziehen, »wo solche Betrachtung aus der Analyse gegebener ökonomischer Gestaltungen entspringt.«

Verdankt sich der emphatische Begriff des Gebrauchswerts zwar vorrangig der gegenstandskonstitutiven Leistung des unzufriedenen Subjekts, so fällt er diesem doch nicht vom Himmel. Wäre der Widerspruch der gegenständlichen Welt gegen ihre gesellschaftliche Formbestimmtheit nicht real als objektive Möglichkeit ihres Andersseins für die Menschen; wäre er nicht einerseits wirklich in der naturalen Beschaffenheit der gesellschaftlich produzierten Dinge als Herausforderung, anders mit ihnen zu verfahren, andererseits im Sozialcharakter der gesellschaftlich produzierten Menschen als Bedürfnis und Willen, sich die Dinge anders anzueignen – mithin in der Gesellschaft selbst –, so könnte er auch nicht als Wunsch im Kopf die treibende Kraft revolutionärer Gedanken werden. Ohne ein erfahrbares Moment von Unmittelbarkeit kommt der diese als Verdinglichung auflösende Widerspruch nicht aus. Daher Marxens terminologisches Changieren: zwischen Reichtum als Warensammlung und Reichtum als Summe der Gebrauchswerte, oder an ganz zentraler Stelle, wenn er einmal von der Doppelnatur der Ware spricht, dann von der Ware als Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Wert. Ohne die Gleichgültigkeit und Beziehungslosigkeit der verselbständigten Momente gegeneinander, die der Begriff »Doppelnatur« akzentuiert, wäre auch der Widerspruch nicht. Indem dieser nämlich, naturgesetzlich weitertreibend, sich die ihn konstituierenden, ihm aber auch kontingenten Momente restlos einverleibt, also seine Existenzbedingungen verschlingt, mündet er schließlich in Identität. Diese entsetzliche Lösung deutet Marx an, wenn er, die Entwicklung des objektiven Scheins verfolgend, an den Punkt gerät, wo kaum noch zu sagen ist, ob das Kapital Produktivkraft oder Produktionsverhältnis ist. Im Alltag der Gegenwart begegnet einem die Auflösung des Widerspruchs von Gebrauchswert und Wert dergestalt, daß kaum noch erkennbar ist, was sich mit den Dingen anderes anfangen ließe als sie verkaufen, kaufen und wegschmeißen. Indem von diesem Kreislauf nur die physische Reproduktion als einzig unbestreitbarer Nutzen abfällt, erfüllt sich auf diese Weise Marxens Prognose von der wachsenden Verelendung.
Weil aber der Gebrauchswert in der heroischen Epoche des bürgerlichen Zeitalters wirklich in den Produkten war, wenn auch nur als Widerspruch ihrer Naturalform gegen ihre ökonomische Formbestimmtheit, d. h. als widersprechender und zuwiderhandelnder Wille aller durch die gesellschaftliche Form ihrer Arbeitsprodukte von deren Besitz ausgeschlossenen, ihrer aber gleichwohl bedürftigen Menschen, die Dinge aus ihren ökonomischen Formen herauszubrechen, um sie aneignen zu können – deshalb

ist der Gebrauchswert in Ricardos der Verdinglichung aufsitzender Theorie nicht eliminiert. (Die Lebensverhältnisse der revolutionären Bourgeoisie wie ihre technologischen Errungenschaften trugen den Widerspruch in sich als sichtbares Unrecht, daß nicht alle daran teilhatten, als Stachel berechtigten Neides der von ihrem Besitz Ausgeschlossenen. Das kann man vom American Way of Life wahrlich nicht mehr behaupten.) Statt den Gegensatz von Gebrauchswert und Wert zu beseitigen, indem er jenen mit den daseienden Produkten identifiziert, »spricht er vielmehr in anderer Form den Widerspruch selbst aus, indem er den Reichtum als solchen – die Masse der Gebrauchswerte für sich – ohne Rücksicht auf die Produzenten als ultima Thule hinstellt« (MEW 26,3/50). Der Gebrauchswert ist demnach kein Niemandsland, an dessen Grenzen die Dialektik einhält. ›Als solcher‹ ist er, der doch nach den Bestimmungen des ›für wen‹ und ›wozu‹ gebieterisch verlangt, ein Widerspruch in sich selber. Wie die ökonomischen Formbestimmungen auf allen Entwicklungsstufen (Ware-Geld-Kapital), die jeweils wieder Einheiten des Gegensatzes von Wert und Gebrauchswert sind, letzteren nicht loswerden, so kann umgekehrt der Gebrauchswert seine gesellschaftliche Formbestimmtheit nicht abschütteln. In der Bestimmung ›als solcher‹ trägt er sie mit sich als abstrakte Negation, d. h. als Beziehungslosigkeit gegenüber den gesellschaftlichen Bedürfnissen der Menschen, denen er seinem eigenen Begriff nach doch genügen soll. Gerade in solcher Gleichgültigkeit aber schloß er die historisch neue Möglichkeit des Ausbrechens aus dem »fest abgeschlossene(n) Kreis von Bedürfnissen« (I/144) traditioneller Gesellschaften ein. Kapitalistische Produktion ist solche, »die sich nicht an vorausbestimmende und vorausbestimmte Schranke der Bedürfnisse bindet« (Res/63). Bemerkenswert kleinlaut und zurückhaltend fügt Marx hinzu:

»Dies die eine Seite, im Unterschied von früherer Produktionsweise; if you like, die positive Seite.« Weiter: »Andererseits die negative oder der gegensätzliche Charakter: Produktion im Gegensatz zu, und unbekümmert um, den Produzenten. Der wirkliche Produzent als bloßes Produktionsmittel, der sachliche Reichtum als Selbstzweck. Und die Entwicklung dieses sachlichen Reichtums daher im Gegensatz zu dem, auf Kosten des menschlichen Individuums.« (Res/63)

Der im ›Reichtum als solcher‹ eingeschlossene Widerspruch beinhaltet neben der Möglichkeit der Emanzipation von der naturverhafteten Enge vorkapitalistischer Gesellschaftsformationen die Gefahr, hinter diese zurückzufallen. Mit fortschreitender Verselbständigung seiner Momente vergeht der Widerspruch, indem beide sich in bloße Natur auflösen. (Fortschreitende Verselbständigung und Auflösung in Identität: Marx sagt vom natürlichen Inhalt in der einfachen Zirkulation, »daß er noch ganz von dem ökonomischen Verhältnis *getrennt* ist, weil er noch unmittelbar mit ihm *zusammenfällt*« (Gr/153).)

In der Beziehung auf die »necessaries« (MEW 26,3/50) schleppt der kapitalistische Reichtum die kreatürliche Bedürftigkeit, die er scheinbar überwindet, mit sich fort. Darin werden die konkret verschiedenen Gebrauchsgegenstände selbst auf ein Abstraktes, den Gebrauchswert reduziert. Negativ gefaßt beinhaltet diese Abstraktion die Möglichkeit, die Bedürfnisse vom engen Umkreis traditionell und lokal beschränkter Gebrauchsgegenstände zu lösen. Absolut geworden, nicht mehr negatorisch auf traditionelle Produktionsweisen bezogen (historisch an dem Punkt, wo das Kapital siegreich aus der Auflösung des Feudalismus hervorgegangen ist), besteht sie in der Reduktion aller Gebrauchsgegenstände auf Mittel des bloßen Überlebens. Daher ist kapitalistischer Reichtum solcher, »der immer die Armut zur Voraussetzung hat und sich nur entwickelt, indem er sie entwickelt« (MEW 26,3/51).
Damit haben sich fast unmerklich die Fronten entscheidend vertauscht. Der Gebrauchswert, in dem die Emanzipation von bloßer Natur gesetzt war, fällt unter die Bestimmungen kreatürlicher Bedürftigkeit zurück, während in seiner ökonomischen Form die »Entwicklung der menschlichen Produktivkräfte, also Entwicklung des Reichtums der menschlichen Natur als Selbstzweck« (MEW 26,2/111) als Möglichkeit enthalten ist. Im Sinne solcher Akzentuierung des Potentiellen gibt Marx der als idealistisch verschrienen Ansicht Hodskins recht, daß »die Akkumulation im Geschick und der Kenntnis der Arbeiter die Hauptakkumulation ist und ungleich wichtiger als die sie nur darstellenden vorhandenen objektiven ... Bedingungen dieser akkumulierten Tätigkeit« (MEW 26,3/262). So verflüchtigt sich der Gebrauchswert aus der Welt sinnlich-handgreiflicher Gegenstände und erhält die Qualität einer Potenz, die erst noch zu aktualisieren ist. Aus solcher Verlagerung erklärt sich Marxens zunächst frivol anmutender Sprachgebrauch, bedenkenlos vom Gebrauchswert des Geldes oder des Kapitals zu sprechen.

Wird der emanzipatorische Begriff des Gebrauchswerts auch an daseienden Dingen als innerer Widerspruch derselben in der bürgerlichen Gesellschaft gewonnen, so treibt er doch über diese historische Fixierung seiner Existenz hinaus. Weil die Antizipation des richtigen Gesellschaftszustandes das historische Kontinuum zerreißt und damit den Aspekt eröffnet, die Geschichte als Befreiungsgeschichte zu begreifen, wird auch der Gegensatz derselben erkennbar: Realgeschichte als vernunftlose Folge versäumter Möglichkeiten, verlorengegangener Errungenschaften, vergessener Erkenntnisse, zufälliger Niederlagen. Am Gegenbild von Fortschritt und Entwicklung konkretisiert sich die erdrückende Zeitlosigkeit der Realgeschichte als Vorgeschichte. Im Resultat aufgehobene Momente der Entwicklung wären die verstreuten Errungenschaften erst wirklich, träte die-

ses Gegenbild wirklich ein. Deshalb ist der zeitlichen Vorstellung von Geschichte die räumliche komplementär als Gegensatz. Als Naturgeschichte der Menschen verräumlicht sich Geschichte zu einem verlassenen Feld, dessen Früchte verstreut und vergessen herumliegen. Erst die Gravitationskraft der Antizipation des richtigen Gesellschaftszustands macht sie logisch zu dessen Momenten, historisch zu dessen entwicklungsgeschichtlichen Stadien. Indem die Antizipation die versprengten Errungenschaften der Universalgeschichte heranzieht, gewinnt sie die Kraft, sich von der vorgefundenen Gegenwart, aus der sie entsprang, zu lösen. Als inneres Motiv der Kritik der politischen Ökonomie noch sehr verborgen, wird sie nun als lebendige Vorstellung zur absoluten Instanz, vor deren Urteil die bürgerliche Epoche insgesamt nicht standhält. (Gerät damit übrigens auch in Gefahr, ideologisch zu werden.) Die damit gewonnene »menschliche Natur im allgemeinen« gestattet erst, darüber zu befinden, was im einzelnen an den Gegenständen nützlich, d. h. ihr Gebrauchswert, und was nicht. Damit scheint der Gebrauchswert qualitativ dingfest gemacht, inhaltlich bestimmt. Indessen klingt aber sein Pathos heute unverkennbar hohl. Weil der Widerspruch, der den Gehalt der Marxschen Gebrauchswertbestimmungen ausmachte, zerbrochen ist, hören sich die von ihnen abgeleiteten revolutionären Forderungen beinahe staatserhaltend an. Weil der Widerspruch zwischen der disponiblen Arbeiterbevölkerung und der von Marx geforderten absoluten Disponibilität des Menschen für wechselnde Arbeitserfordernisse sich in schlechte Identität aufgelöst hat, können Techno- und Sozialdemokratie letztere unbesehen proklamieren. Weil Marxens resignative Prognose, derzufolge »materielle Kräfte mit geistigem Leben ausgestattet werden und die menschliche Existenz zu einer materiellen Kraft verdummt«, sich inzwischen über alle Maßen bewahrheitet hat, besteht zwischen einer bestimmten gesellschaftlichen Detailfunktion und der Totalität aller verschiedenen Funktionen, die für das total entwickelte Individuum Marx zufolge einander ablösende Beschäftigungsweisen sein sollten, kein prinzipieller Unterschied mehr. Angesichts der schlechten Auflösung des Widerspruchs zwischen der Ohnmacht des paupers und der Selbstherrlichkeit der herrschenden Klasse gewinnen Forderungen wie die zitierten eine Positivität, die sie um ihren Gehalt bringt. A la lettre genommen, werden sie ideologisch, weil ihnen als solchen der Widerspruch nicht mehr immanent ist. Deshalb wird bei ihrem theoretischen Nachvollzug nichts die schlechte Wirklichkeit wahrhaft Transzendierendes mehr gedacht. Von solchen babylonischen Verständigungsschwierigkeiten im Umgang mit dem Marxschen Werk sind selbst zaghaftere Formulierungen betroffen: »Aber free time, disposable time, ist der Reichtum selbst – teils zum Genuß der Produkte, teils zur free activity, die nicht wie die labour durch den Zwang eines äußeren Zwecks

bestimmt ist, der erfüllt werden muß, dessen Erfüllung Naturnotwendigkeit oder soziale Pflicht, wie man will« (MEW 26,3/253). Es gibt keine Gewähr, daß diese Dinge nicht für längst realisiert gehalten werden in der *Do it yourself*-Bewegung oder im Atika-Bummel.
Deshalb muß man sie heute sehr bewußt anders formulieren. Das fehlende Bewußtsein von der fragilen Struktur des Gebrauchswerts, der Beschränkung seiner außertheoretischen Existenz auf die Praxis des politischen Befreiungskampfes oder zumindest der aktiven Subversion – kurz seines Status als einer revolutionstheoretischen Kategorie – war vielleicht der Grund, weshalb die konkreteren Forderungen der Protestbewegung – Sinnlichkeit, Sensibilität, Phantasie – dermaßen wehrlose Opfer der Kulturindustrie wurden.

Anmerkung

Zitiert wird nach der Dietz-Ausgabe (MEW) mit Band- und Seitenzahl. Römische Zahlen beziehen sich auf die drei Bände des *Kapital*; Gr = *Grundrisse*, Res = *Resultate*.

Studienliteratur. Wissenschaftliche Informationen.

Sozialwissenschaften

Rolf-Richard Grauhan/ Wolf Linder
Politik der Verstädterung
184 Seiten, DM 9.80 (FAT 4030)

Klaus Holzkamp
Sinnliche Erkenntnis
Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung
Psychologisches Institut der Freien Universität Berlin:
Texte zur kritischen Psychologie
Band 1
448 Seiten, DM 15.80 (FAT 4100)*

Urs Jaeggi / Sven Papcke
Revolution und Theorie 1
ca. 420 Seiten, ca. DM 20.80
(FAT 4017) 2. Quartal '74

Alexejew Nikolajew Leontjew
Probleme der Entwicklung des Psychischen
(Mit einer Einführung von Klaus Holzkamp und Volker Schurig)
488 Seiten, DM 16.80 (FAT 4018)

Volker Volkholz/Gine Elsner/ Brigitte Geissler/ Monique Kriescher-Fauchs/ Peter Thoma (Hg.)
Analyse des Gesundheitssystems
Krankheitsstruktur, ärztlicher Arbeitsprozeß, Sozialstaat
Reader zur Medizinsoziologie
432 Seiten, DM 20.80 (FAT 4026)

Erich Wulff
Psychiatrie und Klassengesellschaft
Zur Begriffs- und Sozialkritik der Psychiatrie und Medizin
326 Seiten, DM 11.80 (FAT 4005)*

Ellen Katharina Reinke
Psychologiestudium und Politisierung
Studentische Selbstorganisation als Kritik der Psychologie
(Mit einem Vorwort von Eduard Schwitajewsky)
200 Seiten, DM 9.80 (FAT 4036)*

Nicos Poulantzas
Politische Macht und gesellschaftliche Klassen
2 Bände
je Band ca. 250 Seiten, ca. DM 12.80
(FAT 4040/4041) 2. Quartal '74

* Diese Titel sind als Leinenausgabe des Athenäum Verlags, Frankfurt, erhältlich

Weitere Informationen über das gesamte Verlagsprogramm erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung oder direkt vom

Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag
6 Frankfurt am Main 90
Postfach 700480

Fischer Athenäum Taschenbücher

Eugen Eberle **Sieben Jahre offensiver Widerstand.**

Tilman Fichter
Betriebspolitik der KPD nach 1945 am Beispiel der Firma Bosch.
Politik 50. 192 Seiten. DM 7,50 (6,50)

Claudie Broyelle
Die Hälfte des Himmels
Frauenemanzipation und Kindererziehung in China. Mit einem Vorwort von Han Suyin
Politik 49. 160 Seiten. DM 6,50 (5,50)

Politik

Berni Kelb
Organisieren oder organisiert werden
Vorschläge für Genossen links unten
Politik 39. 96 Seiten. DM 4,50 (3,50)

Hansmartin Kuhn
Der lange Marsch in den Faschismus
Zur Theorie der Institutionen in der bürgerlichen Gesellschaft
Politik 45. 128 Seiten. DM 6,50 (5,50)

Sozialistisches Jahrbuch 5

Herausgegeben von Wolfgang Dreßen
Politik 44. 224 Seiten. DM 7,50 (6,50)

Arno Münster
Chile – friedlicher Weg?
Historische Bedingungen, „Revolution in der Legalität", Niederlage
Politik 44. 224 Seiten. DM 7,50 (6,50)

Jedes Buch ist im Abonnement 1 Mark billiger. Wenden Sie sich bitte an Ihren Buchhändler oder an den Verlag: **1 Berlin 31, Jenaer Str.6**

WAGENBACH

Exkurse

Diese Rubrik durchbricht die redaktionellen Regeln des *Kursbuchs*. Was sich der Beschränkung auf ein zentrales Thema nicht fügt, aus inhaltlichen, formalen, auch aus Gründen der Aktualität, soll hier erscheinen: Polemiken, Dokumente, Kommentare, Marginalien. Auch die Leser und Mitarbeiter des *Kursbuchs* sind eingeladen, sich hier zu äußern. Beiträge, deren Umfang drei bis vier Schreibmaschinenseiten überschreitet, kommen nicht in Betracht.

Auf dem Weg zur Schwarzen Marktwirtschaft

Ein Gespenst geht um, das älter ist als der Kommunismus, in Europa und anderswo: das des Mangels. Japanische Touristen stopfen sich im Ausland ihre Koffer voll mit Klopapier, weil die Warenhäuser von Tokyo zwar überfließen von Vierkanal-Stereogeräten und Brillantschmuck, aber jene nützlichen Rollen sind seit Wochen ganz verschwunden. In Italien bricht, in regelmäßigen Abständen, die Spaghetti-Panik aus: lange Schlangen von hamsternden Hausfrauen plündern die Supermärkte, bevor der Preis sich verdoppelt hat. In Holland sind im Herbst Salz und Seife über Nacht aus den Geschäften verschwunden. An den Rohstoffbörsen der Welt ist die Hysterie zum Dauerzustand geworden. Der größte Coup mit der Knappheit aber, mit weltweitem Erfolg in allen Metropolen inszeniert, wird erst in diesen Wochen stillschweigend beerdigt, nachdem das enorme Geschäft unter Dach und Fach gebracht ist: die berühmte Ölkrise, ein Bluff, der in der neueren Wirtschaftsgeschichte beispiellos ist.

Die Verblüffung angesichts dieser Renaissance der Knappheit ist begreiflich, aber unbegründet. Jahrhundertelang hat die kapitalistische Wirtschaft immer zweierlei zugleich produziert: Reichtum und Armut, Überfluß und Mangel. Es gehört dies zu ihrem strukturellen Bewegungsgesetz. Variabel ist allein das Ausmaß dieser doppelten Produktion und ihre Verteilung. Eine ganze Geschichte unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsformation ließe sich unter solchen Gesichtspunkten schreiben. In dem Maß, da die klassenbedingte Polarisierung von Not und Überfluß aus dem Erscheinungsbild der sogenannten Konsumgesellschaft, und aus ihrem Bewußtsein schwand, wurde sie exportiert; sie erlebte, krasser denn je zuvor, ihre Auferstehung im internationalen Maßstab. Aber auch in den hochindustrialisierten Metropolen, mitten im Boom der Rekonstruktionsperiode, gab es ausgedehnte Enklaven, in denen die Knappheit sich verschanzt hatte und die sie zäh besetzt hielt. Während die Waren sich immer dichter in den Schaufenstern stapelten, blieb die Wohnungssuche die fünfziger und sechziger Jahre hindurch ein Unternehmn, das an die Zeiten des Schwarzen Marktes erinnerte: zwischen Wucher und Rationierung diktierten die Verkäufer Bedingungen und Preise. Zu keiner Zeit war das System der »Marktwirtschaft« in der Lage, den Widerspruch zwischen gesellschaftlichem Reichtum und gesellschaftlichem Mangel zu lösen. Nur eine an Stumpfsinn grenzende Gewöhnung konnte die alltäglichen Konsequenzen übersehen: ein Überangebot von Konsumgütern, aber überfüllte Massentransportmittel, überfüllte Wartezimmer, überfüllte Schulklassen, Kindergärten und Hörsäle.

Insofern also ist der Mangel eine systemimmanente Notwendigkeit. Die Rhetorik sämtlicher »Sprecher«, die uns im Fernsehen anöden, kann darüber nur die Naivsten unter den Verzweifelten hinwegtäuschen. Wenn »die Wirtschaft« von Krise, Kurssturz, Rezession, Baisse redet, dann setzt sie allemal eine besorgte Miene auf, so als verlören bei diesem Spiel eben alle Beteiligten. Das ist natürlich eine plumpe,

unverschämte Täuschung. Vom Standpunkt des einzelnen Kapitalbesitzers aus gesehen ist es absolut Jacke wie Hose, woran er verdient, an der Hausse oder an der Baisse. Die einfache Arithmetik der Spekulation zeigt, daß sich bei jeder einzelnen Transaktion Verluste und Gewinne die Waage halten, wie die Einsätze und Gewinne beim Roulette. Schon zu den Zeiten des alten Konkurrenzkapitalismus wurden bekanntlich ebenso viele Vermögen in den zyklischen Krisen gemacht wie in der Hochkonjunktur.

Anders nimmt sich die Sache aus, wenn man sie vom Standpunkt des Gesamtkapitalisten aus betrachtet. In dieser Perspektive erfüllen die zyklischen Auf- und Abwärtsbewegungen der Ökonomie eine entscheidend wichtige Funktion: sie führen zu einem säkularen Prozeß der Konzentration und der Monopolisierung.

Nur aus dieser Entwicklung aber lassen sich die spezifischen und historisch neuen Erscheinungsformen der Knappheit erklären, mit denen wir es heute zu tun haben. Der Konkurrenzkapitalismus führte zu einer rücksichtslosen Ausbeutung der Arbeitskraft, aber dem Konsumenten trat er mit relativer Gutmütigkeit gegenüber. Inzwischen hat die Entfaltung der Monopole ein Stadium erreicht, das solche Rücksichten überflüssig macht. Auf den straff geplanten und exakt aufgeteilten Märkten lassen sich die Preise weitgehend unabhängig von Angebot und Nachfrage festsetzen. Der unbedingte Zwang zur Mengenkonjunktur wird hinfällig, die Stagflation zur lohnenden Alternativstrategie. Marktbeherrschung heißt unter solchen Bedingungen die Möglichkeit, den Mangel willkürlich heraufzubeschwören, ihn gezielt einzusetzen und nach Belieben wieder abzuschaffen, beziehungsweise ihn zu verlagern. Dabei kehren Erscheinungen, die für den Frühkapitalismus charakteristisch waren, nun auf der Ebene des Weltmarkts und im gigantischen Maßstab wieder. So wie einst die Getreidehändler ihre Speicher füllten, Hungersnöte provozierten und dann ihre gehorteten Vorräte zu Höchstpreisen losschlugen, so gehen heute die Monopole mit den unentbehrlichsten Versorgungsgütern der Industriegesellschaften, mit Rohstoffen und Energie, um: Wucher- und Schwarzmarktpraktiken werden zu ihrer offen geübten Strategie. (Ein besonders lehrreiches Beispiel für diesen neuen Kurs bietet Japan. Weil dort das integrierte Bank- und Industriekapital über große Handelskonzerne den gesamten Distributionssektor beherrscht und den mittelständischen Großhandel praktisch ausgeschaltet hat, ist die Marktbeherrschung lückenlos, und die Strategie des Wuchers erstreckt sich auf alle Waren des täglichen Bedarfs; so wird Klopapier von einem Tag auf den andern zur Mangelware, die nur zu phantastischen Preisen erhältlich ist.)

Selbstverständlich reproduzieren sich auf jeder Entwicklungsstufe des Kapitalismus auch dessen Widersprüche; auch sie nehmen immer neue und immer bedrohlichere Gestalt an. Stagflation und Arbeitslosigkeit auf der nationalen, Währungskrisen und Handelskriege auf der internationalen Ebene zeigen an, daß der Widerspruch sich auch politisch zuspitzt. Wer diese Verschärfung mit blindem Optimismus begrüßt, sollte jedoch bedenken, daß sich der Zusammenbruch des Kapitalismus in einem qualvollen Zeitlupentempo abspielt. Es ist ein Vorgang, der seine eigenen Paradoxien entwickelt: noch ihren Untergang betrachtet die Bourgeoisie als zukunftssicheres Geschäft, von dem sich auf Jahrzehnte hinaus gut leben läßt.

An der Energie- und Rohstoffsituation zeigt sich dies mit aller Deutlichkeit. Der kapitalistischen Entwicklung ist hier eine unüberschreitbare ökologische Grenze gesetzt. Wir haben jedoch die ersten Beweise dafür vor Augen, daß die Monopole sich bereits darauf einrichten, die sich abzeichnende Zwangslage konsequent auszunutzen: die Folgen der unumschränkten Ausbeutung der Natur werden bereits ausgebeutet, noch ehe sie real auf den Plan getreten sind. Der künstlich heraufbeschworene Mangel, mit dem wir es heute noch zu tun

haben, verdeckt den wahren, der noch in der Zukunft liegt. Der blinde Alarm wird abgeblasen, sobald die Rendite gestiegen ist. Dann werden die Appelle an Sparsamkeit und Solidarität bis zum nächsten Mal zu den Akten gelegt. Das Wechselbad von Knappheit und Überfluß wird solange eingeübt, bis niemand mehr daran glaubt, daß die Stunde der Wahrheit geschlagen hat. Die sogenannte Ölkrise gibt die Probe aufs Exempel.

»Hegel bemerkt einmal, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen . . . sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce.« So steht es im *Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte*. Was wir heute an Versorgungskrisen erleben, das ist die Farce, die diesmal der Tragödie vorangeht.

Hans Magnus Enzensberger

Ein letzter Brief aus der Moneda

Die folgenden Zeilen hat Augusto Olivares, einer der engsten Mitarbeiter und Freunde von Salvador Allende, an einen Freund im Ausland gerichtet. Der Brief wurde am 10. September 1973 in der Moneda von Santiago de Chile, dem Amtssitz des Präsidenten, geschrieben, am Abend vor dem Putsch; sein Verfasser kam am Tag darauf mit Allende ums Leben.

Lieber Freund,

es ist Montag, es ist halb acht Uhr abends. Ein merkwürdiger Tag und eine merkwürdige Stunde, um einen Brief anzufangen, umso mehr, als ich so viele Wochen verstreichen ließ, ohne dir zu antworten. Daran ist der Prozeß schuld, den wir durchleben. Rasend und lähmend zugleich: eine paradoxe Situation. Rasend, weil sich die Ereignisse derart überstürzen, daß das, was vor einem Monat geschah, uns bereits abgelebt erscheint, als etwas, das nur noch die Geschichtsschreiber angeht. Lähmend, weil die Widersprüche, die dieses Land erschüttern, eine Situation herbeigeführt haben, in der es stillzustehen scheint. Seit Monaten leben wir in einem Zustand permanenter Wachsamkeit, wie auf einem Bahnsteig. Selbst die Liebe kann uns keinen Moment lang von diesem Zustand lauernder Erwartung befreien. Wenn auch mancher versucht, es zu leugnen: wir alle warten nur auf das, was kommen muß, auf die Konfrontation.

Ich hatte oft im Sinn, dir zu schreiben. Jene Raserei hat mich daran gehindert. Wozu schreiben, wenn das, was man zu erzählen hat, schon am Tag darauf bedeutungslos geworden sein wird? Aber zugleich enthält die Lähmung ein Motiv, das einen zum Schreiben drängt; denn im Bewußtsein eines jeden Einzelnen führt der Prozeß zu einer permanenten Selbstprüfung, Selbstkritik und Analyse. Gerade in einem Augenblick, der es einem nicht mehr erlaubt, irgendwelche Pläne für die Zukunft zu machen, in dieser trügerischen Ruhepause, mitten in einem unaufhörlichen Kampf, überrascht man sich bei Überlegungen, die man früher im Alltagsbetrieb untergehen ließ.

So fielen mir heute früh – die Sonne schien in diesem frustrierten Winter beinahe frühlingshaft – zwei Tennisspieler auf, die sich auf einem jener Plätze, an die du dich erinnern wirst, in der Nähe des Kanals, scheinbar ganz unbeschwert, eine Partie lieferten. Wie fremdartig dieser triviale Anblick *jetzt* plötzlich wirkte!

Wenn ich *jetzt* sage, meine ich die Zeit des Wartens auf das, was notwendigerweise eintreffen muß. Es ist eine Zeit der Beklemmung und zugleich eine friedliche Zeit. Jeder von uns ist zu einem Knoten von Widersprüchen geworden, einfach deshalb, weil uns die tragische Stunde des Terrors bevorsteht: die Stunde der Wahrheit. Diese Zeitspanne hat etwas von der Frist derer, die ihrer Hinrichtung entgegensehen, und zugleich bringt sie einem den Geschmack des Hasardspiels auf die Zunge. In solchen Augenblicken nehmen die gewöhnlichsten Aspekte des Lebens einen Wert an, der sich

kaum ermessen läßt. Du kennst mich und weißt, daß ich bei diesem Sport mehr Erfahrung als andere habe. Meine private Neurose (ich mache Spaß) ist älter als der Klassenkampf. Das hat mich oft dazu gebracht, Dinge zu entdecken, an denen ich vorübergegangen wäre, wenn die Neurose nicht zugeschlagen hätte.

Wir sind jetzt dem Anfang nah, oder dem Ende. Jeder von uns ist angespannt wie ein Soldat vor der Schlacht. Verschiedenartige Reaktionen: die einen brechen in Gelächter aus, die andern entdecken den Schrecken. Manche fangen an, nachdenklich zu werden, manche glauben, sie hätten ein Recht darauf, von neuem anzufangen, um in einem neuen Leben das zu finden, was das alte ihnen verweigert hatte. Das alles verleiht Chile die Atmosphäre eines einzigen riesigen Irrenhauses.

Die Bombenwerferei ist längst zu einer alltäglichen Angelegenheit geworden. Das politische Verbrechen ist gang und gäbe. Die Wahrheit darüber mußt muß mit der Lupe suchen. Was die Zeitungen schreiben, ist bloße Agitation. Die ungeheuerlichsten Behauptungen werden verbreitet. Man hat kaum mehr Zeit, sie zu dementieren, oder vielmehr, was noch schlimmer ist, man hat keine Lust mehr dazu, weil es letzten Endes gleichgültig ist. Wir sind dem Kern der Sache nah, vielleicht haben wir ihn schon erreicht. Unsereinem rücken Tag für Tag Leute auf den Leib, die die sofortige Eröffnung des Bürgerkrieges fordern, und andere, die mit professoralem Ernst behaupten, man müsse ihn vermeiden. Es gibt Militärs, die ihn verlangen und andere, die ihn ablehnen, Zivilisten, die nur in militärischen Begriffen denken und Militärs, die sich wie Zivilisten geben.

Das alles ist nicht einmal etwas Neues. Eben das macht die Sache noch schlimmer: Dies alles ist woanders schon durchgemacht worden, dein göttlicher Einäugiger hat es dir seinerzeit, damals, alles schon erzählt. Aber wie könnte man originell sein, wenn es um Leben und Tod geht.

Wer wird am Leben bleiben, um dies alles zu erzählen? Keine Ahnung. Ich persönlich fühle mich wie ein Toter auf Urlaub. Wenn mich nicht schon zuvor irgendein faschistisches Arschloch mit einer Bombe oder mit einer Kugel auf offener Straße fertigmacht – sobald der Tanz erst richtig beginnt, wird es mich in jedem Fall erwischen.

Ich dramatisiere nichts, das kannst du mir glauben. Um dir das alles zu schreiben, bin ich um die Selbstanalyse nicht herumgekommen, jene furchtbare Selbstprüfung, bei der man auch die durchlöcherten Socken (des eigenen Bewußtseins) nicht übergehen kann.

Du denkst an die Leute, die du liebst, und zum ersten Mal kriegst du Angst, weil du ihnen bald fehlen wirst. Du kommst soweit, daß du irgendeinem imaginären Jemand, den es gar nicht gibt, einen Tausch vorschlagen möchtest: dein Leben gegen den Frieden derjenigen, die du liebst. Nur, daß es niemand gibt, der dir dein Leben oder deine Seele abkaufen würde, und niemand, der das Geheimnis des Roulettes besitzt.

Wie hat das alles angefangen? Der Klassenkampf hat sich extrem verschärft; die USA haben sich beeilt, unsern Gegnern die Mittel zu liefern, die ihnen fehlten. Wir haben es außerdem mit der Irrationalität eines Landes zu tun, dessen Bourgeoisie mit den Erfahrungen anderer herrschender Klassen spielt. Der Modeschlager unter diesen Erfahrungen ist der Faschismus . . .

Die Offiziere der Armee, der Luftwaffe, der Marine werden vor unsern Augen, wie in den Dracula-Geschichten, zu haarigen Gorillas. Vergessen sind die vergoldeten Märchen von der guten Armee, dem »Soldado amigo, el pueblo está contigo«. Jede Minute lebt man so, als fiele in der nächsten ein Schuß, der Startschuß zu einem Marathonlauf – wenn es nicht nur 100 Meter sind, die wir vor uns haben.

Dies hier wird vielleicht mein letzter Brief sein. Ich schreibe ihn ohne Zittern in den Knien. Aber es ist richtig, dir zu sagen, wie es aussieht, damit du einen exakten Eindruck vom heutigen Chile bekommst, nicht mehr und nicht weniger. Ich kann dir nur

eins versichern: wenn ich noch einmal geboren würde, finge ich in meinem neuen Leben an, das zu tun, was ich eigentlich immer machen wollte. In diesem Augenblick aber ist es eine Frage meiner Würde und meines Stehvermögens, daß ich an der Bresche bleibe.

Augusto Olivares

(Deutsch von Gaston Salvatore)

Wo ist Lin Piao geblieben?

Die erste Nachricht kam aus Algier, in Gestalt eines offiziellen Bulletins der chinesischen Botschaft, datiert auf den 28. Juli 1972. Der Text beginnt mit dem folgenden Satz: »Die Affäre Lin Piao spiegelt den Kampf zweier Linien wieder, der seit langem im Innern der Partei ausgetragen wird.« Das klingt ganz nach einer politischen Analyse, wie sie vom Standpunkt des Marxismus aus wünschenswert wäre; allerdings fällt der Ausdruck »Affäre« aus diesem Rahmen. Er droht die politische Diskussion von Anfang an auf die Ebene eines etwas anrüchigen Kriminalfalls zu bringen, und er weckt ziemlich trübe Reminiszenzen. Die einzig ernsthafte und legitime Frag, die der erste Satz aufwirft, kann jedoch nur lauten: Welches sind die beiden Linien, um die es geht? An diesem Punkt jedoch schlägt das Bulletin eine völlig andersgeartete Richtung ein. Der Text fährt fort:

»Lin Piao irrte sich oft und verhielt sich arrogant; sein verborgenes Wesen war heuchlerisch und pervers und widersetzte sich jeder Besserung. Das ging soweit, daß Lin Piao eine Verschwörung gegen Mao Tse-tung anfing und sich bis zu dem Plan verstieg, ihn zu ermorden. Mao Tse-tung, der schon manchen Kampf mit ihm ausgetragen hatte, erstickte lange Zeit die Arroganz Lin Piaos im Keime und ermöglichte es diesem sogar, nützliche Arbeit zu leisten. Endlich jedoch entlarvte er die Verschwörung und vereitelte die Machenschaften Lin Piaos, so daß dieser sich gezwungen sah, mit einem Flugzeug, das über der Mongolei abstürzte, die Flucht in die Sowjetunion zu ergreifen.«

In dieser Geschichte geht es nicht um den Kampf zweier Linien, sondern um die Beziehung zwischen zwei Personen. Seltsamerweise hat der Bericht es darauf abgesehen, uns das innere Wesen der beiden politischen Führer zu erläutern. Auf der einen Seite sehen wir einen guten, allenfalls leicht zerstreuten Herrscher, der jedoch viel Geduld mit seinen Ratgebern hat; auf der andern Seite seinen bevorzugten Stellvertreter, der ihn eine Zeitlang täuscht, indem er ihm in jeder Hinsicht beipflichtet, bis seine finsteren Pläne ans Licht kommen, was ihn ins Verderben stürzt. Diese Fabel kommt uns bekannt vor; sie erinnert an die Märchen aus 1001 Nacht, die von guten Kalifen und bösen Großvezieren handeln, und an Geschichten aus dem *alten* China. Die Nachricht aus Algier aber ist ein offizielles Bulletin, und sie hat mit dem Märchen vom guten Kalifen nur eins gemeinsam: das Volk nimmt sie auf, erzählt sie weiter, erfindet Varianten und malt sie aus. Ein zweiter Text, auch er aus chinesischer Quelle, aber ohne das Siegel amtlicher Autorität, datiert vom 3. August 1972, gibt eine solche »populäre« Version der Geschichte wieder, in der sich alles um die »Handlung«, das heißt, um den Komplott dreht:

»Lin Piao hatte sich nach Bei Da-he, einen bekannten Badeort, begeben, wo sich die chinesischen Parteiführer zu erholen pflegen. Er benutzte diese Reise als Vorwand, um ein Attentat auf Mao Tse-tung zu planen. Dieser hielt sich zur gleichen Zeit in Shanghai auf, dem Anschein nach einer Besichtigung wegen, in Wahrheit aber, um den Verschwörern eine Falle zu stellen und sie zu entlarven. Zu diesem Zweck ließ er für den Zug, der ihn nach Peking zurückbringen sollte, eine falsche Abfahrtszeit bekanntgeben. Lin Piao ließ sich täuschen und befahl, den Zug auf der Brücke von Nanking anzugreifen. Der überfallene Zug erwies sich als leer, und der Lokomotivführer, ein Genosse, der Mao Tse-tung völlig

ergeben war, kuppelte die Wagen ab und fuhr auf seiner Maschine davon. Die verwirrten Angreifer wurden vernichtet; Lin Piao jedoch wurde die Nachricht zugespielt, die Aktion sei ein voller Erfolg gewesen. Unterdessen war Mao Tse-tung wirklich in Peking eingetroffen, wo er sofort wichtige Persönlichkeiten empfing. Diese Audienzen wurden öffentlich bekanntgegeben. Auf diese Weise erfuhr Lin Piao, daß Mao Tse-tung am Leben war. Er sah ein, daß er verloren war und versuchte, von einem nahe gelegenen Militärflugplatz aus zu fliehen. Über der Mongolei jedoch . . .« usw.

Vierzehn Tage später heißt es in einer weiteren Meldung aus Peking:

»Während er sein Flugzeug besteigt, verliert Lin Piao auf der Treppe seine Aktentasche, aus der, während sie zu Boden fällt, zahlreiche amerikanische Banknoten hervorquellen.« Für den Fall daß jemand einen Beweis für dieses überraschende Detail verlangen sollte, fährt die Meldung fort: »Eine Infrarot-Kamera, die auf dem Flugplatz aufgestellt war, hat Lin Piaos Abreise im Bild festgehalten.«

Hier handelt es sich nicht mehr um die alte Fabel vom gütigen Herrscher und vom treulosen Ratgeber, hier geht es um *action*, um »Handlung« mit doppeltem Boden, mit Tricks und Gegentricks. Mao erscheint dabei nicht als der Allwissende oder als der Weise; er besiegt seinen Gegner, weil er schlauer und tatkräftiger als dieser ist, und zwar im Wesentlichen durch Täuschung. Auch fällt der stark symbolische und visuelle Charakter der Szenen auf, die sich zum Szenario eines Comic ergänzen. Die Parallelen zu zeitgenössischen chinesischen Bildergeschichten sind offensichtlich (vgl. *Das Mädchen aus der Volkskommune. Chinesische Comics*. Comics. Reinbek 1972).

Ein drittes Dokument, das am 2. September 1972, ebenfalls aus chinesischer Quelle, in den Westen gelangt ist, das angebliche Geheimpapier aus der Feder von Lin Piaos Sohn, ergänzt dieses Bild. Es beginnt mit einer Liste der beteiligten Verschwörer, die kurioserweise säuberlich mit vollem Namen aufgeführt sind, geht dann zur Person Maos über, der des Trotzkismus, des Sadismus und der feudalen Despotie beschuldigt wird (und zwar stets unter dem bemerkenswerten Decknamen *B-52*), und führt schließlich die Angriffswaffen auf, derer sich die Verschworenen zu bedienen gedenken: »Giftgas, bakteriologische Waffen, Bomben, Geheimwaffe 543, Autounfälle, Stadtguerilla-Gruppen«.

Es ist wohl müßig, über die Authentizität dieses Dokumentes zu spekulieren. Schon die volle Namensnennung gibt zu denken, die das Papier eher zu einer Anklageschrift macht. Am ehesten könnten die Beschuldigungen gegen Mao von echten Gegnern des Vorsitzenden stammen, möglicherweise aus den verschiedensten Unterlagen zusammengeholt und vermischt; die absurde Idee, die Typenbezeichnung eines amerikanischen Bombenflugzeugs als Decknamen für Mao zu verwenden, läßt kaum eine andere Deutung zu. Zu denken gibt auch die Liste der zu verwendenden Kampfmittel. Während das eher volkstümliche Comic-Szenario vom 3. August zu traditionellen, ja fast antiquierten Requisiten der Trivialliteratur greift (»Überfall auf den Eisenbahnzug«), spielt das Geheimdokument die modernste Technologie aus. Die Vorliebe für »Geheimwaffen« und für typische Situationen aus der Mythologie hochindustrialisierter Länder läßt an das Repertoire von Bond- Filmen denken; sie setzen einen Autor voraus, dem solche Themen aus politischen und kulturellen Gründen geläufig sind.

Der Widerspruch zwischen Nachrichten dieser Art und allem, was wir über Lin Piao und über das China der Kulturrevolution zu wissen glauben, könnte nicht schlagender sein. Angesichts des »Unglaublichen« hat die prochinesische Linke im Westen auf eine Art und Weise reagiert, die wir seit Jahrzehnten kennen und die inzwischen zu einem bewußtlosen Tic geworden ist: »Wir verfügen nicht über hinreichende Informationen, wir müssen abwarten, wir

dürfen uns nicht zu spontanen Reaktionen hinreißen lassen.« Dabei ist es im Großen und Ganzen geblieben: die Episode Lin Piao scheint fast völlig assimiliert, verdaut, das heißt aber vergessen zu sein.

Nicht verschwunden ist jedoch das Problem, das sie aufwirft. Eine Haltung, die historische Wahrheit als etwas Unverrückbares, Endgültiges begreift und dieses Definitivum passiv erwartet, als werde sie *post factum* von selbst erscheinen, nachdem der Nebel der falschen, unzuverlässigen, unverständlichen Nachrichten verflogen ist, bleibt abstrakt und unpraktisch. Ihr ist entgegenzuhalten, daß gerade die Lügen, die Verdrehungen, ja sogar das Schweigen, im komplizierten Kampf der Kräfte, die sie hervorbringen, das Feld der verschwiegenen oder entstellten Wahrheit sehr genau bezeichnen, und daß das Märchen, die »unglaubliche Geschichte«, das Comic oft mehr verraten und ein gründlicheres Urteil erlauben als die fragmentarische Information über empirische Tatsachen.

Im vorliegenden Fall stimmen alle zitierten Quellen in einem Punkt überein: sie stellen Einzelpersonen dar, die untereinander um die Macht kämpfen, und *sie verzichten grundsätzlich darauf, diesen Kampf marxistisch zu analysieren.* Dabei handelt es sich nicht um einen Einzelfall. Die Frage bleibt, woran das liegt. Ich sehe nur eine Erklärung: die Unfähigkeit des Marxismus, soweit er die Macht erobert hat, mit seinen eigenen Begriffen das zu fassen, was Marx die Leidenschaft des Menschen nennt, das heißt, sein Bedürfnis, die Totalität seines Lebens zu ergreifen. Was dabei verlorengeht, sind, um einen Ausdruck von Freud auf die Füße zu stellen (der in seiner Traumdeutung von den »Tagresten« spricht, die im Traum wiederkehren), die *Nachtreste* des menschlichen Lebens, das was im Traum, in der Phantasie, in der Begierde seinen Ursprung hat, von dort aus in die Wirklichkeit übergeht und mit deren herrschender Verfassung unvereinbar ist. Deshalb zerreißt das Interpretationsnetz des Marxismus immer dort, wo das Problem der Macht sich zuspitzt. Dieselbe Verleugnung finden wir auch anderswo, in zahlreichen Kraftfeldern der individuellen wie der kollektiven Existenz; überall aber rächt sich das Verleugnete, weil es nie ganz unterdrückt werden kann, für den Versuch seiner Ausschließung. Es kehrt wieder, und zwar gerade dort, wo die konkreten Konflikte der Menschen antagonistische Formen annehmen, und bringt Erklärungen des Verhaltens hervor, wie sie traditioneller oder infantiler nicht gedacht werden können: in plumpen, grotesken, archaischen Vermummungen taucht der verleugnete Nachtrest wieder auf. Der größte lebende Theoretiker des Klassenkampfes erscheint als Kalif oder Tarock-König, und sein treuer Kampfgenosse verteufelt ihn als Bomber-Dämon.

Allgemeiner ausgedrückt: die geschriebene Geschichte des Marxismus scheint von immer wiederkehrenden Eruptionen unterbrochen. Dabei brechen sich gewaltsam Vorstellungen Bahn, die scheinbar spontan entstehen, in Wahrheit aber aus alten kulturellen Ablagerungen herrühren, die der Marxismus überwunden hat (im Falle Chinas z. B. das »bösartige Wesen«, der »Feudale Despot« usw.). Nicht nur sind diese Vorstellungen mit dem Marxismus unvereinbar; es kommt, was schwerer wiegt, zu einem völligen Wechsel der Ebene. Die verdrängten Gespenster beherrschen die Szene: so, im Falle Lin Piaos, ein chaotisches Gemenge aus unterdrückter Wut, aus Neid, Enttäuschung und Ressentiment, das die Intensität und die Schrankenlosigkeit einer infantilen »Hölle« hat. Diese Erscheinung aber ist ein sicheres Zeichen dafür, daß es im Prozeß der chinesichen Revolution zu einem tiefen Bruch gekommen ist. Um dies zu konstatieren, bedarf es keiner prophetischen Kräfte, und auch keiner Bestätigung durch Tatsachen, die abzuwarten blieben. Zugleich aber weist der Fall Lin Piao auf ein Problem hin, das in allen Gesellschaften, die sich auf den Sozialismus berufen, bis heute ungelöst geblieben ist.

Elvio Fachinelli

Rudolf zur Lippe, geb. 1937, machte sein Staatsexamen in Volkswirtschaft, promovierte in Geschichtswissenschaft und habilitierte sich im vergangenen Jahr mit seiner Arbeit *Naturbeherrschung am Menschen*. Zur Zeit lehrt er an der Frankfurter Universität. Sein besonderes Interesse gilt der Lehrerausbildung; er arbeitet u. a. in einer Schulgruppe.

Die *Interviews mit LIP-Arbeitern*, aufgezeichnet von Arno Münster, sind Auszüge aus seinem Band *Der Kampf bei LIP. Arbeiterselbstverwaltung in Frankreich* (Rotbuch 111, DM 7,–), der Anfang Mai im Rotbuch Verlag Berlin erscheinen wird.

Die beiden *Interviews mit Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre* wurden von Alice Schwarzer anläßlich eines Films über Simone de Beauvoir für den NDR aufgezeichnet. © Alice Schwarzer. Alice Schwarzer lebt als Publizistin und Journalistin in Paris und arbeitet dort aktiv im MLF mit. Ihre beiden Bücher *Frauen gegen § 218* und *Frauenarbeit – Frauenbefreiung* erschienen im Suhrkamp Verlag (es 546 und 637).

Die Sache der Frauen: dieses Gespräch, das im Januar 74 stattfand, wurde redaktionell überarbeitet von Claudia Alemann, Ilona Balthazár, Ine Glucker und Susanne Kahn-Ackermann, die auch an den Diskussionen beteiligt waren.

Til Schulz, geb. 1944, beteiligte sich im September 1970 an der ersten Frankfurter Hausbesetzung (siehe *Kursbuch 27*, S. 85 ff.). Er war Mitarbeiter an der Zeitschrift *Antiimperialistischer Kampf*, redigiert seit zwei Jahren die Studentenzeitung *Diskus* und steht in verschiedenen politischen Arbeitszusammenhängen (Knastarbeit, Häuserkampf etc.).

Wolfgang Pohrt, geb. 1946, lernte Schlosser, machte sein Diplom in Soziologie und arbeitet zur Zeit an einer Dissertation über den Gebrauchswert. *Michael Schwarz*, geb. 1949, studiert Philosophie und Soziologie. Sie beide sind durch die »Frankfurter Schule« und die Frankfurter Studentenbewegung hindurchgegangen.

Kursbuch 36 Geld — Erscheint Juni 1974

Das Geld, sagt Marx, ist das »reale« Gemeinwesen. Aber die marxistische Theorie weiß kaum zu sagen, wie das heutige Geldsystem funktioniert. Und der »Linke von der Straße« hat zudem (sicher nicht zufällig) ein recht gebrochenes Verhältnis zum Geld . . .
Schwerpunkte dieses Heftes sind: der Geldfetisch im theoretischen Sinn; die internationalen Aspekte des monetären Weltsystems und die Krise des Imperialismus, die sich in dessen heutigem Zustand ausdrückt; die Inflation in Westdeutschland und ihre innenpolitischen Konsequenzen. Über kontroverse Fragen der Inflationstheorie unterrichtet ein Dossier. Für Leser, die mit der Thematik nicht vertraut sind, wird ein Glossar erarbeitet, das die wichtigsten Fachausdrücke erklärt.

Kursbuch 37 Verkehrsformen II — Erscheint September 1974

Das zweite Verkehrsformen-Heft wird den Schwierigkeiten von, in und mit Gruppen gewidmet sein, der Dialektik von Emanzipation und Solidarität.

lest u. abonniert die
berliner
heim &
erzieher
zeitschrift
1
Zeitschrift von Erziehern für
Erzieher in Beruf u. Ausbildung
hez
Anschrift: 1000 BERLIN 61
Urbanstr. 126
hez

1/2JahresAbo.9,-
im voraus auf das
Postscheckkonto:
Bln.W.358636-109
Detlef Tartsch -
Probeexemplar:
gegen Einsendung
von 1,50DM in
Briefmarken
Arbeitsmaterialien zur Heimerziehung: 5,-DM

WORKING PAPERS ON THE
KAPITALISTATE
Heft 2/1973
Enthält u.a.: *Jim O'Connor:* Nixon's Other Watergate: The Federal Budget for Fiscal 1974 – *Bertell Ollmann:* State as a Value Relation – *Hugo Radice:* The Conference of Socialist Economists (C.S.E.) – *Elmar Altvater:* Notes on Some Problems of State Interventionism (II) – *Stepnan Leibfried:* – Reform of the U.S. Central Government's Administrative Structure During the Ash-Period (1968–1971)
Die Nummern 1 und 2 von Kapitalistate sind im Buchhandel erhältlich und außerdem im Postversand des Politladen Erlangen. Zur Bestellung eines Einzelheftes im Postwege reicht eine Überweisung von DM 9,00 auf das Postscheckkonto Nr. 3234–850 Nurnberg (Politladen Gmbh, 852 Erlangen) unter Namens-, Adressen- und Heftangabe aus.
Abonnements können nur direkt bei der Redaktion bestellt werden. Hierzu reicht die Überweisung von DM 25,00 für vier Hefte auf das Postscheckkonto Gero Lenhardt, Sonderkonto K, Kto.-Nr. 359436–100 Berlin-West unter Namens- und Adressenangabe aus; desgleichen auch die Übersendung eines Schecks an: Gero Lenhardt, 1 Berlin 12, Grolmannstr.23. Institutionelle Abonnements kosten DM 38,00.

Aufruf

Der Prozeß gegen Astrid Proll ist geplatzt. Am 1. 2. 74 mußte die Angeklagte wegen akuter Lebensgefahr für verhandlungs- und haftunfähig erklärt werden. Die beiden gegen sie bestehenden Haftbefehle wurden außer Vollzug gesetzt.

Als Astrid Proll im Mai 1971 verhaftet wurde, war sie vollkommen gesund. Im Gefängnis Köln-Ossendorf wurde sie vollständiger Isolationshaft unterworfen: als einzige Gefangene legte man sie in die sogenannte »Stille Abteilung«, in der sie keinerlei akustische und visuelle Kontakte hatte – außer den Sekunden der Essensausgabe durch Anstaltsbeamte. Diese totale Isolation, die heute bei den politischen Gefangenen in der BRD zur Anwendung kommt, um Anpassung und Geständnisse zu erzwingen, ist Folter.

Die Folgen im Fall von Astrid Proll: nach 34 Monaten Untersuchungshaft »abnorm niedriger Blutdruck und höchstgradige Regulationsstörungen«. Anfang Januar erreichte ihr Blutdruck einen Wert, der als unmittelbar lebensgefährlich gilt. Seit ihrer Haftentlassung befindet sich Astrid Proll in der Behandlung eines Herz- und Kreislaufspezialisten in einer Klinik. Nach ärztlichem Gutachten sind Rehabilitationsmaßnahmen von mindestens 6 Monaten bis zu einem Jahr erforderlich. Der Tagessatz beträgt 200 DM. Wie alle Haftentlassenen hat Astrid Proll kein Geld (der Staat kommt für die von ihm verursachten Schäden natürlich nicht auf).

Astrid Proll ist auf unsere – und das heißt Ihre – Hilfe angewiesen. Wenn sie gesund werden soll, ist Geld nötig, viel Geld. Deshalb bitten wir Sie, einen größeren Betrag auf unser Konto einzuzahlen mit dem Vermerk »für Astrid Proll«. (Rote Hilfe, Dresdner Bank, Frankfurt, Konto-Nr. 4 116 606)

Wir danken im voraus: Rote Hilfe Frankfurt/M., Unterlindau 74 – Februar 1974

E
THEORIE DER REVOLUTION

Situationistische Internationale
Die wirkliche Spaltung in der Internationalen;
veröffentl. im April 1972, 161 S., DM 8,–

Jean-Pierre Voyer
REICH, Gebrauchsanleitung;
veröffentl. im November 1971, 25 S., DM 3,–

Guy Debord
Die Gesellschaft des Spektakels;
veröffentl. im März 1969, 167 S., DM 8,–

Raoul Vaneigem
Handbuch der Lebenskunst für die jungen Generationen;
veröffentl. im Juni 1968, 443 S., DM 15,–

Mustapha Khayati, Raoul Vaneigem u.a. in
Das Elend der Studenten und der Beginn einer Epoche;
veröffentl. im November 1966 und September 1969, 38 S., DM 3,–

PROJEKTGRUPPE GEGENGESELLSCHAFT
Kontaktadresse:
Schlüter, 4 Düsseldorf, Postfach 7233.

ISBN 3-921265-04-5
NEU im VERLAG KÜBLER KG, 6840 Lampertheim, Postfach 242.
Paperback, 270 Seiten, DM 12,–

Wie hängen Preise, Löhne und Gewinne grundsätzlich miteinander zusammen und wie entwickelt sich dieser Zusammenhang im Zuge der Konjunktur?

Wie war das konkret 1967 - 1973? Nahmen die Gewinne zugunsten der Löhne ab oder war es umgekehrt? Welche Rolle spielte dabei die Steuerpolitik?

Wie kam es zum Anstieg der Inflation auf 7,5% 1973?

Dieses Buch entlarvt die Lohn - Preis - Spirale als ein gezieltes Mittel des Klassenkampfes von oben. Der Nachweis läuft aber nicht über eine Abfolge orthodoxer Sätze, sondern in kleinen, nachvollziehbaren Denkschritten, verbunden mit einer Reihe wichtiger empirischer Informationen.

Rotbücher: Literatur und Politik

Rotbuch 108: Heiner Müller Geschichten aus der Produktion

Wie wird »aus der krepierenden alten / die neue Welt«? Das ist das große Thema Heiner Müllers, des umstrittenen und wichtigsten Dramatikers der DDR. Müllers Arbeiten, die dem westlichen Leser den seltenen Genuß an einem sprachkräftigen Realismus und unentbehrliche Informationen über die DDR vermitteln, werden erstmals in einer größeren Ausgabe publiziert.
Aus dem Inhalt: Bericht vom Großvater (Prosa) / Bericht vom Anfang (Poem) / Der Lohndrucker (Stück) / Das Loch im Strumpf (Gedicht) / Die Korrektur (Stück) / Brecht (Gedicht) / Majakowski (Gedicht) / Der Bau (Stück) / Diskussionsprotokolle
160 Seiten mit Abbildungen, DM 8,–

Rotbuch 111: Arno Münster Der Kampf bei LIP

Arbeiterselbstverwaltung in Frankreich. Arno Münster stützt sich ausschließlich auf Gespräche mit den betroffenen Arbeitern, den an ihrem Kampf beteiligten politischen Gruppen und auf eigene Erlebnisse. Zahlreiche Interviews informieren über den Kampf um kollektive Formen der Produktion, den Abbau der kapitalistischen Hierarchie am Arbeitsplatz, die solidarische Entlohnung, den Verkauf der in eigener Regie produzierten Uhren, über die Emanzipation der Arbeiterfrauen und über die brutale Politik der Unternehmer und des Staates.
192 Seiten mit Abb. DM 7,– (Abo 6,–)

im Mai/Juni 1974 erscheinen:

109: Hoffmanns Comic Teater
Will dein Chef von dir mal Feuer
Rollenspiele und was man damit machen kann

110: Kurt Mandelbaum
Sozialdemokratie und Leninismus Zwei Aufsätze

114: Gerd Höhne
Wir gehn nach vorn!
Erfahrungsbericht über die Arbeitskämpfe bei Mannesmann

115: Preobraczenskij
Die sozialistische Alternative
Marx, Lenin und die Anarchisten über die Abschaffung des Kapitalismus

116: Karl Mickel
Einstein/Nausikaa
Die Schrecken des Humanismus in zwei Stücken

117: Heinz Rudolf Sonntag
Lateinamerika: Faschismus oder Revolution

118: Schulkampf

Rotbuch 112: Alfred Behrens Die Fernsehliga

Spielberichte vom Fußballgeschäft der Zukunft. Behrens, Amateurfußballer und »satirischer Pionier« (Südd. Ztg.), weist dem Fußball den Weg in die Zukunft: Durch Anpassung des Fußballgeschäfts an die Spielregeln der Freien Marktwirtschaft werden die Bedürfnisse der Fußballverbraucher endlich optimal befriedigt. Eintracht Unilever Frankfurt gegen Neue Heimat Hannover 96, BMW Bayern München gegen Fortuna Henkel Düsseldorf – nur der Hamburger SV steht noch abseits, aus dem Flirt mit Campari wurde ja nie eine dauerhafte Verbindung. Wird er endlich den Aufstieg schaffen? Hält er durch im rauhen Wind der totalen Medialisierung (Fernsehliga statt Bundesliga, Ermittlung des Tabellenstandes durch Einschaltquoten) und Kommerzialisierung des Showfußballs? Das einzige Buch zur Fußballweltmeisterschaft, das auch noch zur WM 1994 aktuell bleibt!
96 Seiten mit Abbildungen, DM 7,–

Rotbuch 113: Amilcar Cabral Die Revolution der Verdammten

Der Befreiungskampf in Guinea-Bissao. Herausgegeben von Hans U. Stauffer. Amilcar Cabral, »der Mann, der in Schwarzafrika wohl am [illegible] Cavara entspricht«, wurde 1973 von portugiesischen [illegible] Mo det Seine in diesem Band gesammelten Reden Aufsätze und Interviews behandeln die spezifischen Bedingungen und Erfahrungen des Kampfes in Guinea-Bissao. Sie beschreiben die Entwicklung der befreiten Gebiete und wie sich in ihnen das neue politische, ökonomische, soziale und kulturelle Leben herausbildet.
144 Seiten, DM 6,– (Abo 5,–)

kostenlosen Verlagsalmanach bestellen!

Rotbuch Verlag
1 Berlin 31
Jenaer Str. 9